

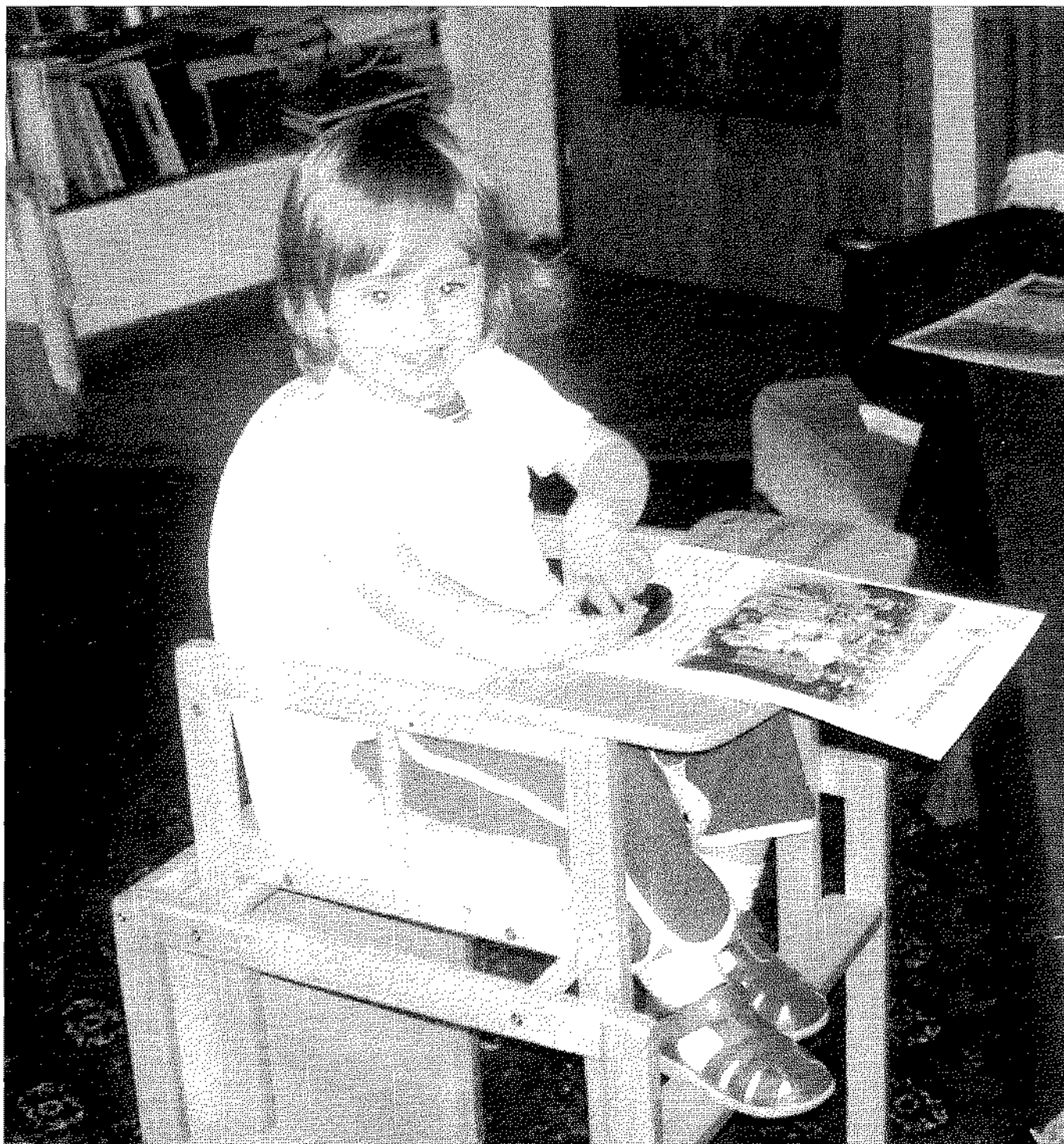
# Heimatgruß-Rundbrief

Aus den ehemaligen Kirchengemeinden im Kreis Arnswalde (Neumark)

59. Jahrgang

Juli / August / September 2005

270. Folge



## *Erinnerungen mit Zukunft*

*Der Einsender des Bildes ist Gerhard Albrecht, er schreibt:*

*„... wie Sie anhand der beigefügten Bilder sehen können, ist auch meine 20 Monate alte Enkelin Luisa, sehr am Heimatgruß-Rundbrief interessiert.*

*Das Titelbild hat es ihr besonders angetan.*

## „HEIMATGRUß-RUNDBRIEF ARNSWALDE“

erscheint vierteljährlich Jahresspende 26,- €

Geldüberweisungen, Jahresspende,  
bitte auf eines der beiden Konten  
„Arnswalder Heimatstube“  
Konto-Nr. 543 195 301 · (BLZ 250 100 30)  
Postbank NL Hannover  
oder  
„Heimatgruß-Rundbrief Arnswalde“  
Konto-Nr. 300 589 501 · (BLZ 278 937 60)  
Volksbank e.G. Seesen  
(auf Wunsch ab 50,- € Spendenbescheinigung)

Bestellungen des Heimatgruß-Rundbriefes  
und Adressen-Änderungen, bitte an  
**Ruth Paetzold**, Marienbader Weg 13  
38640 Goslar, Tel. 05321-23558  
oder  
**Hanna Steiger**, Habichtsweg 55/230  
37075 Göttingen, Tel. 0551-2098230

## LITERATUR, KARTEN, BILDER

Inhaltsverzeichnis für alle Rundbriefe Nr. 1-193,  
57 Seiten, erstellt von O. Stud. Rat W. Palm,  
Im Hagen 12, 22584 Himbergen € 8,-

Es sind noch alle Folgen lieferbar:  
Nr. 1-199 € 1,30, ab Nr. 200 € 3, ab Nr. 220 p. St. € 5,-  
(einschl. Portokosten)

Wieder lieferbar:

»Wanderungen und Streifzüge durch den Kreis  
Arnswalde« von W. Schumacher, 244 Seiten € 6,-

»Der Kampf um den Kreis Arnswalde im Jahre 1945«  
von Fritz Mörke, 160 Seiten; IV. Auflage € 6,-

»Als Arnswalde brannte« Anneliese Hohensee  
(48 Seiten mit vielen Fotos; VI. Auflage) € 2,50

»Die Entstehung und Frühgeschichte der Stadt Reetz«  
von B. Münch und F. Mörke. 66 Seiten € 5,-

»Zur Vorgeschichte und Gründung der Stadt  
Arnswalde« von Amtsgerichtsrat Berg, 36 Seiten € 4,-

»Eine Heimatkunde für Schule und Haus«  
von Walter Schumacher mit Kreiskarte € 3,-

»Die Besiedlung des Kreises Arnswalde«  
von Walter Schumacher, 60 Seiten € 4,-

»Der Kreis Arnswalde und seine Besiedlung«  
von Walter Schumacher 1958, 24 Seiten € 2,50

»Geflüchtet – Gejagt – Bewahrt«  
Erinnerungen 1944-45 von H. Gadow  
DIN A 4, 62 Seiten € 4,-

»Aus meiner Sicht«  
Mitteilungen aus meinem Leben  
Hartmut Gadow  
DIN A 4, 96 Seiten € 4,-

»Os Mine, unsere Großmama«  
82 Seiten, M. Blasinski € 5,-

»Meines braven Vaters Geschichte«  
204 Seiten, M. Blasinski € 7,-

»Marie Schlei« M. Blasinski  
240 Seiten € 12,-

»Originale u. Originelles aus Alt Arnswalde«  
155 Seiten, Feodora Drews € 2,-

Karte des Kreises Arnswalde 42 x 60 cm € 1,-

Vorläufiger Plan der Stadt Arnswalde € 2,-

Arnswalde, Luftaufnahme, Folge 167,  
Foto 30 x 23 € 5,-

Arnswalde, Luftaufnahme »Marienkirche/Markt«  
und »Panorama Arnswalde« Foto 30 x 23 cm je € 5,-

Städtewappen, in Farben DIN A 4 € 2,-

Wappen – Autoaufkleber 60 x 90 mm  
Stadt Arnswalde, Landkreis, einzeln 1,50 zus. € 2,-

Karte d. Kreises Arnswalde 42 x 60 bunt,  
Fotodruck € 5,-

Stadtplan Neuwedell 42 x 60 bunt, Fotodruck € 5,-

Arnswalder Heimatblätter, W. Schumacher € 2,-  
Neuaufgabe

## ARNSWALDER BILDBAND

»Der Kreis Arnswalde in alten Ansichten«  
Eine Erinnerung in Bildern von Arnswalde, Reetz,  
Neuwedell und den Dörfern und Gütern des Kreises.  
Am Büchertisch 20,- €, sonst + 3 € Versand.

Alle Angebote zuzügl. Porto u. Verpackung  
Bestellungen und Bezahlung  
bei Ursula Reder, Drakenburger Str. 25a,  
31582 Nienburg, Tel. 05021-7872  
Sparkasse Nienburg  
(BLZ 256 501 06) · Konto-Nr. 919 522

Heimatkreisbetreuer Arnswalde:  
Waldfried Schnabel  
Stückenberg 33, 24226 Heikendorf  
Tel. 0431-241052

Spendenkonto für Heimatkreis Arnswalde  
Konto-Nr. 2106 206 952  
bei der Stadtsparkasse Wunstorf  
BLZ 250 501 80



**Einsendeschluss Folge 271 6. Nov. 2005**

**Das nächste Arnswalder Heimatkreistreffen  
findet am 27./28. Mai 2006 in unserer  
Patenstadt Wunstorf statt.**

Herausgeber: Kirchlicher Betreuungsdienst für die ehemaligen Ostbrandenburgischen Kirchengemeinden – Kirchenkreis Arnswalde/Neumark.  
Gegründet 1947 durch Anneliese Hohensee/Berlin. Ab 1970 fortgeführt durch Albert Hartwig/Göttingen. Ab August 1986 durch Kurt Lorenz, Alfeld,  
in Zusammenarbeit mit Hanna Steiger.

Ab Juli 2004 Ruth Paetzold, Marienbader Weg 13, 38640 Goslar, Telefon 0 53 21 / 2 35 58  
Satz und Druck: Alfa-Druck GmbH, Levinstraße 9a, 37079 Göttingen, Telefon 05 51 / 50 51 50, Telefax 05 51 / 50 51 544, e-mail: alfadruck.goe@t-online.de

# Inhaltsverzeichnis

	Seite
Termine, Angebote, Impressum .....	2
Heimat und Vaterland .....	3
Der Augenblick der Bewährung .....	4
Und sie fand kein Grab, T. Rühlmann .....	4
Nimm meine Hand in deine, ich folg' dir still, Else Buchholz ..	5
Flucht im Anfang des Jahres 1945, Hartmut Gadow .....	8
Von der Drage an die Weser, Uwe Peter .....	11
Ein Stammbaum: Alte Arnswalder Familien, Lothar Wessels ..	12
Otto Steiger, W. Palm .....	14
Von Klosterfelde nach Markersdorf, W. Palm .....	15
Die Försterei Eisenhammer, W. Palm .....	19
Mit dem Mikrofon vor Gatter und Kreissäge, G. Tannenberg ..	21
Meine unvergessene Heimat, Siegfried Blühdorn .....	22
Ziehen Sie um? .....	24
Von den Schafen und der Wolle in Mienken, W. Palm .....	25
Als Kindergartenreferentin auf Dienstreise, T. Rühlmann ..	26
Treffen im August 2005 Einbeck, Johanna Wosch .....	26
Eine Reise um die Welt, 2. Teil, Hans-Georg Peetz .....	27
Fotos aus Kölzig .....	29
Friedland - Mythos für Millionen Deutsche .....	30
Lager in den ersten Jahren .....	31
Einsatz für Vertriebene ist Dienst am Vaterland .....	32
Wardin, Hanna. Steiger und F. Stumm .....	33
Erläuterungen, Wolfgang Lenz .....	35
Busreise in die Mark Brandenburg, J. Wosch .....	36
Reetzer Treffen in Einbeck, J. Wosch .....	36
Damals: November 1944 - Heute: August 2005, D. Puck ..	37
Einweihung des Gedenksteines in Reetz, W. Schnabel .....	38
Rede des Vorsitzenden des BdV Oder-Spree e.V. ....	39
Einweihungsfeier für den Gedenkstein, Fritz Neubauer .....	41
Erinnerungen an mein Heimatdorf Heidekavel, W. Wirthschaft ..	42
Heimatkreistreffen in Wunstorf 2006 .....	44
Kindheit am See, Käthe Dyck .....	45
Bestellschein „Heimatgruß-Rundbrief“ .....	49
Fahrt in die Vergangenheit und Zukunft, Irmgard Ludwig ..	50
Hochzeit Ernst Kahl und Marlies König, Doris Sowada .....	53
Familie Thielke, Helmut Thielke .....	54
Anklam-Wunstorf-Arnswalde-Hitzdorf, M. Schulz .....	57
Erinnerungen an Arnswalde in Choszczno, H. Kniest .....	59
Klassentreffen in Arnswalde/Choszczno, Karl-Josef Nick ..	62
Die langen Stiefel, Hans Beyer† .....	67
Schmunzelecke .....	67
Die schönsten Rezepte aus Pommern, Hans-Georg Hecker ..	68
Familiennachrichten .....	70
Raum schaffen für die Dankbarkeit, Oskar Düring .....	72
Pommerntreffen 2006 .....	72

Er ist der lebendige Gott,  
er lebt in Ewigkeit,  
sein Reich geht niemals unter,  
seine Herrschaft hat kein Ende.

Daniel 6,27

---

## Heimat und Vaterland

*O Mensch, du hast ein Vaterland,  
ein heiliges Land, ein geliebtes Land,  
eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und  
trachtet.*

*Wo dir Gottes Sonne zuerst erschien,*

*wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten,  
wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten  
und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken  
durch die Seele brauseten:*

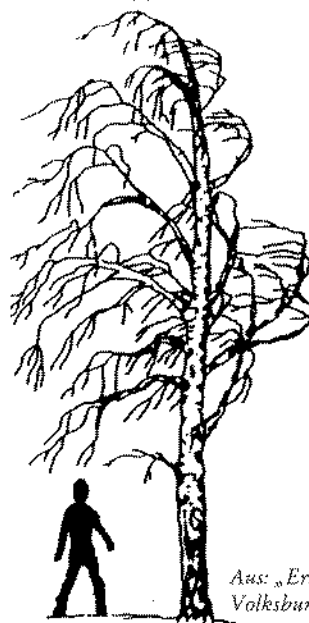
*da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.*

*Wo das erste Menschenauge  
sich liebend über deine Wiege neigte,  
wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem  
Schoße trug*

*und dein Vater dir die Lehren der Weisheit  
und des Christentums ins Herz grub:  
da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.*

*Und seien es kahle Felsen und öde Inseln,  
und wohnte Arbeit und Mühe dort mit dir:  
du musst das Land ewig lieb haben;  
denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen,  
sondern behalten in deinem Herzen.*

Ernst Moritz Arndt



Aus: „Erzählen ist erinnern“  
Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge

Beiträge, die mit vollem Verfassernamen gekennzeichnet sind,  
stellen keine Meinungsäußerung des Rundbrief-Herausgebers dar.  
Die Schriftleitung behält sich evtl. Kürzungen der Berichte und Leserbriefe vor.

## Der Augenblick der Bewährung

Ich stand auf einem Steg, der vom Ufer ein Stück in die Peene führte, als ich von Weitem das Rufen eines Freundes hörte. Er wies vor sich ins Wasser, ich sah nichts, doch da, plötzlich, da kam der Kopf meines Bruders hoch und verschwand wieder in der Tiefe. Er konnte nicht schwimmen! Schon sprang ich kopfüber ins Wasser und schwamm, so schnell ich konnte, dorthin, wo der Kopf des Bruders erneut aufgetaucht war. Es ging um Tod oder Leben. Würde ich es schaffen, ihn noch zu retten? Nie vorher oder nachher bin ich so schnell geschwommen. Plötzlich hatte ich Kräfte, von denen ich nichts gehant hatte. Mein Bruder war zum dritten Mal untergetaucht. Aber da war ich auch schon bei ihm, tauchte unter und griff gerade noch seinen Kopf. Ich hatte keine Ausbildung zum Rettungsschwimmer genossen, wusste aber, worauf ich zu achten hatte: dass der Bruder keine Gelegenheit bekam, sich vor Angst an mich zu klammern und uns beide in die Tiefe zu ziehen. Doch dazu war er schon zu schwach. Trotzdem hielt ich seinen Kopf von hinten über das Wasser und zog ihn, auf dem Rücken schwimmend ins Seichte, zum Ufer. Dann schleifte ich ihn mit Hilfe des Freundes durch den Schilfgürtel ins Gras. Da lag er dann eine Weile, spie Wasser und erholte sich langsam.

Er war sechzehn, ich neunzehn. Wir hatten viel Zoff miteinander gehabt. Gerade in der letzten Zeit hatte ich ihn gehasst, weil Mutter ihm Dinge zugeschanzt hatte, die eigentlich mir zugekommen waren, wie ich teilweise zu Recht angenommen hatte. Aber jetzt, wie er da im Grase lag, schämte ich mich meines neidischen Hasses. Was mir einen so hohen Wert besessen hatte, das war mir nun Plunder. Gott sei Dank, als es darauf angekommen war, hatte ich alles Unwesentliche beiseite lassen können. Nur eines hatte gezählt: sein Leben, das Leben meines doch eigentlich so geliebten Bruders. Was für ein Geschenk!

Angelus Silesius hat gedichtet:

*Mensch, werde wesentlich!  
denn, wann die Welt vergeht,  
so fällt der Zufall weg,  
das Wesen, das besteht.*

Mensch, werde wesentlich! Wie kann man das werden, wenn Gott es einem nicht im Augenblick der Bewährung schenkt? Jede gelungene Bewährung wird zum Jahresring, in dem der Baum der sittlichen Persönlichkeit erstarkt. Wer sich vielfach bewährt hat, den nennt vor allem das Alte Testament einen Gerechten. Berühmt ist die „Allee der Gerechten“ in der Gedenkstätte Yad Vaschem von Jerusalem mit je einem Baum für einen Menschen, der einem oder mehreren Juden in der Nazizeit das Leben gerettet hat.

Der Vater von Corrie ten Boom hatte ihr, als sie noch ein Kind gewesen war, eine Märtyrergeschichte vorgelesen. Da hatte sie vernommen, wie eine Christin nicht dazu zu bewegen gewesen war, dem Kaiser wie einem Gott zu opfern, und wie sie dafür ihr Leben hatte lassen müssen. Die Christin war Mutter eines noch kleinen Kindes gewesen. Der heidnische Vater und auch der heidnische Ehemann hatten sie beide beschworen, doch dem Kaiser zu opfern, um nicht nur ihr eigenes Leben zu retten, sondern auch dem Kind die Mutter zu erhalten, dazu dem Mann seine Frau und dem Vater den Trost seines Alters. Sie aber hatte weinend geantwortet, sie könnte niemandem einen besseren Dienst

erweisen, als durch ihren Tod einer Zeugin für den einzig wahren Gott. Als Corrie das gehört hatte, hatte sie angefangen zu weinen. Wie der Vater sie fragte, warum sie denn so traurig sei, antwortete sie: „Weil ich bestimmt viel zu große Angst vor dem Tod haben würde.“ Da fragte sie der Vater: „Wann gebe ich Dir die Fahrkarte, wenn wir mit dem Zug von Haarlem nach Den Haag fahren wollen?“ - „Am Bahnschalter.“ - „Genau, wenn's dran ist. So wird Gott es auch tun, wenn es für Dich darauf ankommen wird, Dich als seine Zeugin zu bewähren.“

## Und sie fand kein Grab

Eine Leserin erinnert sich an ihre Kindheit auf der Flucht

Eine Leserin schreibt in Erinnerung an Krieg und Vertreibung und im Gedenken an den Tod ihrer Großmutter 1945:

Am Ende des Regenbogens

Wenn ich heut' einen Regenbogen seh' / dann denk' ich an sie, / meine Großeltern, / Oma, die immer Lustige mit ihren verschmitzten Augen / und Opa mit seinen Pferden in Pommern.

Einst fragte ich Oma: / „Was ist da am Himmel dort oben?“ / „Ein Regenbogen“, sagte sie, / „er zeigt sich, wenn es aufhört zu regnen.“ / Und ich war fünf.

Rundherum war Krieg. / Es fielen Bomben zuhauf, / der Himmel war rot und alles war zerstört. / Ich fragte Oma / „Was ist Krieg und warum brauchen wir ihn?“ / Sie antwortete: „Krieg ist grausam, / viele unschuldige Menschen müssen sterben / und wir brauchen ihn nicht.“ / Und ich war sechs.

Nun war der Krieg zu Ende / und wir wurden aus unserer Heimat vertrieben. / Nachts schliefen wir auf Feldern und im Wald, / vor Erschöpfung vor einer zerstörten Kirche, / liefen über wacklige Behelfsbrücken / und ich sagte zu Oma: / „Ich kann nicht mehr laufen, die Füße sind wund.“

Lauf um dein Leben, mein liebes Kind

Lauf, mein Kind, damit du weiterleben kannst!“ / befahl sie mir. / Und ich war sieben.

So kamen wir auf einen Gutshof, / unzählige Menschen, bewacht von Soldaten mit Gewehren. / Dort schliefen wir alle dicht nebeneinander auf Stroh, / auch Oma und ich. / Und sie sagte ganz leise zu mir: / „Schlaf, mein Kind, damit du morgen weiterlaufen kannst.“ / Und draußen regnete es fürchterlich.

Am nächsten Tag ging der Marsch weiter. / Das wenige Gepäck konnten viele nicht mehr tragen. / Oma wurde sehr krank. / Sie legten sie in einen Straßengraben. / Es regnete nicht mehr.

Am Himmel stand ein schöner großer Regenbogen / und Oma sagte ihre letzten Worte zu mir: / „Am Ende des Regenbogens warte ich auf dich.“ / Und sie starb.

Wenn ich heut' einen Regenbogen seh', / dann suche ich sie. / Sie fand kein Grab, meine Oma.

Erika Murwig, Gotha

Einsenderin: Frau T. Rühlmann, Weimar  
Thüringer Landeszeitung, Weimar Aug. 2005





## „Nimm meine Hand in deine, ich folg' dir still“

Else Buchholz und ihr Fluchttagebuch / Letzter Gottesdienst in Reetz / Zusammengestellt von Kurt Buchholz

„Nicht vergessen. Niemals vergessen. Heimat ist mehr als ein Punkt auf der Landkarte. Heimat ist Liebe, Heimat ist Leben, Heimat ist in uns, solange wir sind. Ein Land, das ferne leuchtet. Ein Paradies des Erinnerns und des Gefühls, aus dem uns niemand vertreiben kann.“ Else Buchholz geb. Krentz, die in Arnswalde ihre Jugendjahre verlebte und später in Reetz/Neumark beheimatet war, hat bis zu ihrem Tode vor zwei Jahren davon gezehrt. Ihren beiden Söhnen Kurt und Helmut Buchholz hinterließ die musisch hochbegabte Arnswalderin, die 1945 Curt Buchholz, den letzten evangelischen Pastor von Reetz vor Flucht und Vertreibung geheiratet hatte, eine handgeschriebene Familienchronik. Darin zeichnet sie die Tage, Wochen und Monate des großen Aufbruchs aus der geliebten pommerschen Heimat in eine ungewisse Zukunft nach. Sechzig Jahre ist das her. Eine Flucht ohne Wiederkehr. Else Buchholz hat Arnswalde und Reetz nie wiedergesehen.

### Weihnachten 1944

Das Weihnachtsfest 1944 ließ unser schönes Gotteshaus in Reetz noch einmal in hellem Lichterglanz erstrahlen. Die große Kirche war übervoll, und mein Mann war sich der großen Verantwortung bewusst, die auf ihm lastete. Diesen vielen Menschen voller Trauer, Verzweiflung und Hoffnung durch seine Predigt Trost und Glaubenszuversicht zu geben, die man ja nur aus dem Gotteswort, der Bibel schöpfen



Schrieb ein bewegendes Fluchttagebuch: Else Buchholz geb. Krentz, die Frau des Pastors



Hielt 1945 den letzten Gottesdienst in Reetz: Der evangelische Pastor Curt Buchholz

kann - das bewegte ihn sehr. Mein Mann war in der Zeit ja der einzige Pastor im ganzen Umkreis, der nicht im Kriege war. Wegen eines Herzleidens hatte man ihn ausgemustert, also vom Kriegsdienst befreit. Sonntäglich hielt er vier bis fünf Gottesdienste, schon um acht Uhr morgens beginnend. Hinzu kamen die vielen Amtshandlungen und Konfirmandenstunden in den Dörfern um Reetz herum. Alles hat er mit dem Fahrrad bewältigt. Die Menschen hungerten in dieser Zeit nach Gottes Wort und nach Zuspruch.

### Trecks ohne Ende

Der Januar brachte viel Schnee und Matsch. Unsere Stadt Reetz, durch die sich täglich lange Flüchtlingstrecks wälzten, bot einen immer trostloseren Anblick. Man wusste nicht mehr, wo man die vor den Russen geflüchteten, teilweise völlig erschöpften Leute unterbringen sollte. Der Ortsgruppenleiter, der wahrlich kein Freund der Kirche war, aber meinen Mann in seinem Dienst gewähren ließ, kam und bat darum, doch den großen Glockenvorraum der Kirche für die Pferde zur Verfügung zu stellen. So konnten die für die weitere Flucht dringend benötigten Tiere, die schon so weit aus dem Osten gekommen waren, eine warme Unterkunft für die Nacht haben. Die Nächte damals waren bitterkalt. Unser Gemeindesaal in Reetz war zu einem großen Schlafsaal hergerichtet worden. Man bereitete den Menschen, so gut man konnte, eine warme Mahlzeit, in großen Kesseln gekocht.

### Letzter Gottesdienst

4. Februar 1945: Die tröstliche Losung des Tages, die mein Mann der Reetzer Gemeinde zu Beginn des Gottesdienstes zurief, lautete: „Bei Gott ist Weisheit und Gunst, Rat und Verstand.“ Hiob 12,13. Daneben ein weiteres Wort, das vielen wie eine bange Vorahnung erschien: „Nicht wie ich will, sondern wie du

willst.“ Matth. 26,39. Die Orgel schwieg. Wir hatten keinen Strom mehr. Umso kräftiger sang die Gemeinde. Die Kirche war übervoll. Der gemischte Chor sang oben auf der Empore, wie er es Jahr für Jahr sonntäglich tat: „Nimm meine Hand in deine, dir folg' ich still. An meines Vaters Seite sicher ich bin...“ Das war in unserer Situation nicht nur ein Lippenbekenntnis. Dass wir selbst zwei Tage später schon auf der Landstraße, auf der Flucht vor den Russen sein würden, ahnten wir in diesem letzten Gottesdienst noch nicht.

Zum Schluss sang der gemischte Chor: „Jesus, Heiland meiner Seele, lass an deine Brust mich flieh'n, da die Wasser höher rauschen und die Wetter näher zieh'n. Andre Zuflucht hab ich keine, zagend hoff' ich nur auf dich. Lass, o lass mich nicht alleine, hebe Herr und stärke mich.“

**Montag, 5. Februar 1945**

Wieder ein grauer Tag, Schneematsch. Und Trecks, endlose Trecks. Die Menschen aus dem Osten mit steinernen, verfrorenen Gesichtern. Sie legen nun aber keine Pause mehr ein in unserem Städtchen, sondern eilen vorwärts.

Die Stimmung auch bei uns ist sehr gedrückt. Was sollen wir tun? Kein Strom. Kein Gas. Das Mittagessen koche ich in der großen Küche eines Pächters. Ich hatte in meiner Wohnung keinen Kohleherd. Das Schießen hörten wir immer näher, glaubten aber immer noch, dass unsere deutschen Soldaten die Russen zurückschlagen würden. Ich bin noch schnell in die Stadt geeilt und konnte für den kleinen Kurt eine warme Pudelmütze mit Schal und ein paar feste Lederschuhe kaufen.

Ein Rucksack mit der notwendigsten Unterwäsche wurde gepackt. Alle wichtigen Papiere hatte ich mir schon Tage vorher zurechtgelegt. Dass ich in dieser verworrenen Situation daran gedacht habe, hat mich später verwundert. Reisebrotmarken, die ich aufgespart hatte und die überall galten, waren uns in den kommenden Wochen von großem Nutzen. Auch ein Bettensack wurde für alle Fälle gepackt, den wir aber, als es soweit war, unsere Heimat zu verlassen, nicht mitnehmen konnten. Zwei Würste als eiserne Ration wurden aus der Räucherammer geholt und eingepackt. Ich ließ noch einige Wochen zuvor ein großes Schwein schlachten. Da hingen die Schinken und Würste in der Räucherammer und sind, als unser Haus einige Tage später in Flammen aufging, mit verbrannt.

#### **Aufbruch und Flucht**

6. Februar 1945: Wieder ein trüber Wintermorgen. Keine Trecks mehr. Die Menschen in unserer Stadt sind ratlos. Keine amtlichen Informationen. Niemand, der sagt, was zu tun ist. Doch der Geschützdonner rückt näher und näher. Für uns stand fest: Die Gemeinde nicht zu verlassen, koste es was es wolle. Doch es kam anders.

Mein Mann war noch gegen 10 Uhr in die Stadt gegangen, um von irgendwoher Informationen einzuholen. Dann gegen 10.30 Uhr - der kleine Kurt stand am Fenster zur Straße und hatte es geöffnet, was ich ihm verboten hatte - der erste Volltreffer uns schräg gegenüber auf der anderen Straßenseite. Es wurde uns klar, dass der Russe vor unserer Stadt stand und hinein schoss.

Eine Gruppe junger Frauen, die mit ihren kleinen Kindern auf einen Abtransport warteten, waren von dem ersten Einschuss getroffen worden. Ich sehe noch heute vor mir weinende, junge Frauen mit abgesengten



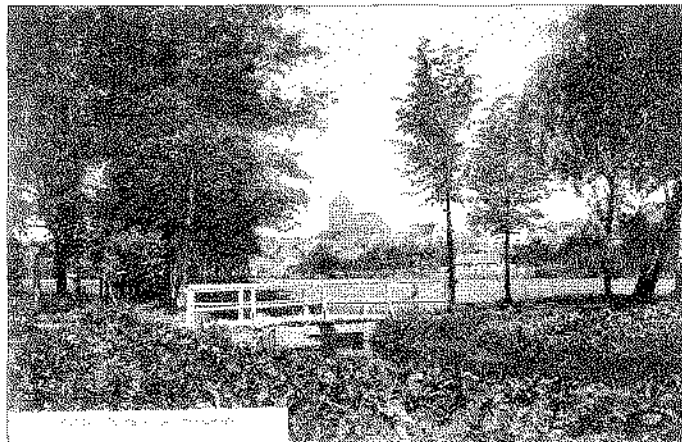
*Die Mittelstraße in Reetz, so wie sie in den 40er Jahren aussah*

Haaren, eine mit einem aufgerissenen Kleid die Mittelstraße entlang laufen. Unser Milchkutscher aus Zägensdorf, mit dem mein Mann noch vor einer Stunde gesprochen hatte, lag tot am Boden.

#### **Mitten im Schussfeld**

Es überkam mich eine unsagbare Angst und Ratlosigkeit. Mein Mann nicht da, noch in der Stadt. Und das Schießen wurde immer stärker. Da, endlich, kam mein Mann zurück. Er berichtete, die Stadt sei wie ausgestorben. Kein Mensch weit und breit zu sehen. Wir haben später erfahren, dass viele in die Keller geflüchtet sind und die Häuser abgeschlossen hatten. Andere waren zum Bahnhof geeilt und hatten noch einen Zug bekommen, den letzten. Wie glücklich waren die dran.

Wortlos holte mein Mann vom Boden die Fahrräder herunter für alle Fälle. Er wollte aber, dass wir in dem fest gewölbten Keller des Pfarrhauses Schutz suchen würden. Ich konnte mich mit dem Gedanken nicht abfinden und riet, ob es nicht besser wäre, mit unseren Fahrrädern in das nahe gelegene Ihnatal zu fahren, um dort Schutz vor dem Beschuss zu suchen. Auf keinen Fall würde ich in den Keller gehen. Der Entschluss war unsere Rettung, so dass wir den Russen nicht in die Hände gefallen sind. Wieder einmal eine Stern-



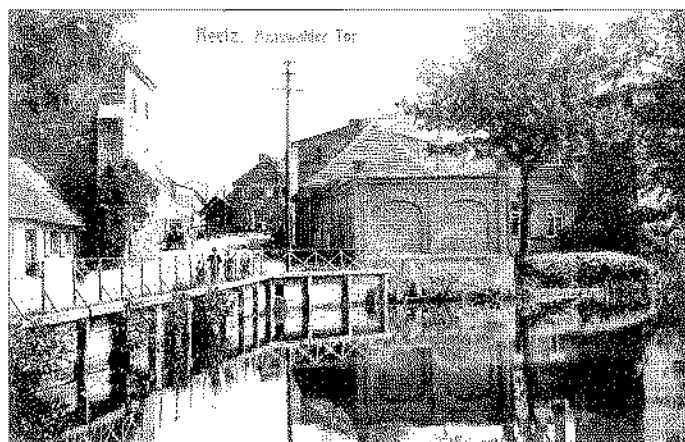
*Hundert Jahre alt ist diese 1905 entstandene Aufnahme aus Reetz: Sie zeigt ein schmuckes Städtchen, das mit seinen Parks, seinen Anlagen und seiner Promenade schon rein äußerlich viel hermacht. Übertagt das ganze von der Katharinenkirche, in der am 4. Februar 1945 der letzte Gottesdienst vor Flucht und Vertreibung stattfand.*

stunde in unserem Leben, wo es auf eine Entscheidung ankam. Wir wären sonst den Russen mit Sicherheit nicht entkommen. Die in der Stadt Verbliebenen waren, wie wir später erfuhren, unsagbaren Leiden und Strapazen ausgesetzt. Viele wurden erschossen, Frauen vergewaltigt. Die Stadt Reetz wurde zum großen Kampfgebiet. Dreimal wechselte die Stadt ihren Besitzer. Die deutschen Soldaten wollten diesen strategisch wichtigen Knotenpunkt, der nach Stettin und an die Oder führte, auf alle Fälle halten. Zweimal schlugen sie den Russen zurück, der beim Zurückweichen die Zivilbevölkerung vor sich her trieb, damit diese keinen Kontakt zu den deutschen Soldaten bekommen sollte. Grausam und leidvoll für unsere Reetzer. Viele, sehr viele, die dabei ihr Leben verloren. Dass wir drei, mein Mann, der kleine Kurt und ich noch herausgekommen sind, ist ein Wunder und eine große Gnade unseres Gottes.

#### Erste Zuflucht

Gegen 11 Uhr unter starkem Beschuss erreichten wir das Ihnata und suchten im Haus Theuerkauf Schutz. Um 15.30 Uhr versuchte mein Mann mit Herrn Wendland noch einmal über den Berg in die Stadt zu kommen. Er dachte an die toten Reetzer, die doch beerdigt werden mussten. Bis zum Marktplatz konnten beide sich vorpirschen. Kein Mensch weit und breit zu sehen, als plötzlich heftiger Beschuss einsetzte. Beide mussten schleunigst wieder umdrehen. Die Beschusslinie hatte sich über die wichtige Straße 126 verlagert, die an Reetz vorbei in Richtung Stettin führte und mit flüchtendem deutschen Militär vollgestopft war. So lag auch das Ihnata, in dem wir uns befanden, mitten in der Beschusslinie.

Auch das Haus Theuerkauf, in dem wir Schutz suchten, hatte einen Treffer erhalten. Voller Schrecken flüchteten wir uns in die Vorderzimmer des Hauses. So hatten wir eine Schutzwand. Mein Mann war noch immer nicht zurückgekehrt. Ich verzweifelt. Mögen euch, liebe Kinder, solche verzweifelten, angsterfüllten Stunden in eurem Leben nie begegnen! Ich schaute immer wieder aus dem Fenster. Endlich sah ich zwei Männer auf dem Bauch kriechend sich dem Hause nähern. Gottlob, es waren mein Mann und Herr Wendland. Ratlosigkeit im Hause Theuerkauf. Wo sollten wir uns hinflüchten? Wohin sollten wir gehen? Da kam plötzlich der Herr Bürgermeister mit der ganzen Stadtverwaltung und Franz Lüpke, meines Mannes guter, alter Freund, die Straße daher. Bürgermeister Maß bat uns, auf keinen Fall im Hause zu bleiben. Die ersten Russen seien bereits in der Stadt



Reetz mit dem Arnswalder Tor war schon 1913 ein beliebtes Postkartenmotiv

gesichtet worden. Da galt es nur noch, auf der Stelle die Flucht zu ergreifen und sein nacktes Leben zu retten. So schlossen wir uns dem Zug der Flüchtenden an - Richtung Ziegenhagen.

Noch einmal mussten wir durch die starke Beschusslinie hindurch eine Bahnbrücke überqueren. Zu beiden Seiten von uns fielen und zersplitterten die Bäume. Wir drei, den kleinen Kurt in der Mitte, drängten uns ganz dicht zusammen. Sollte uns ein Geschoss treffen, dann alle drei zusammen. Wir sind unbeschadet hindurch gekommen. Das Rattern der schweren Panzer flüchtender deutscher Soldaten in Richtung Stettin drang an unser Ohr. Ich höre es noch heute.

#### Unbekanntes Ziel

In Ziegenhagen, meines Mannes Filialgemeinde, etwa sechs Kilometer von Reetz entfernt, herrschte währenddessen absolute Ruhe. Das elektrische Licht brannte noch. Beim Bauern Spieker kehrten wir ein. Er war ein treuer Kirchenbesucher. Mein Mann kannte ihn sehr gut. Die Bauern hatten schon ihre Wagen für die Flucht vorbereitet, mit einem so plötzlichen Aufbruch jedoch nicht gerechnet. Schnell wurden die Wagen bepackt, eine Fleischtonne mit einem geschlachteten Schwein verstaubt. Hinten in den Wagen wurden die Federbetten hineingeworfen.

Die Oma Spieker als älteste Frau und unser kleiner Kurt als jüngstes Kind wurden in die Betten hineingepackt. Darin lagen beide weich und warm. Nur die Nasenspitze von unserem Kleinen guckte heraus. Was mag wohl in dem kleinen Köpfchen vorgegangen sein? Ich weiß es nicht. Vertrauensvoll und willenlos ließ er alles mit sich geschehen. Wie gut haben es unsere Kinder doch heute! Viele Strapazen an den darauf folgenden Fluchttagen blieben unserem Kleinen nicht erspart. Wir mussten ihn oft hart anpacken, um zu überleben.

#### Roter Himmel über Reetz

Um 6 Uhr abends verlassen wir mit Spiekers und den anderen Bauern im Treck Ziegenhagen. Eineinhalb Stunden lang halten wir uns im „Stabenow“, einem Waldstück auf und sind unschlüssig, wie es weitergehen soll. Doch der rote Himmel über Reetz mahnt uns, weiter zu ziehen.

Reetz, unser idyllisches Städtchen, brennt. Die Kriegsfurie hat ihre Fackel entfacht. Der kleine Kurt ist ängstlich, weicht nicht aus meinem Blickfeld. Die Bauern denken wehmütig an ihr Vieh, das sie zurücklassen mussten. Wer würde die Tiere füttern, die Kühe melken? Manch heimliche Träne wird in dieser Nacht geweint, doch das ferne Grollen des Geschützdonners mahnt zur Weiterfahrt. Hält uns die raue Wirklichkeit vor Augen, dass uns der Russe auf den Fersen ist. Wir fahren weiter, die halbe Nacht hindurch.

Um drei Uhr nachts kommen wir in Jakobsdorf an, übernachten mit Spiekers und Familie Mekler bei einem Bauern Wellnitz. Jetzt erst wird uns so richtig bewusst: Wir sind auf der Flucht wie viele vor und nach uns. Das Ziel, die Ankunft ist ungewiss. Gewiss ist nur das eine:

Dass wir dabei sind, die Heimat zu verlieren. Nichts wird jemals wieder so sein, wie es einmal war.

Fortsetzung folgt

*Lass dich nicht vom Alter quälen;  
der Geist und nicht die Jahre zählen.*

# Flucht im Anfang des Jahres 1945

Pfarrer Hartmut Gadow, 45259 Essen

Fortsetzung aus Folge 269, Seite 9

Auch zwischen den Herren Funck, Sarezin und mir gab es Differenzen und zwar über die weitere Fahrtroute. Das war irgendwo und irgendwann nach Anklam. Und zwar unter dem Eindruck nicht allzufernen Gefechtslärms, der sich nach Kanonendonner anhörte. Funck und Sarezin wollten von Anklam aus über Jarmen, Greifswald, Stralsund und dann an der Küste entlang nach Rostock ziehen und von dort weiter, um sich rasch von der nachrückenden Front entfernen zu können.

Meine Sicht dagegen war: Wir müssten diesen großen Umweg vermeiden und statt dessen geradeswegs von Anklam aus über Demmin und Gnoien auf Rostock zustoßen und dann weiter ziehen. Die Russen würden - nach meiner Beurteilung - weiter südlich vorgehen und dann erst auf Rostock zustoßen, um dort einen Kessel zu schließen. Wir würden vielleicht bei Durchführung meines Vorschlags vor einer Einkesselung bewahrt.

Man warf mir Mangel an strategischen Fähigkeiten vor, und wir mussten den großen Umweg machen, da ich ja von dem Treckführer Funck abhängig war. Dass meine Sicht zutreffend war, zeigte sich später. Wir waren noch dem Treck des Gutes Denkhaus unter Leitung des Besitzers Schlumberger begegnet. Schlumbergers waren dann auf der von mir favorisierten Strecke weitergezogen, etwa eine halbe Stunde vor uns, und hatten unbehelligt den Westen jenseits des von den Russen besetzten Gebietes erreicht.

Wie aber ging es mit uns weiter? Ich greife nur einiges heraus. Bei der Fahrt durch Greifswald bat mich Herr Funck, ich möchte mich mit dem zuständigen Superintendenten von Scheven über die Lage verständigen. Das tat ich. Er riet uns dringend ab, uns im Greifswalder Raum festsetzen zu wollen. Wir sollten so rasch wie irgend möglich weiterziehen.

Andererseits berichtete er mir unter vier Augen: In einem Kreis für Greifswald Verantwortlicher habe man beschlossen, die Stadt den Russen mit weißen Fahnen kampflös zu übergeben, um so diesen Ort mit seinen baulich bedeutsamen Werken, mit seiner Universität, den Kliniken und Instituten ebenso wie seine Einwohner zu retten.

So treckten wir weiter, von Zeit zu Zeit in den verschiedenen Nächten auf unseren Wagen schlafend. Jeden Morgen bat mich dann Herr Funck, ich möchte doch die Tageslosung aus den Losungen der Herrnhuter Brüdergemeinde lesen. Tagsüber liefen die Männer und oft auch gehfreudige Frauen und Kinder neben den Wagen her. Und das bei einem fast bezaubernd leuchtenden Frühlingswetter, durch weites, blühendes und reifendes Land. Und wie eindrücklich der Anblick von Stralsund mit all seinen teils schönen, teils mächtigen Bauten der Backsteingotik und seiner bedenkenswerten, tapferen Geschichte!

Erschreckende, bestürzende Eindrücke auf der Landstraße bald westlich von Stralsund! Wir fuhren an einer langen, langen Kolonne von Gefangenen vorbei, anscheinend Häftlingen aus einem Konzentrationslager - in ihren graublau gestreiften Anzügen. Wir sahen ausgemergelte, elende, sich schleppende Gestalten, von denen dann und wann einer im Straßengraben sterbend liegen blieb.

Dann aber ging es auf Ribnitz-Damgarten zu und damit auf die Recknitzbrücke am südlichen Ende des Boddens. Wir fürchteten, die Brücke könne inzwischen schon - aus militärischen Gründen - gesprengt sein. Aber kamen dann doch noch hinüber, wenn auch nach langem, zermürendem Warten im Gedränge der vielen sich stauenden Treckwagen.

Vorher hatte ich daran gedacht, dass ein wenig nördlich von unserer Landstraße der Ort Zingst auf dem Darß an der Ostsee lag. Jener Ort, in dem Dietrich Bonhoeffer seine gute Seminararbeit begonnen hatte, bevor er damit nach Finkenwalde zog. Nichts konnte ich in diesen Tagen davon ahnen, dass Bonhoeffer inzwischen schon ermordet worden war, am 9. April im Konzentrationslager Flossenbürg auf Befehl des SS-Richters Dr. Otto Thorbeck, als dem Vorsitzenden des Standgerichtes.

Hinter Ribnitz-Damgarten verlaufen Chaussee und Bahngleise dicht nebeneinander parallel. Hier nun kam es plötzlich zu einem uns überstürzenden, Schrecken und Wirrwar auslösenden Ereignis. Völlig unerwartet hörten wir in kürzester Folge unzählige Schüsse oder Explosionen oder Detonationen. Keiner von uns konnte es definieren. Vermutung: Hinter uns auf der Chaussee würden sich ständig feuernde, sowjetische Panzer nähern und uns niederwalzen.

Ratlos, in wilder Unordnung suchten die meisten Menschen und Wagen von der Straße weg in den rechts dazu liegenden Wald zu gelangen. Dabei rammten sich einige Wagen gegenseitig, manche stürzten um, Pferde rissen sich los. Unsere Treckwagen konnten, relativ besonnen geführt, auf einen breiten Waldweg einbiegen und dort halten.

Nach einiger Zeit kamen vom Westen her auf der Chaussee Leute auf uns zu und berichteten: In nicht allzu weiter Entfernung sei ein langer, deutscher Güterzug mit Munition in die Luft gegangen. Ursache natürlich unbekannt. Jedenfalls seien die vielen raschen Detonationen auf die Explosion der Munition zurückzuführen. So konnten wir uns allmählich erneut sammeln und weiterziehen.

Aber wieder bewegte uns am stärksten der Anblick der verängstigten Kinder. Und wieder fragten wir uns, was wohl in ihnen vorgehe und welche psychischen Schäden sie von all diesen sich häufenden, harten Erfahrungen zurückbehalten würden.

Das eben Geschilderte geschah am 1. Mai. Am Abend dieses Tages kamen wir bis zu dem seitlich der Straße in der Nähe von Rövershagen gelegenen Gut Niederhagen. Etwa 12 km nördlich vor Rostock. Nach Rücksprache mit dem - bürgerlichen - Gutsherrn, dessen Namen ich vergessen habe, konnten wir mit unserem ganzen Treck auf den breiträumigen, von Ställen und Scheunen eingeschlossenen Gutshof ziehen, den in der Tiefe das Gutshaus abschloss. Die Pferde konnten abgeschirrt werden und unter Dach kommen. Da im Gutshaus natürlich kein Platz für Quartiere mehr vorhanden war, lagerten wir und alle anderen Leute unseres Trecks uns ins Stroh der Scheunen.

In der Frühe des 2. Mai konnten meine Frau und ich uns im Gutshaus waschen und fertig machen. Eine Wohltat. Es war wieder ein sonnenüberglänzter Tag. Alle hatten sich recht früh aus dem Stroh und bereit gemacht. Wir wollten gerade losziehen, als plötzlich drei berittene Sowjetsoldaten, gut angezogen, der Montur nach Kosaken, vor dem Eingangstor des Gutshofes auftauchten. Ich ging auf sie zu, erklärte, ich sei evangelischer Pope. Darauf verneigten sie sich vom Pferd herab, schlugen ein Kreuz, und einer von



ihnen rief aus: „Russisch Soldat gut. Alles andere Göbbelspropaganda!“. Dann ritten sie auf das Wohnhaus zu, das aber inzwischen - wie wir merken konnten - bereits durch Hintertüren von seinen Besitzern, Gästen und Einquartierten verlassen worden war.

Etwa eine halbe Stunde später jedoch - wir waren noch mit unserem Aufbruch beschäftigt - drang ein wilder Haufen anderer Soldaten, uniformierter Frauen und auch von nun befreiten Häftlingen auf den Hof. Einige stürmten ins Haus, wo bald heftiges Toben begann. Man hatte anscheinend den Weinkeller entdeckt. Andere stürzten sich auf uns, plünderten einige der Wagen, und einer nötigte mich energisch, meinen Anzug auszuziehen. Es war ein Häftling, der sich neu einkleiden wollte. So stand ich nur leicht bekleidet da. Da gab mir einer der Arbeiter eine alte Joppe und eine abgetragene Hose.

Schlimmer war, dass dieser wilde Haufe den größten Teil unserer kräftigen, guten Pferde ausspannte. Nach einigen heftigen Verhandlungen gaben sie uns dann aber als Ersatz ihre teils durchgerittenen, teils ohnehin elenden Gäule. Immerhin, wir hatten wieder Zugtiere und verließen schleunigst den Gutshof, während die randalierende Rotte von Männern und Frauen im Gutshaus unter Alkoholeinfluss immer hemmungsloser wurde.

Nun war uns der weitere Weg nach Westen verschlossen. Gemeinsamer Entschluss: Rückzug zunächst nach Leopoldshagen und zwar nicht auf den breiten und vielfach befahrenen Chausseen, sondern möglichst nur noch auf Seitenwegen, auch wenn das Vorwärtskommen dort noch mühsamer sein werde, zumal mit den abgetriebenen Pferden.

Nach relativ kurzer Zeit trafen wir an einem Kreuzweg inmitten weiter Felder auf eine Patrouille. Der leitende Kommissar, der relativ gut Deutsch sprach, war - wie sich herausstellte - jüdischer Herkunft. Er überblickte die Männer, griff zielstrebig die Herren Funck und Sarezin wie mich heraus und fragte nach unseren Berufen. Als Herr Funck antwortete „Bauer“, korrigierte der Kommissar: „Nein, Agronom!“, was Funck bestätigte. Bei mir fragte er: „Hitlerpfarrer?“ Worauf aus der Treckschar sofort gerufen wurde: „Nein, Bekennende Kirche!“ Ich wies auf meine Beziehungen zu Martin Niemöller und seine Familie hin.

Bei der Entdeckung von Gefangenen im Treck nahm er die erwähnten Franzosen unter uns sofort beiseite. Sie durften nicht mehr mit uns zusammenbleiben. Ergebnis: Die Franzosen riefen meiner Frau und anderen französisch Sprechenden unter uns freundliche Worte zu, uns allen Abschiedsworte und warfen uns zum großen Erstaunen der Sowjetrussen ihre Rotkreuzpäckchen zu. Später mussten sie mit der Patrouille abziehen.

Dringend baten wir den Kommissar um eine Bescheinigung, damit uns in Zukunft die Pferde nicht mehr gestohlen würden. Er schrieb uns ein solches Blatt in russischer Sprache und äußerte außerdem: „Hitler ist kaput. Der Krieg aus. Alle können nach Hause!“ Dass Hitler am 30. April durch Selbstmord in Berlin geendet war, erfuhren wir erst erheblich später. In verhältnismäßig kurzer Zeit nach Abzug der Patrouille wie der Franzosen und unserer Weiterfahrt wurden wir abermals an einer Wegekreuzung gestoppt. Durch eine Bande streunender Russen und Polen. Teils in Uniform, teils in Räuberzivil. Zum ersten Male hörten wir hier den heiseren Schrei: „Uhri,

Uhri!“ der uns Monate hindurch nicht mehr verlassen sollte. Kaum einer von uns konnte seine Uhr verbergen.

Mir raubten sie die Taschenuhr meines Vaters, die meiner Mutter nach seinem Tode in Rumänien 1917 mit anderem zugeschickt worden war. Dabei sehen sie meinen Trauring. Meine Hände waren durch das unablässige Laufen bei dem warmen Wetter geschwollen. Ich konnte den Ring nur mühsam abzustreifen suchen. Sie setzten mir die Pistole auf die Brust, brüllten mich an, zückten ein Messer. Alles im Angesicht meiner Kinder. Meine Mutter schrie. Sie griffen nach ihrer Handtasche, entdeckten darin ihr „Neues Testament“ mit einem goldenen Kreuz darauf. - Da ließen sie plötzlich von ihr ab und verschwanden.

Kamen wir durch ein Dorf oder eine kleine Siedlung, so sahen wir darin Zerstörung und Elend und hörten von mancher schrecklichen Untat. Darum zogen wir am späten Nachmittag jeweils noch durch einen Ort hindurch und eine Strecke weiter, um in der Nacht, wenn die zügellose, verbrecherische Soldateska in den Häusern festlag, irgendwo versteckt zu kampieren. So rückten wir an einem Abend in eine abgelegene, durch Bäume und Unterholz gegen Einsicht geschützte Talsenke ein. In der nächsten Nacht lagerten wir uns in einem dichten Waldgebiet. Unter möglichst streng beachtetem Schweigegebot. Nicht leicht bei den zahlreichen Kindern.

Mit der Ernährung ging es vorläufig noch. Wenn uns auch Brot und Kartoffeln sehr fehlten. Aber alle Frauen hatten ja Würste bei sich. Außerdem Mehl und ähnliches auf die Fahrt mitgenommen. Und schließlich liefen auf Wiesen und Weiden oft herrenlose Kühe umher, schreiend, weil ungemolken. Darum betätigten sich einige der Frauen, darunter auch meine Mutter, wieder und wieder als Melkerinnen, und allen, besonders den Kindern, war wieder ein Stück weitergeholfen.

Unsere Übung, nachts möglichst fern von Häusern und Orten zu lagern, trug dazu bei, dass keiner der vielen Frauen und keinem der Mädchen unseres Trecks bis zu unserer Rückkehr nach Leopoldshagen etwas passierte.

Die von uns in diesen Tagen abgefahrene Strecke vermag ich im einzelnen nicht mehr zu lokalisieren. Diese Zeit war so sehr mit aufregenden und ängstenden Erfahrungen ausgefüllt, dass wir nicht alles in der Erinnerung festhalten konnten. Auf alle Fälle aber zogen wir südlich von Rövershagen gen Osten, gingen bei Tessin über die Recknitz und dann weiter in der Gegend von Gnoien auf Demmin zu. Dort mussten wir ja die Peene überqueren.

Als wir in der Umgebung von Demmin waren, sahen wir nördlich den Ort Loitz brennen, den meine Mutter aus ihren Jugendjahren gut kannte. Bei Kruckow bogen wir in Richtung Kartlow ab. Auf diesem Wege kochten die Frauen uns auf zusammengelassen und zusammengestellten Steinen ein Mittagessen. Welche Empfindungen für unsere Familie! Im nahen Dorf Tutow waren drei Generationen unserer Vorfahren Kruse Lehrer gewesen und meine Großmutter geboren. In Kruckow hatten Verwandte die Molkerei geleitet. Und dann Kartlow! Eine Fülle von Bezügen! Mein Urgroßvater Marien war hier Schmiedemeister gewesen, ebenso sein Sohn. Geburts- und Jugendort meiner Mutter! Erste Lehrerstelle meines Vaters! Hochzeitsort meiner Eltern und damit Ursprung meines Lebens!

Wir zogen durchs Dorf. Nahezu völlig verlassen.



Zerschlagene Fenster. Meine Mutter und ich blickten in die offenstehende Kirche, in der Verwüstung herrschte. Aus einem Haus sah eine alte Frau hervor, die meiner Mutter etwas Brot gab. Wie es wohl im Schloss aussehen möge, eine unserer Fragen. Aber weiter! Weiter!

Dann jedoch neue große Aufregungen. Es war wohl auf der von Jarmen nach Süden führenden Chaussee. Russische Soldaten kamen näher. Zuruf von Herrn Funck: „Herr Pfarrer! Auf den Wagen und verstecken! Sie sind zu jung!“ Bald danach Stoppen des Trecks durch das sowjetische Militär. Verhaftung von Herrn Funck. Die Frauen werden aufgefordert, die Straße frei zu räumen, von einem umgestürzten Wagen und anderen Hindernissen. Unter immer neuen Zurufen: „Rabotti! Rabotti!“ Welch belastende Empfindungen, mich hinter Säcken und Kinder verstecken zu müssen, während die Frauen schwer arbeiten mussten!

Plötzlich völlig überraschende Hilfe! Ein offener Lastwagen mit freigewordenen, französischen Gefangenen kam vorbei, hielt, und die Franzosen sprangen vom Wagen. Schoben die deutschen Frauen unter fassungsloser Verwunderung der Russen zur Seite, packten selbst bei vergnügtem Zurufen „Allez hop!“ an und räumten die Straße frei. Dann unterhielten sie sich temperamentvoll und galant mit meiner Frau und den anderen französisch Sprechenden und sorgten dafür, dass unser Treck ungehindert weiter ziehen konnte. Freilich mit der bangen Frage, was aus Horst Funck werden würde. Bei meiner Mutter und mir aber auch dankbares Bedenken, dass einst im 17. Jahrhundert unsere französischen Vorfahren mit dem Namen „Marin“ in Pommern als Emigranten eingewandert waren.

#### **4. Hartmut Gadow: In Leopoldshagen nach der Kapitulation**

Wie viele Tage der Zühlsdorfer Treck für seinen Rückzug von Niederhagen nach Leopoldshagen benötigte, vermag ich heute nicht mehr anzugeben. Erfreulich war, dass bald nach uns auch Horst Funck wieder eintraf, kurz verhört, anständig behandelt und wieder entlassen. Aber im übrigen sahen wir uns bei der Rückkehr vor einer erschreckend veränderten Situation.

Dazu vorweg: Wohl konnten die meisten Zühlsdorfer Flüchtlinge wieder in ihre vor Tagen verlassenen Quartiere zurückkehren. Doch für meine Familie und mich war es anders. Russen hatten das Pfarrhaus und seine Scheune angezündet. Es war ausgebrannt. Wir wurden zunächst freundlich aufgenommen, von der Frau des bisherigen Gendarmen, der natürlich nicht da war. Sonst waren die Häuser äußerlich im allgemeinen unbehelligt geblieben, wenn auch im Inneren vieles geplündert und verwüstet war.

Aber - und darin lag das Erschreckende - die Bevölkerung war schwer verstört und lebte Tag und Nacht in Ängsten. Da war es kurz vor dem russischen Einmarsch durch düstere Informationen zu mehreren Selbstmorden gekommen. Schwere Schuld hatte eine sogenannte „braune Schwester“, eine dem nationalsozialistischen Schwesternverband angehörende Gemeindeschwester auf sich geladen. Sie hatte zum Beispiel bei einigen prächtigen, gesunden Jungen, die wie nahezu alle Kinder Mitglieder des staatlichen Verbandes der sogenannten „Hitler Jugend“ waren, schwere Ängste geschürt, ihnen ausgemalt, was ihnen bevorstünde. So hatte sie an diese Jungen und ihre Mutter und andere Gift verteilt. Ich hatte diese noch nicht beigesetzten Jungen zu beerdigen. Särge gab es

nicht. Wir hüllten die Kinder in Laken, breiteten Zweige darüber und fuhren sie auf einem kleinen Leiterwagen zu dem still am Dorfende gelegenen Friedhof, wo ich eine Feier hielt.

Ähnlich wie diese Jungen beerdigte ich auch andere Menschen damals. Unter ihnen Flüchtlingsfrauen aus dem Osten, die in tiefe geistige Verwirrung und körperliche Verelendung geraten waren, keine Bekannten und keine Papiere mehr hatten. Namenlose Gräber entstanden.

Aber es lebten nun eben auch im Dorf viele Frauen und Mädchen, die von Wüstlingen der russischen Soldateska vergewaltigt worden waren. Und immer auf's neue in den nächsten Monaten kam es namentlich nachts zu Untaten. Besonders grausig der Anblick, als eine dieser Sowjethorden eine schöne, dreizehnjährige Handwerkertochter so lange durch Gärten und über Felder jagte, bis sie das Mädchen packen konnten.

Aus den Kreisen im Dorf, die im Verborgenen Gegner des Hitlerstaates geblieben waren, erfuhr ich nach unserer Rückkehr Folgendes: Kurz nach dem Abzug unseres Trecks waren Mitglieder der Geheimen Staatspolizei im Dorf erschienen. Sie hatten mich verhaften wollen, wegen destruktiven Verhaltens durch Predigtäußerungen und im Umgang mit dem Parteimaterial im Pfarrhaus. Ich sollte in Anklam erhängt werden. Begreiflich, dass diese Fakten mir nun eine Hilfe beim Umgang mit der Dorfbevölkerung wurden.

Wir räumten die während der Einmarschstage ebenfalls übel zugerichtete Kirche auf. Freilich war auch die Orgel misshandelt worden. Einige der Orgelpfeifen hatte das Militär gestohlen. Andere wurden aus dem Dorf zurückgebracht. Trotz den Beschädigungen konnte meine Frau die Orgel, wenn auch begrenzt, benutzen. Folge: Russische Soldaten kamen in die Kirche, hörten still zu. Manche freilich wollten auch Tänze gespielt haben, ließen sich aber abweisen. Und als die Melodie zu dem Liede „Ich bete an die Macht der Liebe“ des russischen Komponisten Dimitri Bortniansky aufklang, gab es Tränen und Dank.

Sobald es irgend ging, begann ich Gottesdienste zu halten. Im Bedenken der Nachricht von Jesus von Nazareth, den Bonhoeffer „Der Mensch für andere“ genannt hatte, wurde aus dem in der Höhe zu ehrenden Gott der Gott in unseren Tiefen.

Nach kurzer Zeit konnten wir in die Lehrerwohnung im Schulhaus einziehen, da die Lehrerfrau Elfriede Krüger schwerkrank bei ihrer Nachbarin lag und ihr Mann vom Volkssturm aus zunächst in ein Gefangenenlager transportiert worden war. Frau Krüger bat uns, die durch Plünderer verwilderte Wohnung aufzuräumen und zu beziehen. Zwischen ihr und uns wie auch ihrem Mann und uns entwickelte sich eine bis heute lebendige, freundschaftliche Verbundenheit. Das Ehepaar Krüger zog - nach der Entlassung des Mannes - nach Rendsburg in Schleswig-Holstein.

In der Schulstube sammelten meine Frau und ich bald junge Mädchen des Dorfes, lasen ihnen Schönes oder Humorvolles vor, zum Beispiel von Fritz Reuter und sangen viel mit ihnen. Sogar auf dem Anger vor der Kirche. Anschließend begleiteten wir die einzelnen nach Hause.



# Von der Drage an die Weser. Flucht aus der Neumark.

Kriegstagebuch, Erinnerungen, Gedichte. 5. Teil  
Von Uwe Peter (geboren in Steinbusch 1943),  
Kohlhofsweg 4, 27607 Langen  
Tagebuch: Theo Peter, Gedichte: Theo Peter

Montag, den 20. August

Heute endlich Nachricht von Lieschen. Es geht ihnen - gut. Sie leben! Gott sei Dank! Von meiner Familie noch kein Lebenszeichen in Berlin eingetroffen.

Sonntag, den 26. August

Gottesdienst in Gr. Brütz. Im Dorf Kl. Welzin Typhusfälle. Gott wird mich bewahren, denn ich muss zu Euch. Oder seid Ihr schon droben im Himmel? Herr, hilf!

Donnerstag, d. 30. August 1945

Ist es denn wahr, Herr Gott? Sie leben in Steinbusch? Haben eine Kuh? Schwiegermutter schrieb es mir. Morgen fahre ich nach Berlin. „So nimm denn meine Hände“.

Dienstag, d. 2. Oktober

Nachtrag: Am 25. in Steinbusch bei meinen Lieben! Am 26. Neubrück mit Hilde und Uwe. Mit Mutter und Uwe Weg zum Schießstand. Am 27. Abreise: Wagenfahrt Kreuz. Freitag, d. 28. in Berlin - Wilhelmsruh. Kreuz nach Bucherow: Trittbrett gestanden.

*Es war eine schwere, aber doch gesegnete Zeit. Aus den Nachbardörfern kamen die noch Elenderen, um sich Brot und Milch oder auch mal Fleisch zu holen. Es war eine große Hungersnot, doch wir konnten dadurch, dass der Russe oft eine Kuh schlachtete, anderen abgeben.*

*Dann kam die beglückende Stunde, da ich nach acht Monaten erstmals wieder von meinem lieben Mann, Uwes und Christines Vati, hörte. Und eines Abends stand er in der Küchentür in Steinbusch - er wollte uns holen. Fast hätten wir ihn nicht erkannt. Er war von Berlin aus wirklich bis zu uns vorgedrungen. Gott gab Gnade, dass wir alle nach drei Tagen glücklich in Berlin bei meiner Mutter eintrafen.*

*Das furchtbare Erleben ist nicht spurlos an uns vorbeigegangen, und dennoch darf ich sagen, dass der Herr seine Kinder wunderbar führt.*

Montag, den 18. März 1946

Aus dem Forstdienst entlassen, weil PG! Mutter weinte.

Freitag, d. 27. Sept. 1946

Nach Münchehof bei Seesen berufen. Hilde brachte den Brief des Oberlandforstmeisters nach Nordend, Gärtnerei von Nowak, wo ich gerade Mist bereitete.

## Im Wald

Du lieber Wald, bin wieder hier -  
Gehöre ganz hinein  
In Baum und Strauch, in das Getier,  
In Sturm und Sonnenschein.

Mit tausend Stimmen ruft ihr mich,  
Zieht magisch mich heran,  
Umarmt mich treu und brüderlich,  
Löst meiner Seele Bann.

## Nachwort

„Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren...“: Meine Mutter singend in der Steinbuscher Kirche, 1985, ziemlich genau 40 Jahre nach den schrecklichen Ereignissen. Das war der stärkste Eindruck meiner Reise in die Vergangenheit, die eher eine Reise ins Unterbewusste war, hatte ich meinen Geburtsort doch mit zweieinviertel Jahren verlassen müssen. Meine Mutter war meinem Wunsch nachgekommen, für sie war das Abenteuer mindestens genauso groß. Der Ort schien nicht sehr verändert, etwas grau und lieblos vielleicht, aber das mochte an der Jahreszeit liegen, es war Ende März und eher unfreundliches Wetter. Der Zustand des Friedhofs allerdings war ernüchternd. Die Kapelle zusammengestürzt, die Gräber zerstört, vergeblich suchten wir die Namen von Familienangehörigen, meinem Onkel Kurt und meinem Großvater Hermann Peter. Die anschließende Fahrt über die Dörfer vermittelte den Eindruck, als ob die neuen Bewohner noch gar nicht richtig angekommen waren. Viele Häuser waren verfallen, teilweise sogar bewohnt bei eingestürztem Dach, die Gefallenendenkmäler auf den Dorfplätzen umgestoßen und in Trümmern.

Elf Jahre später, 1996, sieht das schon anders aus. In Steinbusch ist richtig Betrieb, als wir mit zwei Wohnmobilen dort vorfahren. Jugendliche drängen sich um das Nationalparkhaus, Hänger mit Paddelbooten stehen auf dem Hof. Das Dragegebiet, auch früher schon teilweise unter Naturschutz, ist polnischer Nationalpark geworden, Schilder verkünden es groß. Die Drage wird gleichzeitig als Paddelattraktion vermarktet, in Deutschland lese ich später Angebote für Schulklassen. Die Bewohner unseres Geburtshauses bieten mir und meiner Schwester eine Tasse Kaffee an, ein netter älterer Herr mit Frau und erwachsener Tochter. Sie sind erst in den fünfziger Jahren hierher gezogen, aus Krakau, der Mann spricht etwas Deutsch mit bayrischem Tonfall, er hatte als Zwangsarbeiter während des Krieges in Österreich gearbeitet. Alle drei besehen sich interessiert unsere Fotos aus alter Zeit und zeigen uns bereitwillig die Wohnung. Die Kirche, in der meine Schwester und ich getauft worden sind, wird durch einen neuen, hölzernen Marienaltar beherrscht, vor der ehemaligen Forstschule stehen Männer in Uniform. Nur der Friedhof, abseits im Wald gelegen, macht weiter einen erbarmungswürdigen Eindruck, das kleine rote Lämplein in der eingestürzten Kapelle und das roh gezimmerte Bretterband rundherum wirken wie eine hilflose Geste.

Der Weidenzweig von der Drage, der zu einem Strauß gehörte, den meine Mutter 1985 mit nach Hause nahm, ist in unserem Garten zu einem kräftigen Baum herangewachsen. Die kleinen neumärkischen Kiefern allerdings, die wir damals herausgeschmuggelt haben, sind nicht angegangen.

*Hildegard und  
Theo Peter  
mit Uwe und  
Christine 1944  
in Steinbusch*



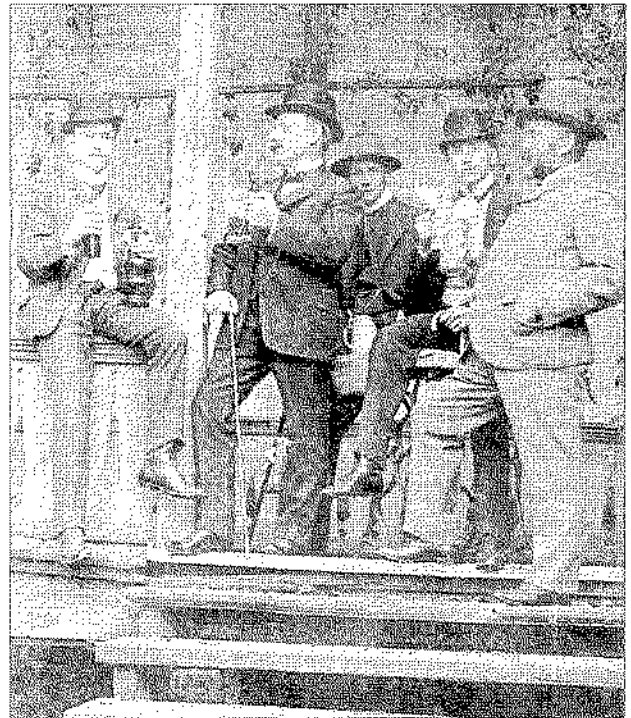
## Ein Stammbaum: Alte Arnswalder Familien vom 18. Jahrhundert bis 1900

Von Lothar Wessels aus 32361 Pr. Oldendorf und  
W. Palm, 29584 Himbergen, Im Hagen 12

Normalerweise hat ein Mensch 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern und 16 Ur-Urgroßeltern - so auch die 1894 in Arnswalde, Bahnhofstr. 3 geborene Louise Hahn. Wenn von diesen 30 Personen 25 namentlich und dazu größtenteils mit Lebensdaten und zugehörigen Urkunden bekannt sind, so liegt ganz gewiss ein genealogischer Glücksfall vor. Darüber hinaus aber stammt von diesen 25 Personen die Mehrzahl aus 8 Arnswalder Familien (und einer aus Cölpin), von denen sich fünf bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen lassen (über die männliche oder weibliche Linie). Alles dies können wir dem Stammbaum der Louise Hahn entnehmen, den uns kürzlich ihr Sohn, Herr Lothar Wessels aus Pr. Oldendorf, in der großzügigsten Weise mit Urkunden und Fotos zur Verfügung stellte. Louise, die einzige Tochter (neben vier Brüdern) des Arnswalder Kulturtechnikers Emil Hahn (1862-1936) und seiner Ehefrau Anna, geb. Ihlenfeld (1862-1931), heiratete 1918 den westfälischen Web- und Strickwarenfabrikanten Arnold Wessels, und damit erlischt die Familie Hahn in Arnswalde, die mit dem hier 1784 geborenen Zimmermeister Johann Hahn urkundlich greifbar wird, denn auch ihre Brüder verlassen frühzeitig die Stadt. Zu Louises Vorfahren gehören Handwerker (Färber-, Schuhmacher-, Zimmer-, Schlosser-, Müllermeister) sowie Arbeiter (Arbeitsmänner); zwei Dragoner aus den Dragoner-Regimentern v. Prittwitz und v. Strantz (1788-1797 bzw. 1797-1800 in Arnswalde stationiert; K. Berg 1922, Seite 91) sind im 18. Jahrhundert darunter. Im Arnswalder Einwohnerverzeichnis von 1925 tauchen von den im Stammbaum verzeichneten 13 Familiennamen immerhin noch 9 Namen auf (Feilke, Haase, Hahn, Ihlenfeld, Kowalski, Paul, Putzke/Pusch, Rupnow, Schmidt) - merkwürdigerweise aber nicht die Familie Emil und Anna Hahn.

Ein furchtbares Ereignis ist mit dem Namen Hahn verbunden: Am 17. März 1655 wurden in Arnswalde zwei Frauen als Hexen verbrannt, Anne Hahn, geb. Gruse, des einstigen Kälberhirten Joachim Hahn Ehefrau, und Katharina Knütter, geb. Buske, die Ehefrau des Ackerbürgers Erdmann Knütter (über diesen letzten Hexenprozess in Arnswalde demnächst mehr im HR).

Die höchste soziale Stufe von ihnen hat wahrscheinlich Louises Vater erreicht, als Kulturtechniker. Er wohnte mit seiner Familie in der Bahnhofsstraße 3 zur Miete in dem Haus des Kreisbaumeisters und Kulturingenieurs Emil Seewald, dem Vater des Malers und Dichters Richard Seewald. Richards Bruder Erich war bis 1945 wie sein Vater Kulturingenieur. Zur Berufs-Ausrüstung von Louises Vater Emil Hahn gehörte sicher schon vor 1900 eine Kamera, worauf die vielen Familienfotos (einige davon aus der Zeit vor 1900) hinweisen. Der Beruf des Kulturtechnikers wurde besonders ab etwa 1830 höchst aktuell, als man in der Folge der Stein-Hardenbergschen sog. Bauernbefreiung unzählige landwirtschaftliche Besitzreformen in den Dörfern und Gütern durchführte, u. a. auch Begrädigungen von Wasserläufen, Absenkung von See-Wasserspiegeln, Meliorationen der Länderei-



*Emil Hahn (ganz rechts) im Kreise seiner Arbeitskollegen in Arnswalde, um 1910  
Alfred Kühn (Rohrleger, Arnswalde, Am Wall 5)  
Paul Meseck (Kulturingenieur, Hildebrandtstr. 1a)  
Galeski und Köppsel, über diese beiden ist nichts bekannt.*

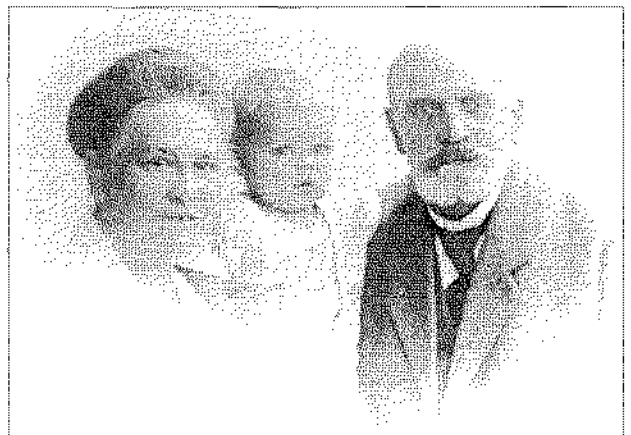
en, Drainagen, Wegebau und das Zeichnen von Karten notwendig wurden. (siehe unten\*)

Dieser Hahn'sche Stammbaum macht uns also nicht nur mit einem Ausschnitt familiärer Beziehungen in Arnswalde bekannt, sondern weist auf Verknüpfungen der Stadt mit dem dörflichen Umfeld hin. (siehe unten\*\*)

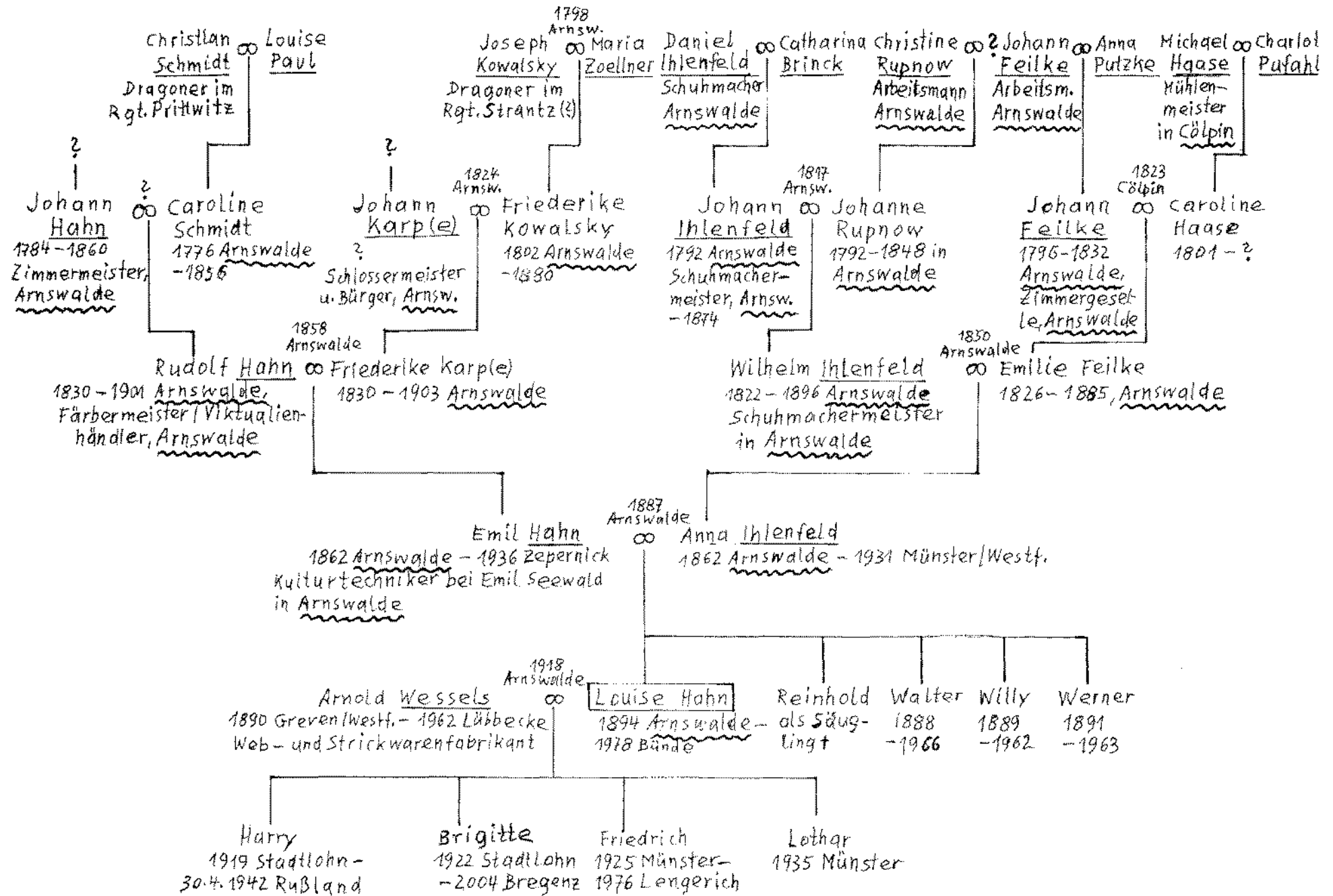
Liegen bei Ihnen, den Arnswalder Landsleuten aus Stadt und Land und Lesern des Heimatgruß-Rundbriefes, nicht ähnliche Ahnentafeln und Urkunden in einem verborgenen Winkel, die Sie, auch als Kopien, dem Arnswalder Archiv übergeben könnten?

\* Emil Hahn empfand es als hohe Ehre, dass er auch O. von Bismarcks Gut Friedrichsruh in Aumühle im Sachsenwald bei Hamburg im Auftrage seiner Firma Seewald vermessen durfte.

\*\* Weitere Arnswalder Familiennamen finden sich unter den Taufpaten und Trauzeugen in den Familienurkunden Hahn/Ihlenfeld.



*Enkel Harry Wessels (1919 geboren) zu Besuch bei den Großeltern Emil und Anna Hahn, geb. Ihlenfeld, 1920 in Arnswalde.*



# Wie Otto Steiger im Jahre 1912 innerhalb des deutschen Reiches vom königlich sächsischen zum königlich preußischen Staatsangehörigen wurde

Von Wolfgang Palm, Im Hagen 12, 29584 Himbergen

Vor einiger Zeit übergab Frau Hanna Steiger (Wardin), 37075 Göttingen, Habichtsweg 55, dem Arnswalder Archiv eine Mappe mit zahlreichen Urkunden aus dem Leben ihres Vaters Otto Steiger. Darunter befindet sich auch das im Folgenden beschriebene Dokument, das uns heute kurios erscheinen mag.

Otto Steiger wurde am 3. 4. 1885 in Leutewitz, 9 km westlich von Meißen, geboren. Am 22. 6. 1912 kaufte der Landwirt und Leutnant der Reserve im 1. Husaren-Regiment „König Albert“ Nr. 18 vom Rittergutsbesitzer H. Treichel das Rittergut Wardin im Kreis Arnswalde, das er bis zur Flucht 1945 bewirtschaftete und zu einem Mustergut für die gesamte deutsche Landwirtschaft ausbaute. (Heute, nebenbei gesagt, ist der größte Teil dieser fruchtbarsten Ländereien des Kreises Arnswalde ungebaut, bildet sozusagen EG-Brache, wie man nach dem Beitritt Polens zur EG sagen muss. (Die deutschen Zuckerrüben-Anbauer als Zulieferer der größten Zuckerfabrik Deutschlands in Uelzen z. B. erhalten so zumindest durch Wardin keine Preis-Konkurrenz.)

Noch im selben Jahr 1912 sucht Otto Steiger um die preußische Staatsbürgerschaft nach - er war bis dahin sächsischer Staatsbürger - und der königlich-preussische Regierungspräsident in Frankfurt/Oder spricht sie ihm am 6. September 1912 auch zu. Eine Kopie der „Aufnahmeurkunde“ (Originalgröße DIN A 4) zeigt die Abbildung zu diesem Beitrag. Ein Deutscher hatte also bis zum Ende des Kaiserreiches 1918 nicht die deutsche Staatsbürgerschaft, wie sie heute selbstverständlich in unserem Reisepass eingetragen ist, sondern die eines der 26 Bundesstaaten des damaligen Deutschen Reiches. Jedoch wurde mit einer solchen Staatsbürgerschaft nach dem Bundesgesetz vom 1. Juni 1870 automatisch die Reichsangehörigkeit erworben. In ähnlicher Weise gab es in der Schweiz ein Kantons- und Schweizerbürgerrecht.

Otto Steiger war also nach dem 6. 9. 1912 preussischer Staatsbürger und deutscher Reichsangehöriger. Er heiratete am 17. Januar 1923 Lieselotte Bongardt vom Gut Karlsburg bei Arnswalde. Ihre drei Töchter waren dann nur noch deutsche Staatsbürger.

Die Steigers waren Arnswalder Zuwanderer aus dem sächsischen Meißen. Ein anderer Meißener Arnswalder Neubürger, man könnte sogar sagen: Erstbürger, war Arnold von Heinsberg, der 1284 im Auftrag der Brandenburger Markgrafen Otto IV. und Konrad I.

die Stadt Arnswalde gründete und ihr erster Schultheiß war. Das Geschlecht der von Heinsberg stammte aus der Umgebung der Bergbau- und Hüttenstadt Freiberg, 30 km ssw. von Meißen. So sollen hier diese zwei sehr bekannten Arnswalder aus Meißen gewissermaßen stellvertretend für den Anfang und das Ende des deutschen Arnswalder Landes kurz vorgestellt werden.



## Bei Überweisungen

schreiben Sie bitte den Absender in Druckschrift oder mit der Schreibmaschine.

Wenn Sie für einen anderen Rundbrief-Leser die Jahresspende überweisen, nennen Sie bitte auch dessen Namen.

Auf diese Weise helfen Sie uns und vermeiden unnötige Nachfragen.

Herzlichen Dank.



# Von Klosterfelde (Kreis Arnswalde) nach Markersdorf (Kreis Guben)

Von W. Palm, Im Hagen 12, 29584 Himbergen

Durch Verfügung des Regierungspräsidenten in Frankfurt/Oder vom 1. 10. 1935 wurde mein Vater Andreas Palm von Klosterfelde, Kreis Arnswalde, in die Küster- und Lehrerstelle Markersdorf, Kreis Guben versetzt. Die endgültige Anstellung verzögerte sich bis Ende Dezember 1935, da mein Vater an seinem neuen Wirkungsort noch „die gesetzliche Küsterprobe“ abzulegen hatte. Diese bestand in dem selbständigen Abhalten eines Gottesdienstes in der Markersdorfer Kirche, d. h. im Lesen eines Bibeltextes und dem Orgelspiel. Er erhielt daraufhin am 24. 11. 1935 die „Berufungsurkunde“, die „Für das Patronat“ der Markersdorfer Bauer Matschke und „Für die Kirchengemeinde“ die „Ältesten“ Kitsching und Fischer, sowie Oberpfarrer Kesten im Nachbardorf Niemitzsch unterzeichneten.

Ich möchte an dieser Stelle einschieben, was ich über die Schicksale jener vier Männer im schlimmen Jahr 1945 weiß.

Oberpfarrer Kesten erschien am Tag der Flucht (wahrscheinlich dem 14. Februar 1945) auf dem Mühlenhof im Nachbardorf Groß Gastrose; dort standen abfahrbereit die großen Mehl-LKW der Lehmann'schen Mühle, voll beladen mit Bewohnern der Dörfer Gr. Gastrose, Sadersdorf und Niemitzsch, die keine eigenen Fahrzeuge zur Flucht benutzen konnten. „Leute, was wollt ihr fliehen, die Russen sind auch Menschen!“ rief er, und so ließen sich eine ganze Reihe der zur Flucht Bereiten in letzter Stunde zum Bleiben überreden. Einige Frauen wurden noch in der übernächsten Nacht, nachdem die Rote Armee die östlich der Neiße gelegenen Dörfer sowie auch einige Wochen lang in einem Brückenkopf westlich der Markersdorfer Brücke Klein- und Groß Gastrose besetzt hatte, auf das Schlimmste vergewaltigt, und ein sowjetischer Offizier verlangte darüber hinaus von den Unglücklichen, die aus diesen Front-Dörfern ausgewiesen werden sollten, ihre Unterschrift unter ein Papier mit dem Inhalt, dass ihr schrecklicher körperlicher Zustand (von dem seelischen ganz zu schweigen) nicht den Soldaten der Roten Armee zu verdanken sei! Die zurückgebliebenen Niemitzscher und Markersdorfer Bewohner wurden in Richtung Sommerfeld-Christianstadt hinter den Bober ausgewiesen. Dort, in einer großen Scheune bei Seedorf, 6 km südsüdwestlich von Bobersberg, wurde Pastor Kesten im April 1945 bei dem Versuch, seine zehnjährige Tochter Hannchen vor Vergewaltigung zu schützen, erschossen.

Bürgermeister Fischer musste am 14. 2. 1945 (wie mein Vater) als Volkssturmmann in Markersdorf zurückbleiben, und dort verliert sich nach dem 15. 2. seine Spur. (Meinem Vater gelang die dramatische Flucht aus russischer Gefangenschaft.) Bauer Matschke (Saulenname „Knoape“) flüchtete wie fast alle Markersdorfer am 14. 2. 1945 mit Pferden und Wagen. Er kehrte im Frühsommer 1945 in das westlich der Neiße gelegene Dorf Griessen zurück, von wo aus er einige seiner westlich der Neiße gelegenen Felder bewirtschaftete. Dabei beobachteten ihn in Markersdorf eingrückte Polen, sie wateten durch die Neiße, um ihm seine Pferde wegzunehmen. Matschke versuchte, mit

Pferden und Wagen zu fliehen und wurde dabei von den Polen erschossen.

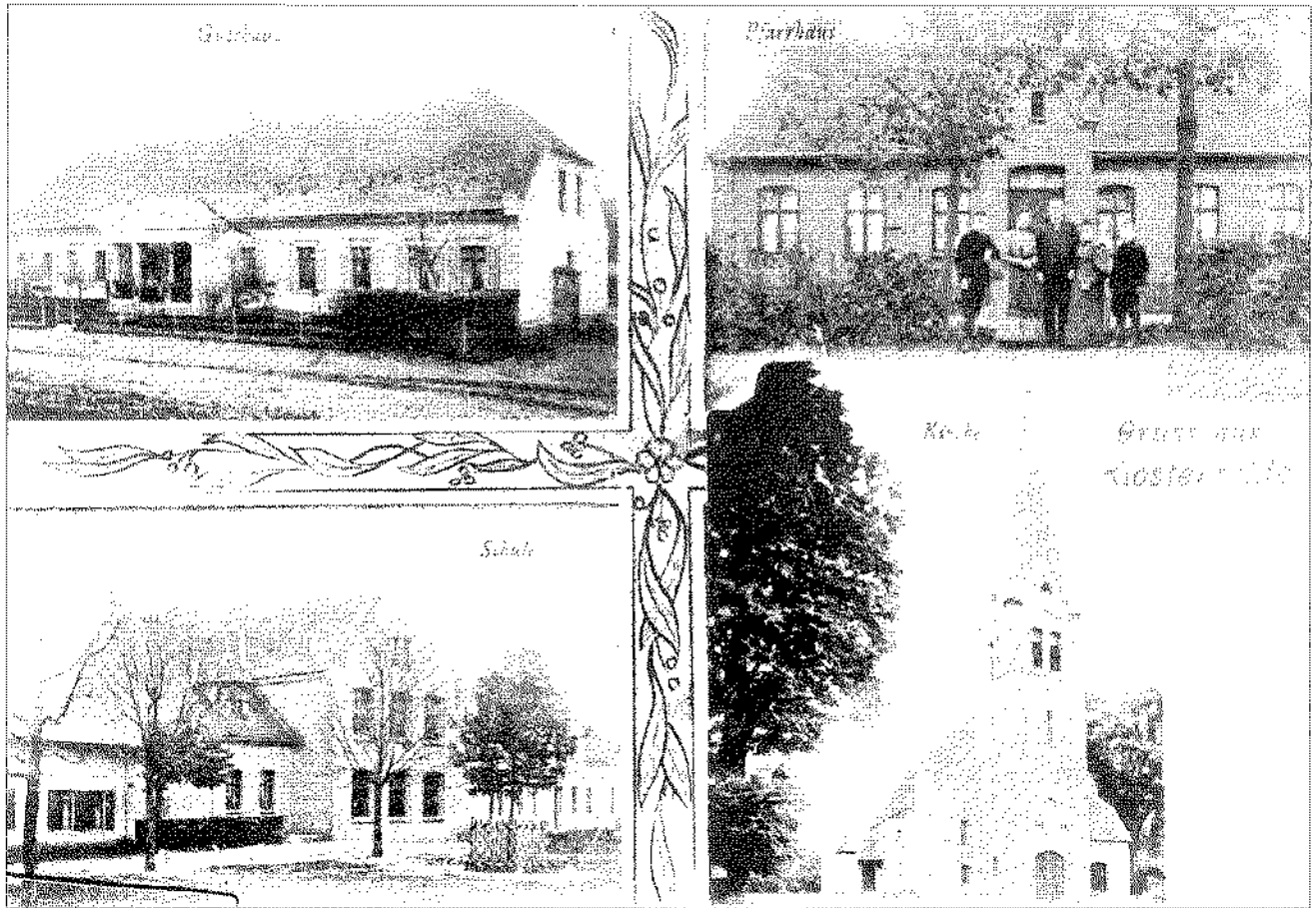
Max Kitsching (Saulenname „Brees'chen“) ist der einzige der vier Männer, der eines natürlichen Todes gestorben ist, im Frühjahr 1990 im Altersheim in Guben; von Beruf war er nach 1945 Straßenarbeiter.

Jene Urkunde vom 24. 11. 1935 hat sich in unserer Familie erhalten. Der Wortlaut deckt sich fast mit dem der entsprechenden Urkunde, die meinen Vater am 15. August 1921 in seine erste selbständige Lehrerstelle in Fürstenau, Kreis Arnswalde (wo ich 1924 geboren bin), einführte - mit dem Unterschied, dass hier die Rittergutsbesitzer Joachim von Waldow auf Fürstenau und Burchard von Klot-Trautvetter auf Friedenau, dort der Bauer Matschke unterzeichneten. Wir achteten 1935 (und auch später) nicht auf diese Besonderheit, nahmen auch während der gut neun Jahre unseres Lebens in Markersdorf kaum richtig wahr, dass ja auch Markersdorf ursprünglich ein Gutsbauerdorf war: Die beiden mächtigen Gebäudekomplexe, deretwegen die Reichsstraße 112 von Guben nach Forst mitten im Dorf einen Haken schlagen musste, hätten uns Auskunft geben können. Sie waren in ihrer Größe und altertümlichen (barocken) Schönheit Fremdkörper im Dorf. Das östliche Gebäude beherbergte, zusammen mit einem Saalanbau aus junger Zeit, die Gastwirtschaft Sittig (mit dem Saulenamen „Brauer-Sittig“); das westliche gehörte einem der fünf Kitschings im Dorf (Saulenname „Schloss-Sittig“). Ursprünglich umfasste dieses Markersdorfer Schloss, dessen Ländereien und Gebäude dem letzten Rittergutsbesitzer 1821 von den Bauern abgekauft wurden, vier solcher Gebäude, die in einem Rechteck um einen großen Hofplatz herum standen.

Mitten im aufblühenden tausendjährigen Deutschen Reich war so jene kirchliche Handlung wieder einmal und noch immer eine wichtige Voraussetzung für den Dienstantritt meines Vaters.

„Im Namen des Reichs. Der Lehrer Andreas Palm wird hiermit als Lehrer an der Volksschule für den Schulverband Markersdorf endgültig angestellt.“ So lautete der Anfang der endgültigen Anstellungsurkunde vom 27. 11. 1935, und sie ist, in schöner hierarchischer Abfolge, „Namens des Führers u. Reichskanzlers. Für den Ministerpräsidenten. Im Auftrage des Ministers für Wissenschaft, Erziehung u. Volksbildung. Der Regierungspräsident. In Vertretung:“ unterzeichnet von Dr. Sprenger in Frankfurt/Oder und von einem Herrn (unleserlicher Name) des Evangelischen Konsistoriums der Mark Brandenburg gegengezeichnet. Der Konsistoriums-Stempel und ein festes blaues Papiersiegel mit derber Doppelschnur und dem preußischen Adler zieren diese Urkunde; Stempel mit hakenkreuzverkralltem weniger schönem Adler kamen erst später in Gebrauch.

In der Nacht vom dritten zum vierten Weihnachtstag 1935 brachte uns der Möbelwagen von Klosterfelde, Kreis Arnswalde (wo mein Vater von 1927 bis 1935 Lehrer war), über Woldenberg - Landsberg/W. - Küstrin - Frankfurt/Oder - Guben nach Markersdorf. Wir beiden Palm-Jungs, Felix (10 Jahre) und Wolfgang (11 1/2 Jahre), verbrachten die Nacht in der Schlafkabine des Möbelwagens und betraten recht ausgeruht und neugierig die von den vorsorglich geheizten Kachelöfen gut erwärmten Stuben des flachen Schulhauses dicht an der Dorf- und Reichsstraße gegenüber der Kirche, deren Turm einen uns ungewohnten zwiebelartigen Aufsatz trug. Es war ein kalter, sonniger Dezembermorgen, und wir halfen zunächst fleißig



*Klosterfelde, etwa 1930*

*In dem Schulbild: ganz links Wohnhaus Eisele; es folgt der Schulanbau mit der Wohnung für den Schulleiter (von 1927 bis Weihnachten 1935 Lehrer Andreas Palm, 1897-1994), ganz rechts Wohnhaus Bauer (Schul-) Hempe*

beim Ausladen und Einräumen unseres Umzugsgutes, bis wir den dicht neben dem Schulhaus gelegenen etwa 15 m x 30 m großen Dorfteich entdeckt hatten, der die erste Eisdecke dieses Winters trug. Was sich nun ereignete, wirft ein bezeichnendes Licht auf die jeder Lage gewachsene Haltung unserer Mutter: Wir bettelten um unsere Schlittschuhe (die ihre Feuerprobe auf dem Klosterfelder Küchenfließ und dem Lämmersdorfer See bestanden hatten), und unsere Mutter erinnerte sich auch daran, wo diese für einen Umzugstag nutzlosesten Gerätschaften in dem 8 m langen Möbelwagen verstaut waren. Wir erhielten die Schlittschuhe und schraubten sie am Rande des Teiches an unsere Schuhe. Die Dorfjugend, die bis dahin, wie das für jeden dörflichen Lehrerumzug selbstverständlich ist, in dichter Traube den Möbelwagen umstanden hatte, wechselte sofort ihren Beobachtungsplatz und besetzte die hölzernen Stangen, die den Teich auf den beiden Schmalseiten und der einen zum Lehrergarten hin gerichteten Längsseite umgaben - und so hatten wir fremden Lehrerjungs auf gar nicht festem, sich noch leicht biegender Eis an jenem 28. 12. 1935 unseren ersten Auftritt im neuen Dorf, und so wurde zugleich der Keim gelegt zu einer fast siebenjährigen sehr intensiven Spiel- und Erlebnisgemeinschaft.

Von Klosterfelde nach Markersdorf waren es rund 190 km auf den Reichsstraßen I (Aachen - Eydtkuhnen) und 112 (Altdamm - Forst). Wir waren aus dem äußersten Nordosten des Regierungsbezirkes Frankfurt/Oder in dessen uns bis dahin ganz unbekanntem Südosten gelangt, d. h. aus der seit dem 13. Jahrhundert zur Mark Brandenburg gehörenden Neumark in die erst mit dem Wiener Kongress 1815 zu Brandenburg-Preußen geschlagene Niederlausitz.

Was für ein Wechsel! Dort das große Großbauerndorf, in dem die Bauern mit 2 bis 3 Pferdegewispannen wirtschafteten, hier das kleine Kleinbauerndorf, in dem die Wagen und Pflüge zum Teil von Kuhgespannen gezogen wurden; dort das klar gegliederte Angerdorf aus der Zeit der deutschen Ostsiedlung, hier das unklar aus kurzer Doppel-Straßenzeile, einer Art Rundling und, entfernt dazu, aus zwei angebackten Dorfteilen zusammengesetzte Dorf; dort die relativ locker um einen großen Hofplatz angeordneten Hofgebäude an der bis zu 60 m breiten Dorfstraße, hier die festungsartig durch hohe Brettertore und Ziegelsteinpfeiler zur schmalen Dorfstraße hin abgeschlossenen, eng gefügten kleinen Höfe; dort hießen die Dorfbewohner Hempe, Wilke, Rausch, Schalow, Hickstein, Eisele, Fiebelkorn, Busse, hier Sittig, Ritsching, Raschack, Mattigk, Polenz, Hannaske, Märksch, Wontke, Zech, Matschke, Mischke; dort sagte man Pieratz, Pissmiere, Liesen, Enkel, Likdorn, Kisätsch, Tass, Pütten, Ress, Bäsingel, Päde, hier Rügenwurm, Uafiezke, Schmeer, Knöchel, Hühneroge, Mäklig, Banse, Born, Oarsche, Blaubeere, Quiäke - wenn Regenwurm, gelbe Ameise, Fettschicht um die Rippen und inneren Organe des Schweins, Fußknöchel, Hühnerauge, wählerisch im Essen, Scheunenfach für das Getreide, Ziehbrunnen, das auf dem gemähnten Getreidefeld von der Hungerharte lose zusammengeharkte, Blaubeere, Quecke gemeint waren. Und einen unter der Dorfjugend verbreiteten Abzählvers verstanden wir Neulinge zuerst überhaupt nicht: „Ngoapen Ngecht gnobbert 'n Ngurpel von' Ngochen“ (Knoapos Knecht knabbert den Knorpel vom Knochen). „Wa war'n heite 'n bisschen Mittachstunde hald'n, war'n uns aba nich hinhag'n, war'n in de Scheine jehn un 'n poar Bäingde

flaicht'n.“ sagte wohl der Bauer an einem heißen Erntetag und forderte Knecht, Magd und Kinder auf zum Flechten von Strohbindern zum Binden des zuweilen recht kurzen mit der Sense oder dem Ableger gemähten Getreides bzw. zum Zusammenbinden der in einer „Puppe“ zusammengestellten 9 Roggengarben; in der Neumark wurden die Garben in Mandeln, zwei Reihen zu je acht Garben, zum Trocknen aufgestellt. Kurz: wir waren aus dem niederdeutschen in das mitteleuropäische Mundartengebiet gekommen.

Auch im Essen begegneten wir ganz neuen Gerichten und Sitten. „Leineel un Quarch macht den Lausitzer stark“, lernten wir schnell, und beides, zusammen mit Pellkartoffeln und Salz, gehört heute noch zu meinen Leibgerichten. Pellkartoffeln, die in Leinöl oder „Stippe“ (in Fett ausgelassene Zwiebeln mit Roggenmehl und Wasser) getunkt wurden, war das gewöhnliche Abendessen, so wie die Kliebensuppe aus Roggenmehl und Milch mit einem Stück Brot das Morgenessen. Sonntags wurden aus gekochten und rohen geriebenen Kartoffeln, halb und halb, „Keilchen“, d. h. kleine Klöße gekocht und zu Braten, besonders zu Kaninchen- und Gänsebraten, gegessen - ein wunderbar schmeckender, aber in der Herstellung außerordentlich zeitaufwendiger Salzkartoffel-Ersatz (Pfanni-Knödel gab es noch nicht!). Beim Kartoffelsammeln lernten wir Hirseklöße kennen: mit fettem Schweinefleisch, Speckwürfeln, Zwiebeln, Salz und Pfeffer gewürzter, gekochter Hirsebrei, der in übereinandergelegte, gebrühte Kohlblätter gewickelt und auf frischem oder geräuchertem Schweinebauch in einem Topf weichgeschmort wurde. Hirse wurde auf kleinen Flächen noch angebaut. Hefepflinse wurden ebenfalls häufig bei der Kartoffelernte auf das Feld gebracht - wir Jungs fraßen sie förmlich in uns hinein! Ein relativ dünnflüssiger Hefeteig wurde aus Milch, Mehl, Zucker, Salz, Eiern und Hefe angerührt und in dünner Schicht auf einem „Stein“, einem runden, randlosen Stück Gusseisen mit Griff, gebacken, darauf mit brauner Butter eingerieben, mit Zucker oder Pflaumenmus versehen und zusammengerollt. Unvergessen sind mir die herrlichen Quark- und Mohnkuchen auf den großen Backblechen geblieben; Mohn wurde auf kleinen Gartenstücken im Dorf angebaut. Meine Mutter fand einmal bei Müllers (Saulenname „Sand-Polenz“)

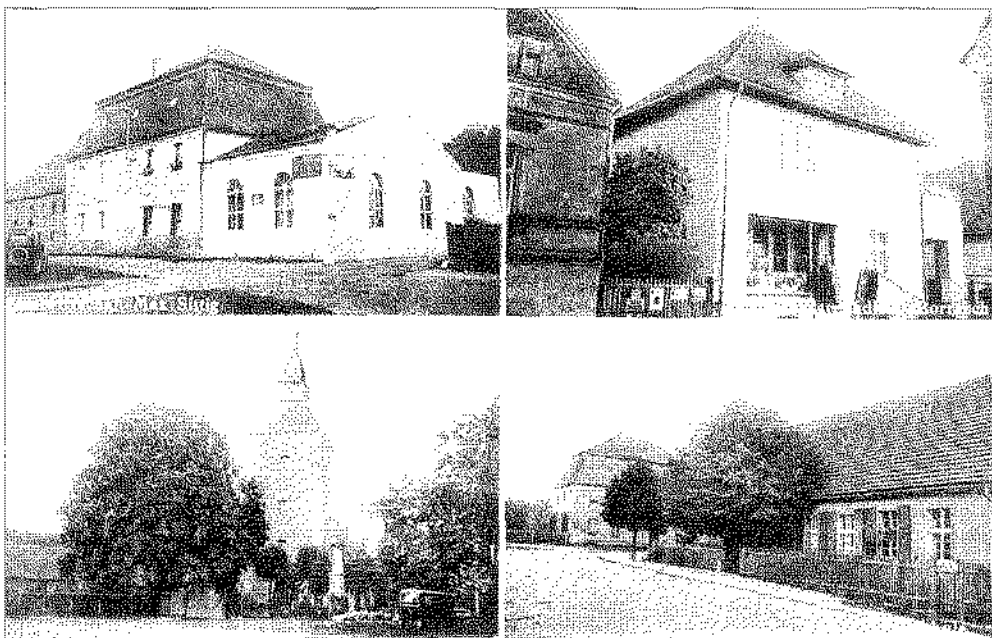
die Hausfrau in heller Aufregung: alle ihre Enten lagen fast bewusstlos und mit unkoordinierten Bewegungen auf dem Misthaufen - die in der Nähe verstreuten, geöffneten und als Abfall auf den Mist geworfenen Mohnkapseln brachten die Aufklärung für diesen merkwürdigen Krankheitsfall; die Enten hatten die Mohnreste in den Kapseln gefressen. Sie erholten sich bald wieder.

Später lernte ich, auch durch eine kurze Bemerkung meines Geschichtslehrers am Gubener Gymnasium, Erich Müller (gestorben 1969), dass Markersdorf ein Klosterdorf war, sich bis 1541 im Besitz des Benediktiner-Nonnenklosters in Guben befand und danach an P. von Rodstock verpfändet wurde. Aus dem um 1295 vom Zisterzienser-Kloster Marienwalde gegründeten Dorf Klosterfelde im Herrschaftsbereich der brandenburgischen Askanier waren wir Palms also in das Klosterdorf Markersdorf gelangt, das einst zum Gebiet der wichtigsten Gegenspieler der Askanier im Süden der Mark Brandenburg, der Meißener Wettiner, gehört hatte.

Klosterfelde und Markersdorf wiesen schließlich eine unterschiedliche braune Vergangenheit auf: Unser neumärkischer Herkunftsort war seit dem Jahre 1928 eine SA-Hochburg, von der für den Nationalsozialismus werbender, aber auch einschüchternder Einfluss im Umland der beiden Kreise Arnswalde/Nm. und Friedeberg/Nm. ausstrahlte. Markersdorf war in dieser Hinsicht ein eher zurückgebliebenes Nest, in dem wir praktisch bis zur Flucht am 14. 2. 1945 auf einer Art unpolitischen Insel lebten, wenn wir natürlich auch in die NSDAP und das Jungvolk (zum Beispiel) eingebunden waren.

Klosterfelde und Markersdorf haben nach 1945, leicht verfremdet, als Klasztorne bzw. Markosice ihre alten deutschen Namen beibehalten ein kleiner Trost im bitteren Verlust meiner neumärkischen und Gubener Heimat.

(In diesem Beitrag wurde mehrfach der in der Niederlausitz sehr häufig verwendete Begriff „Saulenname“ verwendet. Darunter versteht man einen alten, an einen früheren Besitzer gebundenen, Hofnamen, der sozusagen an den Torsäulen, den aus Ziegelsteinen gemauerten Pfeilern oder Säulen der Hofeinfahrt, haftete. In gewisser Weise gab es so etwas ja auch im Kreis Arnswalde.)



*Markersdorf, Kreis Guben, etwa 1935.*

*Rechts die Schule an der Reichsstraße 112 Guben - Forst, hinten „Schloss-Sittig“ (Gebäude des ehemaligen Gutshofes aus dem 17./18. Jahrhundert).*

# Lehrerzeugnis.

Nachdem durch die Besetzung der hiesigen  
 Küster-Löcher die Küsterstelle an der Kirche  
 zu Markersdorf in der Person Markwart  
 erledigt worden ist, bewiesen wir kraft der  
 uns zufließenden Briefe mit Genehmigung  
 der Regierung zu Frankfurt (Oder) den

Polem hiesigen Küster im Auftr. zu besetzen  
 sollte zum Küster an der Kirche zu Markersdorf  
 und mayen er ihm zur Hilfe, seine ihm vor sich  
 amontwärtel Amt bei der Kirche zeitig nach  
 besten Vermögen gewissenhaft nachzuführen,  
 die ihm vorüber stehenden Wochenschriften und  
 Briefungen genau zu befragen, seinen  
 Vorgesetzten die gebührende Achtung und  
 Folgsamkeit zu bewahren, mit der Gemeinde  
 in Frieden und Eintracht zu leben, seinen Auftr.  
 in der Kirche aufrichtig und sorgfältig zu  
 verrichten, von Jugend und der Gemeinde  
 durch einen gottseligen und frommen Wandel  
 ein gutes Beispiel zu geben und sich überaus  
 zeitig so zu verhalten, wie es seinen  
 christlichen Dienstansehnung zueignet und gebietet.

Katholisch Kirche Kolonie von dem  
 nächstgenannten Katechisten und Einweisung  
 in seiner Kirche vollzogen worden.

Markersdorf, den 24. November 1935.

Für den Patronat



Für die Kirchengemeinde

Motzke

Kersten  
 Omaschauer

Fischer  
 Altshaus

# Die Försterei Eisenhammer an der Drage bei Steinbusch - ein vogelkundliches Zentrum zu Anfang des 20. Jahrhunderts

Von W. Palm, Im Hagen 12, 29584 Himbergen

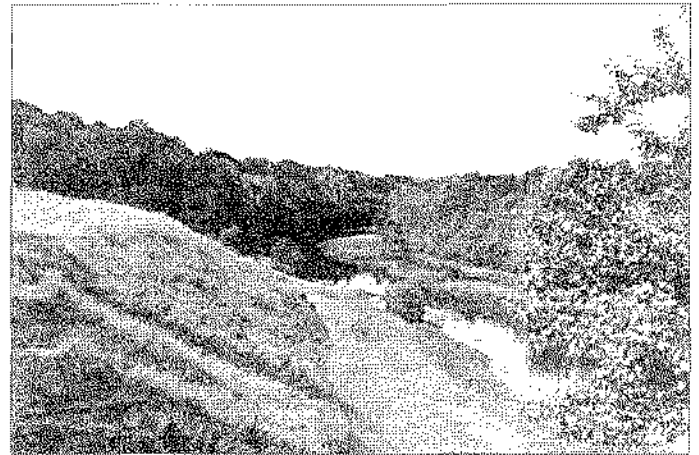
1919 veröffentlichte der Ornithologe Herman Schalow (1852-1925) ein 602 Seiten starkes Buch: „Beiträge zur Vogelfauna der Mark Brandenburg. Berlin, Deutsche Ornithologische Gesellschaft.“ Es handelt sich um ein Standardwerk, das im Jahre 2004 von der Arbeitsgemeinschaft Berlin-Brandenburgischer Ornithologen (ABBO) im Verlag Natur und Text in 15834 Rangsdorf als Reprint neu herausgegeben wurde.

Wir haben das, wie alle Reprints, teure Buch (55.-EURO) für unser Arnswalder Archiv erworben, und zwar vor allem in der Hoffnung, in ihm auch unseren Kreis Arnswalde ornithologisch dargestellt zu finden. Diese Hoffnung hat sich in einer ganz speziellen Weise erfüllt, wie gleich zu zeigen sein wird. Zuvor gebe ich eine Übersicht über den reichen Inhalt des Werkes.

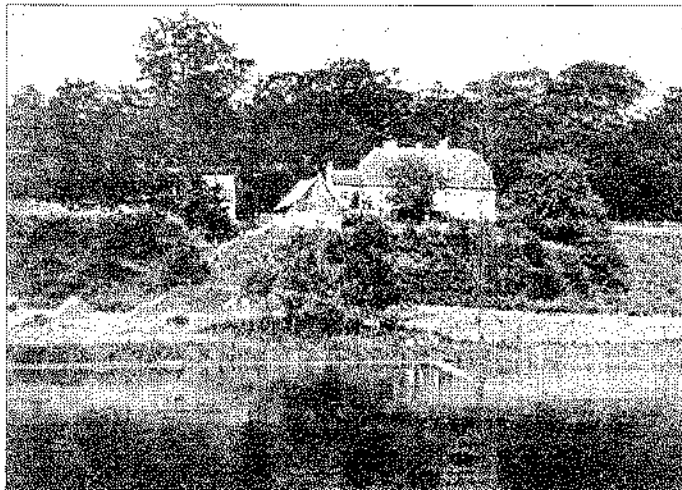
Auf die Geschichte der Ornithologie (Vogelkunde) in Brandenburg folgt eine Bibliographie der ornithologischen Literatur Brandenburgs von 1645 bis 1918, geordnet nach dem Jahr des Erscheinens der betreffenden Arbeit (häufig mit kurzer Inhaltsangabe). Ein systematisches Verzeichnis der Arten und Formen schließt sich an, und die hier benannten Vogelarten werden in dem folgenden Faunistischen Teil der Reihe nach vorgestellt (Vorkommen, Aussehen, Brutzeit, Eiermaße usw.); dies ist mit 267 Seiten der umfangreichste Abschnitt des Buches. In Geschichtlichen Notizen führt Schalow Verordnungen zum Schutz der Vögel (oft auch anderer Tierarten) seit 1610 auf. Während z. B. „im Jahre 1610 das Schießen eines Kranichs mit 40 Talern bestraft wurde, gestattete das Edikt (...) von 1722, 'daß jedem erlaubt seyn soll, Kraniche zu schießen'.“ (Seite 430) Und während unter Kurfürst Johann Sigismund (1572-1520) im Jahre 1610 das Erlegen eines Wolfes mit einer Strafe von 50 Talern belegt wurde, veröffentlichte König Friedrich I. 1714 eine Verordnung, „nach welcher ein Schußgeld von 1 Taler für einen Wolf unter Belassung des Felles an den Schützen ausgesetzt wird.“ (S. 427) Märkische Sammlungen von ausgestopften Vögeln

und Eiersammlungen stellt das nächste Kapitel vor. Der Abschnitt Folkloristische Mitteilungen ist den Sprichwörtern, Sagen, Märchen, Fabeln und vielen Namen der Vogelarten gewidmet und ist so anregend geschrieben, dass man mit ihm das Lesen des Buches mit großem Vergnügen beginnen könnte. Die Biographien von 10 berühmten brandenburgischen Ornithologen des 17. bis 19. Jahrhunderts und ein Index der lateinischen Artnamen der Vögel beschließen das Buch.

Meine Aufmerksamkeit aber war schon in der Einleitung durch den folgenden Satz gefangen: „Die Herren Förster Wilhelm Rüdiger in Eisenhammer und J. Will an der Forstlehrschule in Steinbusch, haben mir ihre reichen Erfahrungen aus dem nordöstlichen Teile der Neumark, der bis jetzt so gut wie unerforscht war, mit der größten Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt.“ Unter seinen weiteren 27 Gewährsleuten für ornithologische Angaben findet sich auch ein Forstmeister Wagner aus Steinbusch. Das Namensverzeichnis im Anschluss an die Bibliographie ermöglichte dann schnelles Auffinden von 6 Arbeiten von Rüdiger und einer von Will über Vogelarten aus dem Kreis Arn-



*Blick aus dem Fenster des Eisenhammers nach Norden, die Drage aufwärts  
Zwischen dem steilen Hang und der Drage liegt ein schmaler Feldstreifen.*



*Der Eisenhammer um 1925 von der Drage aus nach Westen hin fotografiert*

*Das Gelände fällt von 67 m auf etwa 48 m ab.*

*(diese 3 Fotos sind dem Artikel von Paul Rauser im „Sportangler“ vom 25. 4. 1927 entnommen, vgl. HR 234/1996, S. 28-30).*

walde (1912 bis 1918); durch die Bibliotheks-Fernleihe habe ich sie als Kopien erhalten und gelesen. Der Freundlichkeit von Herrn Wolfgang Mädlow aus Potsdam, Autor der Anmerkungen zur Neuauflage des Buches von H. Schalow und Mitglied der oben genannten ABBO, verdanke ich zusätzlich eine weitere Arbeit W. Rüdigers aus dem Jahre 1936 und vor allem auch Kopien aus dem Nachschlagewerk von Ludwig Gebhardt „Die Ornithologen Mitteleuropas“ (3 Bände, 1964, 1970, 1974) mit den Artikeln über Rüdiger und Will. Ich bringe zunächst diese kurzen Lebensberichte über die beiden Förster-Ornithologen (mit kleinen Veränderungen).

Rüdiger, Wilhelm (jun.).

Geboren 27. 5. 1875 in Melzow, Kr. Angermünde, gestorben 2. 8. 1957 in Kirchgellersen bei Lüneburg. Er war zuerst Revierförster in der Mark und von 1905 ab Assistent an der Zoologischen Abteilung der





*Vor der Futterküche der Försterei von der Drageseite her gesehen*

Forsthochschule Eberswalde, wo er u. a. ornith. Exkursionen zu leiten hatte. Bis 1912 stand er in Hochzeit (Neumark), dann in Eisenhammer bei Steinbusch (Neumark), in Räumde, Mariental (beide Kreis Arnswalde) und Dölzigerbrück (Kreis Landsberg/W.). Im Jahre 1917/18 beauftragte ihn die deutsche Militär-Forstverwaltung Bialowies mit orn. und oologischen Sammlungen. Aus dieser Zeit stammen „Orn. Beob. in d. Gouvernements Kowno und Kurland“ (Arch. Naturgesch. 82, 1917) und „Orn. Beob. aus d. Pripjet-Sümpfen“ (Orn. Mber. 26/1918). 1913 schloss er sich der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft an. Nach dem Tode des Vaters (1907) baute er dessen Eiersammlung erheblich aus; sie umfasste schließlich von 350 Arten etwa 10.000 Stücke, darunter ungefähr 1000 Raubvogeleier und 200 Kuckuckseier mit Nestgelegen. Aus vererbten Anlagen entwickelte er gründliche feldornithologische Kenntnisse (...). Mehr als sein Vater meldete er sich außerdem mit Veröffentlichungen zu Wort. (...) Rüdiger trat auch als Schriftleiter hervor, indem er die „Zeitschrift für Oologie und Ornithologie“ vom 21. bis 29. Jahrg. (1911-1924) von den Forsthäusern Eisenhammer und Räumde aus (Kr. Arnswalde) im



*An der Stelle des ehemaligen Eisenhammers. Das Wohnhaus ist verfallen, nur ein Stallgebäude steht noch. 4. 8. 1992. (Foto W. Palm)  
Von links: Frau Schnabel, ?, Herr Schnabel, vorn Frau Günther aus Diebelbruch*

Selbstverlag unter großen Opfern weiterführte. Er war einer der letzten und begabtesten Vertreter der Oologie aus der Berliner Schule H. Hockes. Sein Name hatte um die Jahrhundertwende guten Klang in der märkischen Vogelkunde.

#### Will, J.

Gestorben nach 1918. Der seit dem Herbst 1905 in Steinbusch ansässige Lehrer arbeitete sich beobachtend und sammelnd in die orn. Verhältnisse des Kreises Arnswalde ein und erwies sich bald als zuverlässiger Kenner. Er unterrichtete an der Forstlehrschule seines Wohnsitzes und verwaltete ihre Sammlung von etwa 200 meist aus der Umgebung stammenden Vögeln, die er selbst präpariert hatte. (...) Er nannte eine Eierkollektion von 310 vornehmlich heimischen Arten in 3.800 Stücken sein eigen. Literarisch trat er nur in Erscheinung, als er in der von W. Rüdiger herausgegebenen „Zeitschrift für Oologie und Ornithologie“ 23/1913 erstmalig einwandfrei märkische Brut des Prachtauchers auf dem Bahrenortsee melden konnte. Im übrigen überließ er H. Schalow seine reichen Erfahrungen aus dem damals so gut wie unerforschten nordöstlichen Teile der Neumark.

Ich ergänze diese Angaben aus dem Nachschlagewerk von Gebhardt um einige Lebensdaten aus den Veröffentlichungen Rüdigers (über J. Will habe ich nichts weiter gefunden). Er war wie sein Vater, der in einer Försterei in der Schorfheide arbeitete und 1907 starb, Förster. Wahrscheinlich kam er nach dessen Tod in den Dienst der Oberförsterei Hochzeit. Am 1. 10. 1911 wurde er in die Försterei Eisenhammer am Westufer der Drage gegenüber von Steinbusch versetzt.



#### *Wilhelm Rüdiger*

*Nach Tafel II in der Zeitschrift „Beiträge zur Fortpflanzungsbiologie der Vögel“ 19/1943. Nach diesem Foto können wir ihn auf dem Gruppenfoto der Steinbuscher Förster von 1920/21, im HR 266/2004, S. 33 als den dritten von links in der hinteren Reihe identifizieren; er war damals Förster in der Revierförsterei Räumde.*

Hier befand sich bis ins 18. Jahrhundert hinein ein Eisenhammer, der in der Nähe gefundenes Raseneisenerz zu Eisen verarbeitete. Danach stand hier ein Teerofen. Für 1854 nennt das „Amtliche Wochenblatt des Arnswalder Kreises“ dort den „Jäger“ Heinrich Jaurisch und den „Königl. Oberförster“ Ritz. Kurz nach dem 1. Weltkrieg wird in Eisenhammer die Försterei aufgegeben worden sein, jedenfalls ist W. Rüdiger nun Förster in Räumde (Adressbuch des Kreises Arnswalde 1926, S. 265) und später in Marienthal (sein Name im HR 256/2002, S. 43, genannt). 1935 wird er aus dem Kreis Arnswalde in die Försterei Dölzigerbrück, 4 km nördlich von Massin im Landkreis Landsberg/W., versetzt. Von hier aus wird er wohl 1945 geflüchtet sein und in Kirchgellersen, westlich von Lüneburg, Zuflucht gefunden haben. Im 1. Weltkrieg war er vom 14. 9. 1914 an Soldat, wahrscheinlich in einer Spezialeinheit in Jüterbog/Dennewitz. Er hatte relativ häufig Heimaturlaub (November 1914, Juni 1915, April 1917 aus den Pripjetsümpfen, September 1917) und meldet sich 1915, 1916 und 1918 in Fachaufsätzen mit den Ortsangaben Burg, Kreis Jerichow, Crossen/Oder und Frankreich. Sehr wahrscheinlich gehört er zu den uns leider namentlich unbekannt Personen des Fotos von 1920/21 mit Forstmeister Oscar Zoch/Steinbusch im HR 266/2004, S. 33. In folgenden Rundbriefen sollen aus den Aufsätzen Rüdigers und Wills einige interessante Beobachtungen aus der Vogelwelt an der Drage vorgestellt werden.

*Fortsetzung folgt*

## Mit dem Mikrofon vor Gatter und Kreissäge

Von Gerhard Tannenberg. Heimatkalender für den Kreis Arnswalde, 1939, Seite 51 bis 52

Der Funkberichterstatter des Deutschlandsenders, Gerhard Tannenberg, besuchte am 10. 12. 1937 das Sägewerk in Langenfuhr. Auf unseren Wunsch schildert er uns hier seine Arbeit. (Die Schriftwaltung, Richard Sprockhoff, Lehrer in Althütte)

Als der Plan feststand, zur Erörterung der neugeschaffenen Einkaufskarten der Holzmarktvereinigung einen Funkbericht in einem Sägewerk durchzuführen, entschlossen wir uns sofort, dies wieder einmal mit einem Besuch der märkischen Grenzbezirke zu verbinden. Als endlich Langenfuhr und das Sägewerk Dümmel & Sohn als Aufnahmeort vereinbart waren, habe ich lange auf der Karte suchen müssen, bis ich es endlich fand. Aber die Fahrt dorthin über eisige Straßen und durch tiefe Schneewehen hat uns durch vielerlei kleine Überraschungen diese Übertragung zu einem netten Erlebnis werden lassen. Es hätte nicht viel gefehlt und wir wären mit unserem Übertragungswagen in finsterner Mitternacht tief im Schnee stecken geblieben und bis zum Morgen ebenso eingeschneit. Es begann damit, dass wir alle miteinander zu spät kamen. Ein Wagen machte mit dem Straßengraben Bekanntschaft, unser großer Übertragungswagen dagegen musste wegen seines erheblichen Gewichtes besonders vorsichtig fahren. Um 12 Uhr mittags wollten wir uns in Langenfuhr treffen; aber der eisige Pommernwind türmte Schneewehen um Schneewehen wie Barrieren vor uns auf, so dass wir oft den Spaten nehmen mussten, um uns frei zu schaufeln. So kam es,

dass wir alle erst gegen Abend bei einem Glas dampfenden Grog, der wohltuend die Glieder wärmte, um den Tisch zur Arbeitsbesprechung herumsaßen.

Schnell war in großen Zügen der äußere Rahmen der Sendung festgelegt. Jeder sollte zu Wort kommen, jeder mit seinen Gedanken an der Erläuterung der zur Erörterung stehenden Fragen um den Rohstoff Holz teilnehmen.

Der Ü-Wagen, so nennen wir Funkleute unseren Aufnahme- und Übertragungswagen, suchte sich einen Platz neben der großen Halle. Die Geräte wurden klar gemacht, und schon konnte es losgehen. Für die Arbeiter des Sägewerks, die zum Teil auch selbst als Sprecher mitwirkten, war es etwas völlig Neues, einmal miterleben zu dürfen, wie ihre Stimme auf der Schallplatte festgehalten wird. Der technische Vorgang ist aber im Grundprinzip recht einfach. Durch ein Mikrofon werden die akustischen Wellen der Sprache auf üblichem elektrischem Wege einem Verstärker zugeführt, der im Wagen untergebracht ist. Hier sitzt der Aussteuerer, der für einen gleichmäßigen Klang und damit auch für einen gleichmäßigen Schnitt und für eine regelmäßige Lautstärke zu sorgen hat. Die akustischen Wellen verursachen kleine elektrische Stromstöße, die man auf eine Art Schreiber übertragen kann. Dieser Schreiber besteht aus einer Schalldose, die statt der Abspielnadel einen scharfen Schneidstift aufweist. Dieser Stift schneidet sich entsprechend den Schwingungen, durch die er elektrisch erregt wird, in die darunter liegende und mit einer ganz gleichmäßigen Geschwindigkeit laufende Platte ein. Diese Schallplatte zeigt vorher keinerlei Rillen und ist völlig glatt. Sie besteht aus einem zelluloseartigen Spezialmaterial und hat gegenüber einer üblichen Schallplattenherstellung über Wachsplatten, Matrizen und Schellackguß den großen Vorteil, dass man sie sofort wieder abspielen kann.

Dieses Erlebnis hatten auch die Beteiligten bei dieser Aufnahme. Kaum waren die letzten Worte verklungen, begann schon das Vorspielen der Platten. Für uns ist das Ganze ein Teil der täglichen Berufsarbeit, aber wenn wir es uns in einer besinnlichen Stunde einmal deutlich und bewusst machen, dann will es auch uns wie ein kleines Wunder anmuten. Wir können uns mit dem Mikrofon neben das Fenster des Ü-Wagens stellen und beobachten, wie sich der Schneidstift in die Platte hineinritz, wie also tatsächlich das, was im Augenblick lebendig ist, was von uns laut wird, was wir sprechen und denken, für alle Zeiten zur festen Form wird. Unsere Stimme erstarrt vor unseren Augen. Und diese wunderbare, fast mystische Beziehung zu den Instrumenten der Technik, die wir für unsere Arbeit benötigen, erhebt auch das alltägliche Tun des Funkberichterstatters zu einer schönen, verpflichtenden Aufgabe.





## In Ne.

Fortsetzung von Folge 269, Seite 40/41

Das Hirschfieber hatte mich gepackt. Böcke hatte ich überreichlich genug geschossen, nun sollten meine Gäste ihre Freude daran haben, ich aber war auf Hirsche eingestellt. In R., das sich zu einem typischen Feisthirschrevier entwickelt hatte, konnte ich meine Beobachtungen schon am hellen Tage machen. Oft hatte ich 15, 18 Geweihe vor mir auf dem Wildacker. Ich hatte meine helle Freude daran und wollte hier nicht schießen. Mit meinem vorzüglichen Kreisjägermeister verband mich eine innige Freundschaft. Er wusste, dass mir an erhöhtem Abschuss nichts lag, und so beschlossen wir ein stilles Übereinkommen, R. als Oase und Reservoir zu erhalten. Meine Hirsche wollte ich schonen, schießen woanders.

Eines Tages erfuhr ich, dass das Revier Ne. den Abschuss auf Hirsche vergibt. Ne. war ein großes Revier mit starkem Rotwildbestand. Das Feld war leichter Boden, der Wald war ein großer zusammenhängender Bestand, der außer einigen recht großen Dickungen nur kümmerliches Holz auf dem armen Boden trug. Das Hungermoos war in diesen lichten Stangenhölzern die einzige Äsung. Betreut wurde das Revier von zwei Förstern, unter anderem dem prächtigen Oberförster Ha., der bekannt war als Rotwildkenner und deshalb den Namen „Hirschvater“ trug. Er wohnte mit Frau und Kindern mitten im Walde. Der Sohn war schon aus dem Hause, nur die hübsche Tochter stand der Mutter zur Seite. Der Besitzer, ein stattlicher Herr, ehemaliger Rittmeister im Garde du Corps, war verstorben, und so saß die Witwe mit einer Reihe von Kindern allein da. Und da der Boden nicht allzu ertragreich, der Wald auch nur dürrig, hatte man sich

zur Vergabe von Hirschen entschlossen. Ich rief meinen Freund und Nachbarn Fr. an, ob wir beide nicht 50/50 den Abschuss übernehmen wollten. Er war sofort Feuer und Flamme dafür, und „Hirschvater“, dem wir als weidgerechte Jäger bekannt waren, legte ein gutes Wort für uns ein, und wir bekamen den Abschuss.

Jetzt hatte ich das, was ich ersehnte. Dieses prachtvolle Revier und dieser prächtige „Hirschvater“ sollten auf Jahre mit zu meinen schönsten Erinnerungen bleiben. Die Brunft begann, und so fuhren wir erwartungsvoll in die Wildnis. Der Sohn und Erbe war einer der jüngsten unter den Geschwistern und noch Schüler, so hatten wir die Aussicht, dies Revier einige Jahre bejagen zu dürfen, wenn wir uns danach benahmen. Und so war es. Mitten im Revier lag eine riesige Brandfläche, mit Heidekraut bewachsen. Sie war der Anziehungspunkt für's Rotwild. Drei und mehr Rudel mit starken Hirschen waren fast ständig darauf zu sehen. Nur das Anpirschen in dem lichten Holz war schon mit Schwierigkeiten verbunden und bedurfte einiger Erfahrungen. Schon am dritten Tage hatte ich einen starken Kronenzwölfer geschossen. Während ich, des Reviers kundig, allein pirschen durfte, wurde mein Freund von „Hirschvater“ unterstützt, aber Tag für Tag vergeblich. Hirsche hatten sie auch mehr als genug gesehen, aber immer nicht das Richtige. Und da die Brunft sich ihrem Ende näherte, mein Freund immer noch nicht zu Schuss gekommen war, und die Sache ziemlich aussichtslos schien, schoss ich den zweiten Hirsch, einen alten Achter.

Ein Jahr später, die Brunft hatte begonnen. Nun sollte mein Freund zuerst zu Schuss kommen, ich würde nicht eher kommen, bis sein Hirsch liegt. Ich hatte inzwischen Gelegenheit, mich in eigenen Revier umzuschauen und hatte bereits drei Abschusshirsche bei meinem Freund, dem Forstmeister Bü. in Ka., zur Strecke gebracht, wie im vorigen Kapitel berichtet. Die Tage vergingen, kein Anruf kam. Endlich ging vormittags das Telefon, und freudestrahlend berichteten mir „Hirschvater“ und mein Freund, dass er nach vieler Mühe endlich einen sehr starken, alten Zehner geschossen habe, nun sollte ich man ja gleich kommen. Nun, Koffer gepackt, so einige Pullen Sekt verstaute, und nachmittags ging's erwartungsvoll gen Ne. Da lag ein wahrlich starker Hirsch mit pechschwarzen, dicken Stangen, alt und abschussreif, und mein Freund strahlte. Die treusorgende Frau von „Hirschvater“ hatte ein köstliches Pilzgericht von Pfifferlingen gemacht, einen herrlichen Braten dazu, und so verzichteten wir auf einen Pirschgang und tranken den Hirsch nach allen Regeln der Kunst tot. Dabei wurde der ganze Vorgang nochmal genau geschildert, war es doch sein erster Hirsch, und gleich solch guter. Wir saßen lange und tranken viel, die Mitternacht schlug näher schon, und mein Freund war voll des süßen Weines. Wir teilten im Försterhaus oben ein Zimmer, daneben das der Tochter. Bald war mein Freund in einen tiefen Schlaf verfallen. Ich spürte so gar keine Lust ins Bett zu gehen, öffnete das Fenster und war sofort hell wach. Bei klarstem Sternenhimmel schrien die Hirsche, dass der Wald erklang, oft zwei, drei mit einem Male. Als ich so versonnen im Fenster lag, öffnete sich plötzlich das Nebenfenster und raus lugte das hübsche Töchterchen, das sich ebenfalls dies wunderbare Konzert anhören wollte. Wir plauderten lange, genossen die herrliche Nacht und sahen uns tief in die Augen. Oh ja, zwischen Lipp- und Kelchesrand! Morgens um vier bullerte es an der Tür. „Aufstehen!“

Während mein Freund den Schlaf des Gerechten schlief und nichts hörte, war ich nicht minder verschlafen und konnte nur im Unterbewusstsein fragen, was für Wetter draußen ist. „Es regnet in Strömen“, war die Antwort. „Weiterschlafen“, meine Erwidern. Um 8 Uhr standen wir auf. Es wurde ausgiebig gefrühstückt, und inzwischen war dem Regen ein herrlicher Sonnenschein gefolgt. Das war das richtige Pirschwetter. Wie tausend glitzernde Kristalle hingen die Regentropfen an den Zweigen, dazu die hellste Sonne. Mein Freund spürte keine Lust zur Pirsch, er war noch völlig verkatert, dagegen ließ ich nicht locker. „Ja, wo wollen Sie jetzt so spät noch hin?“ meinte „Hirschvater“. Ich schilderte ihm ein langes, ausgedehntes Bruch mit vielen Suhlen, wo ich erst ein einziges Mal gewesen sei, da wollte ich hin. „Na“, sagte „Hirschvater“, „Sie sollen Ihren Willen haben, aber ich sage Ihnen gleich, das ist völlig vergebens dort in der Nähe der bäuerlichen Grenze.“ Ich bestand darauf, und los ging die Post.

An dem Bruch angekommen, stellten wir den Wagen ab und pirschten nun Schritt für Schritt vor. Überall nach dem Regen frische Hirschfährten in großer Zahl. Und die Sonne warf ihre morgendlichen Strahlen durch die lichten Stangen. Da – schrie da nicht eben noch ein Hirsch? Und richtig, nochmal, und nochmal. „Kommen Sie schnell“, ermahnte „Hirschvater“. „Am Ende der Dickung, um die Ecke, da macht der Weg eine Biegung, und da befinden sich noch mehrere Suhlen, von da muss der Ruf gekommen sein.“ Also Beine in die Hand und hin. Als wir um die Ecke kamen, schrie der Hirsch nochmal dicht vor uns. „Hier 50 Schritt vor uns ist nochmal eine Suhle, da muss er sein“, flüsterte mir „Hirschvater“ zu. Nun nichts weiter wie runter. Wir krochen auf allen viere vor, bis wir die Suhle einsehen konnten. Und richtig! Da saß der Hirsch in der Suhle und schrie im Sitzen. Was ist es? „Ein guter Abschusshirsch, Eissprossenzehner“, flüsterte er mir zu. Ich hatte ihn mir nochmal genau angesehen und war entschlossen, ihm die Kugel anzutragen. Der Hirsch erhob sich, schüttelte sich, dass der Moder nach allen Seiten spritzte. „Jetzt ist’s Zeit“, flüsterte „Hirschvater“, und schon war die Kugel raus.

Im Feuer brach der Hirsch zusammen. „Hirschvater“ überreichte mir den Bruch und sagte nur: „Sie Glückspilz!“ Von da an hatte ich den Spitznamen weg: der Glückspilz! Wir brachen den Hirsch auf und fuhren bei schönstem Sonnenschein durch den herrlichen Wald gen Forsthaus. Vor der Tür im Sonnenschein stand seine Frau und Tochter und mein Freund. Wir stiegen aus. „Ja“, meinte „Hirschvater“, „er liegt.“ „Ach was, ihr wollt uns wohl veräppeln, jetzt am hellen Tag und einen Hirsch?“ Aber Hausfrauen sind immer klüger, so nahm seine Frau seine Hand und schnupperte daran. „Wahrhaftig, die haben einen Hirsch aufgebrochen.“ Nun war der Bann gebrochen und kein Zweifel mehr. Der Hirsch wurde gemeinsam geholt, er konnte sich mit dem meines Freundes messen lassen, und wir hatten einen Grund, nun nochmals ausgiebig zu feiern. Nur zu schnell vergingen die schönen Tage in Ne. immer.

Aber das dritte Jahr sollte allem die Krone aufsetzen. Mein Fräulein v. P., die meinem Gr.er Haushalt vorstand und später meine Schwiegermutter betreute, war ein zierliches, aber drahtiges Persönchen. Sie liebte nicht nur ihren Teckel über alles, sondern, wie sich bald herausstellen sollte, hatte auch einen guten Blick für Hirsche. Sie verstand es, jeden Hirsch richtig anzu-

sprechen und war oft sogar allein nächtelang auf der Kanzel am Wildacker in R.

Sie konnte mir jeden Hirsch genau beschreiben. Ich hatte ihr viel von dem herrlichen Revier Ne. erzählt, und da „Hirschvater“ selbstverständlich bei mir die Hasen- und Fasanenjagden mitmachte, waren auch sie beide keine Unbekannten mehr, weshalb „Hirschvater“ durchaus damit einverstanden war, wenn sie mitkäme. Nun war dieser Herbst bisher alles andere als schön. Jeden Tag trübes Nieselwetter, oft nebelig oder regnerisch. Aber in so gut besetztem Revier schrien die Hirsche auch bei solchem Wetter, und ich hatte mir fest vorgenommen, diesmal nur einen ungewöhnlich starken zu strecken, oder den Hahn in Ruhe zu lassen. Jeden Morgen und jeden Nachmittag brachen wir frühzeitig auf, immer vergeblich. Besonders heimlich sollte ein alter Hirsch sein, dessen Geweih zwar nicht stark, aber als fast abnorm bezeichnet werden konnte, also IIB-Hirsch, auf den ein Vorgänger von uns vor drei Jahren schon wochenlang vergeblich gepirscht hatte und der unter dem Namen „der alte Esel“ herumgeisterte. Eines Morgens war ich auf ihn gestoßen, konnte ihn aber nur als alt mit schlechter Geweihbildung und unregelmäßigen Stangen ansprechen, aber nicht mehr zu Schuss kommen.

Nach meiner Beschreibung bestätigte mir „Hirschvater“, dass er es fraglos sei. Nun war mein Freund wie verbissen auf ihn. „Der alte Esel“ hatte es ihm angetan, aber alles war vergeblich, er blieb wie von der Bildfläche verschwunden. Auch bei mir war das Barometer schon auf den Nullpunkt gesunken. Jeder Tag war vergeblich. Wir hatten uns schon mit Gedanken getragen, diese jagdlichen Gefühle aufzugeben, als der Fernsprecher ging. „Hirschvater“ nahm ab und sein Kollege, der Revierförster Me. meldete ihm, dass die ganze Nacht hindurch ein Hirsch mit guter Stimme draußen auf dem eingezäunten Felde unweit des Schlosses geschrien habe. Er habe ihn selber nicht gesehen, nur gehört, und seiner Meinung nach müsse es ein besserer Hirsch sein, der sich wohl anscheinend mehrerer Beihirsche zu erwehren hatte.

Der Hirsch musste also zwangsläufig durch das offene Tor auf dem Wege zur Försterei zurückwechseln. Das Feld war mit Kartoffeln bestellt, die schon ziemlich arg mütgenommen waren. Die Vermutung lag also nahe, dass es sich um einen besseren Hirsch handeln müsse. Nun, an dem Tor ansetzen, war unmöglich. Früh im Dunkeln ging es raus, und wir bezogen einen Hochsitz, der einige hundert Meter von der Feldkante entfernt sich im Walde an einer großen Dickung befand. Der Hochsitz war wunderbar in hohen Tannen getarnt, aber das Schussfeld nur sehr klein, da auf der anderen Seite des an der Dickung entlang führenden Weges sich eine schon recht hohe Kultur befand, die dem Kahlwild schon soviel Deckung bot, dass nur noch die Köpfe zu sehen waren. Es regnete in Strömen, und in Strähnen tropfte es von den Ästen auf unsere Köpfe, ich saß schussbereit auf dem Sitz, hinter mir standen Fräulein v. P. und „Hirschvater“, und draußen schrie der Hirsch unaufhörlich. Hinter dieser Kultur befand sich abermals eine Dickung, und „Hirschvater“ hoffte, dass das Rotwild diese annehmen würde, aber ob es ausgerechnet hier durchwechseln würde? Die Aussichten standen auf 1 zu 100.

Es dämmerte, und wir hörten deutlich an dem Schrei des Hirsches, dass er hinter uns erst nach rechts zum Tor und dann auf uns zuzog. Nun musste er nach aller Berechnung links von uns kommen. Immer wieder wurden die Gläser abgetrocknet und wie gebannt nach



links beobachtet. Die Regenschwaden zogen an den Fichten entlang, und vom Hut lief das Wasser und durchnässte die Ärmel und Knie. Da stieß uns Fräulein v. P. plötzlich an und flüsterte: „Rechts kommen sie.“ Acht Stück Kahlwild wechselten über den Weg und zogen in diese Kultur, in der man nur noch die Köpfe sah. Und endlich kam der Hirsch, schreiend blieb er auf dem Wege stehen. Alle Augen wie gebannt auf ihn. Ich hatte mein Glas gerade sauber gemacht und konnte ihn sofort als sehr starken Kronenzwölfer mit ungewöhnlich weiter Auslage ansprechen, ein alter Hirsch, hatte ihn im Zielstachel und wartete auf das erlösende Wort „Schuß“. Aber es kam nicht, unverständlich. Fräulein v. P. flüsterte: „Schießen Sie doch.“ Und „Hirschvater“ flüsterte: „Ich kann nichts erkennen, mein Glas ist so voll Wasser.“ Ich flüsterte ihm zu: „Alter Hirsch, geben Sie die Kugel frei.“ Doch nichts erfolgte. Bange Minuten waren verstrichen, der Hirsch zog dem Kahlwild nach in die Kultur. Ein wunderbarer Anblick, über der Kultur schwebte dieses klotzige Geweih, nur ab und zu waren von Haupt und Rücken etwas zu sehen. Aus und vorbei! „Donnerwetter“, flüsterte „Hirschvater“, „jetzt kann ich ihn auch deutlich erkennen, guter Hirsch, schnell runter.“

Während Fräulein v. P. auf der Kanzel blieb und ständig dies herrliche Bild vor sich hatte, baumten wir ab und liefen, was wir laufen konnten, nach links um die Kultur zur nächsten Dichtung, auf die, wie gehofft, das Wild, langsam ab und zu äsend, zuzog. Am Rande dieser Dichtung befand sich ein Pirschsteig, auf ihm sollten wir nun vorpirschen und dem Rudel den Weg abschneiden. Nach ungefähr 100 Metern verhoffte „Hirschvater“. „Ich kann nicht mehr, versuchen Sie es weiter.“ Ich los, Beine in die Hand. Nach abermals 100 Metern hatte ich das Rudel auf 20 Schritt unerwartet vor mir. Ich war völlig ausgepumpt. Das Leittier sicherte schon verdächtig. Hier war ihm etwas nicht geheuer, es wendete nach links ab, das übrige Wild folgte und gab mir so auf knappe 40 Schritt den Hirsch frei. Nochmal tief Luft, nur Ruhe, Ruhe. Majestätisch stand der Recke vor mir. Er erschien mir noch viel stärker, und rums... war die Kugel raus. So wie er stand so lag er. Jetzt löste sich alle Spannung. Ich hatte schon die bewusste Zigarette in Brand, als „Hirschvater“ erschien, klatschnass vor Schweiß und Regen. „Sie Glückspilz.“ Wir traten zu dem Hirsch, und alle Erwartungen waren übertroffen. Wir winkten Fräulein v. P. zu, die ungeachtet der nassen Kultur querdurch angelaufen kam und erklärte, sie habe vom Hochsitz aus alles genau beobachten können. Von beiden wurde ich herzlich beglückwünscht. Ich war noch so mitgenommen, dass ich das alles noch gar nicht fassen konnte.

Da lag mein bisher bester Hirsch, mit ungewöhnlich weiter Auslage, ein doppelter Kronenzwölfer mit, wie sich nachher herausstellte, 14 Pfund Geweihgewicht. Welch ein wunderbarer Abschluss in diesem unvergesslichen Revier. Der Hirsch wurde geholt, im Beisein der Familie das Haupt abgeschlagen, und mit überaus herzlichem Dank verabschiedeten wir uns bis zum anderen Tag, wo wir das Erlebnis nochmal festlich begehen wollten. Am anderen Tage wurde der Wagen mit Fressalien und reichlich Alkohol und dem inzwischen präparierten Geweih bepackt, mein Freund Fr. abgeholt, und so fuhren wir zu dritt in froher Stimmung gen Ne. Dort angekommen, wurden wir überherzlich begrüßt, besonders von „Hirschvater“, was sonst so eigentlich gar nicht seine Art war. „Na, nun kommen Sie mal erst rein.“ Stolz wie ein

Spanier mit meinem starken Geweih betrat ich das Zimmer und... war baß erstaunt. Auf dem Sofa stand das Geweih des „alten Esels“. Ihn hatte „Hirschvater“ am Morgen geschossen. Nun hatten wir doppelten Grund feste und ausgiebig zu feiern. Ewig dankbar werde ich „diesem Hüter unseres edlen Wildes“ sein. Auch ihn hat der Krieg gen Westen verschlagen, und wenn er diese Zeilen liest, mag ihm zur Erinnerung an längst vergangene herrliche Zeiten ein kräftiges „Weidmannsheil“ entgegenschlagen. Leider habe ich von diesem prächtigen Geweih keine Aufnahme.

*Fortsetzung folgt*



## Ziehen Sie um?

Dann füllen Sie bitte das Formular aus, kleben Sie es auf eine Postkarte und schicken sie es an folgende Adresse:

**Ruth Paetzold · Marienbader Weg 13 · 38640 Goslar**

**Bitte unbedingt angeben**

Geburtsdatum ▶        
Tag Monat Jahr

Name, Vorname

---

**Alte Anschrift:**

Straße, Haus-Nr.

Postleitzahl Ort

umgezogen ab / seit ▶

**Neue Anschrift:**

Straße, Haus-Nr.

Postleitzahl Ort

**Neue Tel.-Nr.:**



# Von den Schafen und der Wolle in Mienken um 1900 Was mir meine Großmutter aus ihrer Jugend erzählte

Von W. Palm, Im Hagen 2, 29584 Himbergen

Kürzlich fand ich in einem lange nicht mehr beachteten Tagebuch aus meiner Lazarettzeit in Görlitz im Jahre 1944 zwischen allerlei Briefen und Zetteln auch in allerschönster Schülerhandschrift (natürlich Sütterlin) verfasste Notizen mit der obigen Überschrift, etwa aus dem Jahre 1938/39. Wie gerade sie dorthin gelangt sind, weiß ich nicht mehr, sonst ist von mir Geschriebenes durch die Flucht meiner Eltern am 14. Februar 1945 nichts erhalten geblieben.

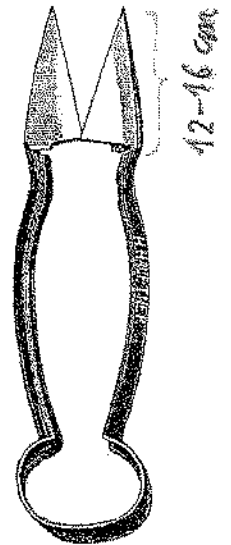
Meine Großmutter mütterlicherseits Marie Fenske war eines von neun Kindern (davon zwei kurz nach der Geburt verstorben) des Bauern Wilhelm Fenske in Mienken (1839-1927); sie wurde am 27. März 1880 in Mienken geboren. Bis zu ihrer Verheiratung 1899 mit dem Gärtner und Förster Wilhelm Freier (1873-1919), Bauernsohn aus Lenz bei Stargard, Kreis Saatzig, arbeitete sie, wie entsprechend auch vier weitere Geschwister, auf dem Hof ihrer Eltern mit. Auf diese Weise gewann sie genaue Kenntnisse von der Landwirtschaft und speziell eines Arnswalder Bauernhofes in jener Zeit. Sie hat oft davon erzählt, manches habe ich aufgeschrieben, leider viel zu wenig. Einer dieser Berichte folgt hier im Wortlaut.

Omas Vater hatte unter den Mienkener Bauern das meiste Weideland. Sein Land reichte vom Hause und dem Achterhof mit dem Schweineauslauf, der Scheune, dem Holzstall, den Kartoffelmieten, Obstbäumen und einer großen Strohmiete bis zum Groß-Mienkener See. Dort war auch der Wald meines Urgroßvaters. Um 1895 hatte er ungefähr 50 Schafe, was für Mienkener Verhältnisse sehr viele waren. Die Gemeinde hatte einen gelernten Schafhirten, Stolt mit Namen, er war Invalide und hütete alle Schafe des Dorfes. So zog er mit ihnen von Weidestück zu Weidestück, strickend und seinem Hund Befehle gebend. Wenn dann im Mai die Zeit des Scherens kam, war alles in froher Stimmung. Alle Bauern, die Schafe hatten, zogen mit ihnen an den See, und dort wurden sie gewaschen. Die Jugendlichen freuten sich natürlich ganz besonders darauf. Immer je zwei griffen ein Schaf und brachten es an eine so tiefe Stelle im See, dass das jämmerlich blökende Tier keinen Grund mehr fand. Einer hielt es dann fest, und der andere quetschte und drückte die Wolle so lange, bis sie ganz weiß war. Eine schreckliche Brühe floss da ab! Nach diesem Bad kamen die Schafe wieder in die Obhut des Schäfers. Er führte sie den ganzen übrigen Tag in der Sonne umher, so dass sie am Abend wieder trocken waren.

Am anderen Morgen um 4 Uhr begann das Scheren. In einer Scheune war die Tenne blitzblank gekehrt und mit Decken und Tüchern belegt. Die Frauen, die das Scheren ausführen sollten und schon vorher dazu bestellt waren, setzten sich in zwei Reihen gegenüber, jede mit einer langen, spitzen Schafschere bewaffnet. Nun wurden die Schafe, denen die Beine gefesselt waren, von den Männern in den freien Gang zwischen den Frauen geführt. Vom Bauch aus begann das Scheren, so dass schließlich die Wolle wie ein Teppich dalag. Um 10 Uhr kam der Schäfer und holte seine Schützlinge, die schrecklich blökten, wieder ab. Schafe, die 8 bis 10 Pfund Wolle tragen, sind schon sehr gut. Beim nächsten Wochenmarkt, der zweimal wöchentlich in Neuwedell stattfand, wurde der größte Teil der Wolle verkauft, der übrige für den eigenen

Bedarf versponnen. Und von diesen Spinnstunden gab unsere Oma dann das uns (zumindest meinen Bruder und mich als kleine Jungs) am meisten „Interessierende“ zum Besten: „Beim Spinnen konnte ich Viererlei zur selben Zeit tun -“, sie zögerte, ehe sie weitersprach, und wir taten so, als kannten wir diese vier gleichzeitigen Tätigkeiten nicht: „Sitzen, Spinnrad treten, Finger anfeuchten mit Spucke und - pupsen!“ Und genau dieses Letzte wollten wir wieder und wieder hören!

Etwa 15 Jahre, nachdem ich diesen Bericht von den Mienkener Schafen aufgeschrieben hatte, nahm ich in meiner Göttinger Studienzeit an einer Veranstaltung teil, die als „Agrarmeteorologie“ (Landwirtschafts-Wetterkunde) im Vorlesungsverzeichnis bezeichnet wurde. In ihr hörte ich zum ersten Mal von der „Schafkälte“, einem in Deutschland um den 10. Juni herum und seit Jahrhunderten bekannten häufig auftretenden Kälterückfall, ähnlich den „Eisheiligen“ Mitte Mai. Diese sogenannte „Wetter-singularität“ hat ihren Namen also von den ihrer Wolle beraubten, frierenden Schafen! Fig. 863. Schafschere.



Aus einem Landwirtschaftslexikon von 1888



Großmutter Marie Freier (1880-1967) am Spinnrad 1959  
Ihre Tochter Erika Palm, geb. Freier (1903-1989) und Urenkel Wolf-Ulrich Palm. Enkel Wolfgang Palm fotografiert.

## Als Kindergartenreferentin auf Dienstfahrt nach Grüneberg im August 1944

Von Traute Rühlmann, geb. Pracejus  
(früher Arnswalde), Bauhausstr. 10, 99423 Weimar

Im Heimatgruß-Rundbrief sind in der letzten Zeit immer wieder auch Berichte über Fahrten und Wanderungen in den weiten Wäldern des Ostteiles unseres Kreises Arnswalde erschienen. Sie wecken in mir Erinnerungen an eine wunderbare Fahrradtour im Spätsommer des Jahres 1944. Ich hatte 1943 in Weimar mein Jugendleiterin-Examen gemacht, nach Ausbildung im Weimarer Kindergärtnerin-Seminar. Oft habe ich in jener Zeit im Lesesaal der Thüringischen Landesbibliothek (nach 1969 „Zentralbibliothek der Deutschen Klassik“ oder „Anna-Amalia-Bibliothek“ genannt) gesessen und das einzigartige Flair jener seit der Goethezeit unveränderten Räume genossen! (Ich erwähne das hier, weil mich die Zerstörungen nach dem Brand am 2./3. September 2004 und der Verlust tausender unersetzlicher Bücher schmerzlich berühren.)

Seit 1943 war ich Kreisreferentin für die Kindergärten im Doppelkreis Friedeberg-Arnswalde. Im August hatte ich eine Dienstfahrt: Bis Neuwedell mit dem Zug, und dann per Rad über Fürstenau, Nemischhof, Lusenau, Bußberg nach Grüneberg. Zu dieser Zeit des „totalen Krieges“ waren schon feindliche Fallschirmspringer im Hinterland der deutschen Front abgesprungen; mein Vater ließ mich daher nicht allein fahren und begleitete mich. Ich war total verzaubert von der Partie der Heide und dem Wald zwischen Fürstenau und Bußberg - habe sie noch heute vor Augen, als ob es gestern gewesen wäre! Auch die weiße Form des Heidekrautes blühte dort am Wege! Und das Gelb daneben hielt ich bei oberflächlicher Sicht zunächst für Birkenblätter. Es waren aber Unmengen von Pfifferlingen! Binnen einer Viertelstunde hatten wir alle unsere Taschen gefüllt, so etwas habe ich nie wieder erlebt! Und in Grüneberg hatte mir die Kindergartenhelferin auch noch einen Persilkarton voll davon zurückgestellt! Hier in Grüneberg gab es einen verwunschenen, alten Gasthof, dort wurde uns Rührei, frischer Salat und Kartoffeln vorgesetzt - was für eine Mahlzeit! Als wir mit unseren Pilzschätzen abends zu Hause ankamen, und sie meiner Mutter freudig zeigten, sagte diese: „Die putzt ihr aber alleine!“ (ich höre das noch heute!) Sie und meine Großmutter waren bis über die Ohren eingedeckt mit der Obstverwertung aus unserem herrlichen, großen Garten. Und so saßen dann mein Vater und ich und putzten nach dem Abendbrot (bei Verdunkelung) die Pilze. Genossen haben wir sie nicht mehr, es kam die Flucht im Februar 1945. Ob der Gasthof in Grüneberg noch steht? Und die Schule? In ihr war zuletzt der „Erntekindergarten“ untergebracht, den ich aufgesucht hatte. (Nein, Frau Rühlmann, weder Schule noch Gasthof, auch nicht die hübsche kleine Kirche auf dem Dorfanger sind erhalten. „In Grüneberg steht nur noch der alte Stall vom Pfarrgehöft,“ schrieb mir 1996 der Grüneberger Edmund Boese, der heute in Dersekow bei Anklam wohnt und im HR 240/1998 einen schönen Bericht über Bußberg und Grüneberg gegeben hat. W. Palm)

## Treffen im August 2005 Einbeck

*Hallo, Ihr Lieben,  
zunächst ich Euch allen meinen Gruß entbiete,  
Sind meine Verse auch nicht von Dichter's Güte,  
so hoffe ich doch, dass sie Euch erfreuen  
beim diesjährigen Beisammensein.*

*Wenn Detlef Euch heute einen Film vorführt,  
seid Ihr sicherlich alle sehr gerührt.  
Könnt unser Städtchen wiederseh'n  
und wir bekennen: „Es war schön!“*

*Denn unser Reetz war eigentlich  
eine kleine Welt für sich.  
Es war gewiss nicht sehr bekannt,  
wurde im „Baedeker“ nicht genannt.  
Dennoch, was immer in Reetz geschah  
bleibt für uns alle immerdar  
ganz tief in unseren Herzen.  
Oftmals denkt man voller Schmerzen  
an diese kleine Stadt zurück.  
Sieht sie vor sich und sagt: „Welch ein Glück,  
die Erinnerung kann uns niemand stehlen.“  
Wer sollte uns das auch verhehlen?*

*Schaute man vom Kirchturm her  
über das Reetzer-Häuser-See,  
da lag gleich zur linken Hand  
unser kleiner Ihna-Strand,  
sah grüne Wiesen, Äcker, Felder,  
hübsche Gärten, kleine Wälder.  
Aus der Ferne hörte man  
unsere kleine Bimmelbahn.  
Reetzen's Bahnhof war nicht groß,  
wenige Züge fuhren bloß.  
Hatte jemand Zeit und Geld,  
kam er in die weite Welt.*

*Die Stadt stand nie im Rampenlichte  
der bewegten Weltgeschichte.  
Historisch aber sind zu benennen,  
Gebäude, die wir alle kennen.  
Die Stadttore, die alte Kirche mit ihrem Turm,  
die Walkmühle überstand jederlei Sturm.  
Die Mauer, die lange die Stadt beschützte,  
zum Ende des Krieges sie gar nichts mehr nützte.  
Der „Lunapark“ war ebenfalls schön,  
selbst das Denkmal blieb nicht stehen.  
Nicht viel ist von allem übrig geblieben  
von der alten Heimat, die wir immer noch lieben.  
Wer wie wir fühlt, kann es erst ermessen,  
wir werden unser Reetz niemals vergessen.*

*Das wärs, meine Lieben, komme zum Schluss.  
Zum Abschied ich Euch sagen muss:  
„Kommt gesund und voller Freude nach Haus.  
Ist unser heutiges Treffen auch aus,  
bleibt's wie es ist, sei uns allen bewusst,  
sehen wir uns wieder in Einbeck im nächsten August.“*

*Herzlichst Eure Johanna Wosch*

# Eine Reise um die Welt ohne einen Pfennig Geld.

(nicht zur Nachahmung empfohlen!)

Hans-Georg Peetz, Am Lilienveen 81, 06485 Wesel  
Fortsetzung von Folge 269, Seite 36-39

Um das Lagergeld auch umzusetzen, wurde eine Kantine (PX-Exchange) eingerichtet, in der es fast alles gab. Toilettenartikel, Zigaretten, Unterwäsche, Speiseeis in einem großen Gefrierschrank, Schokoriegel, sogar Bier in begrenzter Menge. (1 Büchse pro Monat und Mann). Und das alles zollfrei und zu billigsten Preisen. Ganz als ob wir zur US-Army gehörten. Uns konnte es Recht sein!!! Die Kantine erwirtschaftete dabei Überschüsse, von denen noch Radioapparate, Musikinstrumente, Sportgeräte u.s.w. im Laufe der Zeit angeschafft werden konnten. Ich fand mich kurze Zeit später in einem Mandolinen-Gitarren-Club wieder, nachdem ich mal geäußert hatte, dass ich als Junge eine Gitarre misshandelt hatte. „Du musst unbedingt mitmachen, was du noch nicht kannst, werden wir dir schon beibringen.“ Nun gut! Ich ließ mich überreden und hab es nie bereut!!

Die Gitarre hat mir über viele Stunden geholfen, die tristen Jahre der Gefangenschaft zu überbrücken. (Es muss ein Virus gewesen sein, denn alle meine Kinder und Enkel sind davon angesteckt worden!) (von der Gitarre!)

Nach etwa einem halben Jahr war dann das „Schlaffenleben“ für die meisten von uns beendet. Wir wurden in ein Zeltlager versetzt und sollten dort für Farmer arbeiten, die für uns bezahlen mussten und daher auch Leistung verlangten. Es kam zu einigem Ärger. Ich selbst hatte das Pech, dass ich als Dolmetscher fungieren sollte!! Ich habe mich mit Händen und Füßen gestraubt. Aber es half nichts, (Studienrat Arndt hilf!!!). Mein erster Einsatz war im Sanizelt. Einige Krankmeldungen; ein älterer Herr in Zivil, der amerikanische und der deutsche Sani standen erwartungsvoll dort und glaubten an meine Fähigkeiten. Der erste Kranke erklärte, er hatte sich in der Nacht mehrmals übergeben, er sprach das natürlich im Landesjargon aus. Ich wusste aber weder im Jargon noch auf Hochdeutsch, wie man das ins Englische übersetzte. Die einzigen Krankheiten in englisch waren: Kopfschmerz und Bauchschmerzen. Das konnte ja heiter werden. Ich fand etwas später einen Ausweg: Ich freundete mich mit dem amerikanischen Sani an und ließ mich über die notwendigsten Ausdrücke aufklären. Es ging dann überraschend gut. Dank der guten Grundausbildung auf dem Gymnasium in Arnswalde lernte ich jetzt wirklich Englisch! (die strenge Zucht unseres Studienrats Arndt trug gute Früchte. Ich habe damals oft an ihn mit Hochachtung gedacht!) Eine unangenehme Figur ist mir noch in Erinnerung geblieben: Das war ein amerikanischer Leutnant, der den ganzen Tag im Lager herum wieselte, und wie ein deutscher Uffz. an allen Ecken und Enden etwas zu beanstanden hatte. Ich war als „Interpreter“ immer der erste Ansprechpartner. Ich habe ihn oft im Stillen verflucht.

Wir waren nach amerikanischer Ansicht auch gut 'behütet'! Für uns exakt 200 PoW's waren zur Bewachung nötig:

1 Major, 1 Captain, 1 Leutnant, 3 oder 4 Sergeanten und ein Haufen Mannschaftsdienstgrade. Phänomenal, wie wir die amerikanische Army geschwächt haben!!

Wir haben in diesem Lager grüne Bohnen pflücken müssen. Als diese Ernte beendet war, wurden wir wieder in ein anderes Camp verlegt, wo Broomcorn geerntet wurde. Dies ist eine Pflanze die Ähnlichkeit mit dem Mais hat, aber drei bis viermal so hoch wird. Die an der Spitze befindlichen Büschel sind etwa einen halben Meter lang und diese werden, nach Entfernung der daran hängenden Samenkörner, zur Herstellung der Besen verwendet, wie man sie heutzutage auch bei uns erwerben kann. Andere Arbeitskommandos wurden in der Maiskolbenernte eingesetzt. Ich hatte inzwischen meine Dolmetscherrolle aufgegeben. Der Ärger, den man selbst mit den eigenen Leuten hatte, war zu aufreibend. Unstimmigkeiten gab es natürlich laufend, aber wenn ein Kamerad im Ärger verlangte einem Offizier zu übersetzen: „Er kann mich am .... u.s.w!!!“, so ging das zu weit. Dann hätte ich irgendwelche dubiosen Straflager gut auffüllen können.

Es kam jetzt die härteste Zeit für uns.

## Baumwollernte.

Man bekam einen drei bis vier Meter langen, etwa einen halben Meter breiten Sack umgehängt, den man den ganzen Tag durch die Reihen der Baumwollsträucher zu zerren, und mit Baumwolle zu füllen hatte. Die Baumwolle steckte in harten, aufgeplatzten Kapseln, die an der Spitze scharfe Dornen hatte. Schon nach kurzer Zeit waren die Fingerspitzen wund. Aber ein Indianer kennt keinen Schmerz. Und wir waren ja im Indianerland!

Wenn der Sack voll war, und sich kaum noch in den Reihen bewegen ließ, nahm man ihn auf die Schulter, und trug ihn zum Wagen, wo er vom Farmer oder einer Hilfskraft gewogen wurde: „Twenty pounds!“ Warte ist ja so schwer!!! Ausgeschüttet war es auch ein Riesenberg. Aber bis man die verlangten 100 Pounds ohne Kapseln, oder 200 Pounds mit Kapseln, je nach Anforderung, zusammen hatte, waren so ziemlich acht Stunden vergangen. Das alles in gebückter Haltung, mit wunden Fingerspitzen, durch die Sträucher zerrend, war in den ersten Wochen, bis man sich einigermaßen daran gewöhnt hatte, Schwerstarbeit! Wir verweigerten in der ersten Zeit die Erfüllung des Solls. Aber inzwischen hatte sich die Kriegslage ja stark verändert. Die Pose des Siegers wurde allmählich sichtbar. Es wurde uns noch eine kurze Frist gesetzt, um das Soll zu erreichen. Andernfalls würden uns Strafen angedroht. Wir ließen es darauf ankommen. Am Stichtag wanderten alle, die das Soll nicht erfüllt hatten (etwa 90%), in den „Kalabush“. Ein vom Lager abgetrenntes Stück, von Stacheldraht umgeben, mit einem extra Wachturm. Hier durften wir, ohne Essen, ohne Decken, ohne Toiletteneinrichtung die Nacht verbringen! Am nächsten Tag sollten wir dann ohne Essen wieder aufs Feld und unser Soll erfüllen. Wir waren etwas nachgiebiger geworden und verhandelten mit der Lagerleitung. (wir mussten im Inneren ja zugeben, dass die Erfüllung der Forderungen möglich war.) Wir fanden uns also bereit es zu versuchen, aber erst nach einem vernünftigen Frühstück!! Der Kommandant, übrigens ein sturer, unfreundlicher, doch korrekter „Kommisskopp“, ein Oberleutnant, wollte nicht mit sich reden lassen. Aber inzwischen waren die ganzen Farmer mit ihren Transportwagen vorgefahren um uns abzuholen. Time is money! Wir bekamen unser Frühstück und fuhren ab in die Baumwolle. Wie wir Abends zurückkamen war große Spannung, wie haben sich die einzelnen Arbeitskommandos verhalten? Nun, es brauchte niemand mehr in den „Kalabush“!! Es stellte sich dann auch heraus, dass bei Erreichen der

Vorgabe das Arbeitskommando sofort zum Lager zurückfahren konnte, so dass manche Kommandos schon am frühen Nachmittag anlangten. Es kam darauf an, ob man ein frisches Feld erwischt hatte, ob die Baumwolle vom Nebel noch feucht war, oder ob der Farmer den Sand nicht sah, der ganz „aus Versehen“ in den Sack geraten war.

Eines Morgens, bei der obligatorischen Zählung, verhandelte der Captain mit dem Dolmetscher und unserem Lagerführer und machte den Hitlergruß. Nanu, will der überlaufen??? Nein. Es war über das Rote Kreuz die Anordnung gekommen, dass in Deutschland der militärische Gruß abgeschafft worden war und durch den Nazigruß zu ersetzen sei. Das galt also auch für uns Kriegsgefangene. Der Captain stellte sich vors Ausgangstor und ließ sich von den Kommandoführern entsprechend grüßen! Wer nicht spurte, wurde noch einmal zurückgeschickt, wie beim deutschen Kommiss! Die Anordnung war nicht sehr beliebt und wurde soweit wie möglich umgangen.

Allmählich näherte sich der Krieg seinem Ende. Wir wurden immer kleinlauter, aber es wurde fast gar nicht drüber diskutiert.

Es war, als ob wir den Kopf in den Sand steckten. Wir konnten uns einfach nicht vorstellen, wie das Ende aussehen sollte. Aber es kam ja doch unausweichlich! Der Amerikaner kehrte etwas den Sieger heraus. Das Rote Kreuz und die Genfer Konvention standen uns ja nicht mehr zur Seite. Das Essen wurde etwas knapper und wir mussten nun täglich 10 Stunden arbeiten, also 60 Stunden in der Woche. Aber es war immer noch im Rahmen des Erträglichen.

Im Frühjahr 1946 kam dann die Parole auf: „German POW's werden allmählich nach Hause geschickt!“ Es machte sich eine sehr misstrauische Hoffnung breit. Aber es stellte sich bald als Tatsache heraus, dass wir zum Teil neu eingekleidet wurden und in Richtung Auslieferungslager nahe New York in Marsch gesetzt wurden. Hier froren wir erst mal tüchtig. Wir hatten vergessen, dass wir nicht mehr in den fast subtropischen Regionen weilten wie viele Jahre vorher. Aber die Freude, nach Hause zu kommen, wog alles auf. Wir hatten ja fast ein Jahr keine Post mehr von zu Hause bekommen. Keiner wusste mehr, wie es zu Hause aussehen würde! Wir kamen in einem riesigen Auslieferungslager unter, wo, wie wir dann erfuhren, während des Krieges, die amerikanischen G.I.'s nach Europa geschaufelt wurden. In einer tollen gut durchdachten Organisation wurden wir gepflegt und versorgt, so dass viele verwundert sagten „Kein Wunder, dass wir den Krieg verloren haben“. Nun, das ist bestimmt nicht der einzige und entscheidende Grund gewesen. Nach einigen Tagen wurden wir dann auf ein Schiff der Victory-Klasse (12.000 BRT. 1.000-fach als Truppentransporter gebaut) geschafft. Wir lagen dann noch fast einen ganzen Tag im Hafen von New York, konnten die Skyline von Manhattan mit dem Empire State Building, damals das höchste Gebäude der Welt, und die Freiheits-Statue sehen und bewundern.

Abends wurde dann Richtung Europa gestartet. Am nächsten Morgen hatten wir einen tollen Seegang, und die Frühaufsteher kamen nach kurzer Zeit wieder von Deck zurück, ziemlich grün und gelb aussehend und verzichteten auf ihr Frühstück. Das Wetter entwickelte sich zu einem handfesten Sturm, der bestimmt 70-80 % aller Leute, einschließlich unserer eigentlich überflüssigen Bewacher, erfasste. Selbst die Kameraden, die schon den Indischen Ozean und den weiten Pazifik hinter sich hatten, wurden zum Teil nicht ver-

schont. Ich persönlich wurde zum Glück nicht betroffen und erwies mich als vollkommen seefest. Es hatte den Vorteil, dass ich einige Essenmarken einkassieren und verwerten konnte. Der Nachteil war, dass wir die aufgestellten Kübel für die Seekranken leeren sollten. Das schlechte Wetter hielt über eine Woche an. Trotzdem versuchten wir noch mit den vorhandenen Kräften eine Band aufzustellen, was auch mit Hilfe von einigen G.I.'s, die Instrumente zur Verfügung stellten, ganz gut gelang. Das sollte der Abschluss der für uns allzu langen Gefangenschaft sein. Aber wie ein so einfältiger Kriegsgefangener denkt. - Wir kamen nach etwa zwei Wochen in Antwerpen an, wurden ausgeschifft und mit dem Zug in einigen Viehwagen weitertransportiert und in ein schmutziges Zeltlager überführt. Man merkte, dass wir wieder in Europa waren!!! Wie üblich mussten wir natürlich wieder gefilzt werden. Aber nicht von den vornehm beiseite stehenden Engländern, noch von den in englisch gekleideten aber überraschend freundlichen Belgiern sondern - von Deutschen Kriegsgefangenen! Diese 'Kameraden' befließigten sich äußerster deutschen Gründlichkeit. Ein Auflehnen dagegen hätte nur eine verlängerte Gefangenschaft zur Folge. Man kann sich unsere Wut wohl vorstellen. Es kamen die bösen Worte auf wie:

... *Die verkaufen ja ihr Vaterland für einen Teller Bratkartoffeln. Kein Wunder, dass wir den Krieg verloren haben. Die letzten Kameraden sind in Stalingrad gefallen oder bei Tobruk in Gefangenschaft geraten.*

(Kameradschaft war auch nach fast 4-5 Jahren Kriegsgefangenschaft für uns immer noch ein Ehrbegriff!) Nachts patrouillierten auch deutsche Kriegsgefangene zwischen den Zäunen, um uns am Entweichen zu hindern. Sie wurden wiederum von Engländern am äußeren Zaun überwacht.

Nach etwa zwei Wochen hieß es dann: Jetzt werdet ihr nach Deutschland transportiert. Da aber alle Rheinbrücken zerstört sind, kann das nur auf dem Wasserweg geschehen...???

Wir wurden bei Antwerpen auf ein kleines Schiff verladen und fanden uns am nächsten Morgen in England wieder, mussten einen Zug besteigen und fuhren Richtung Schottland. Unsere Odyssee ging also weiter. Kurz darauf wurden wir irgendwo in Mittelengland eingesetzt und mussten von bereits geernteten Erdbeeren die Stiele entfernen, um in einer Marmeladenfabrik verwendet zu werden. Ich habe in meinem Leben nie mehr so viele Erdbeeren gegessen!!! Nach der Enttäuschung machten wir die Arbeit verständlicher Weise ziemlich lustlos. Der Einsatz dauerte auch nicht lange. Dann ging es mit etwa 80 Mann wieder weiter, diesmal nach Cornwall. In einem vom Hauptlager abgeteilten Nebenlager wurden wir in Wellblechhütten untergebracht.

Lagerkommandant war ein Sergeant, der auch gleichzeitig unsere Bewachung darstellte. Er verstand es aber, sich Respekt zu verschaffen. Welch ein Kontrast zu Amerika!!

Unsere Arbeitseinsätze bestanden aus Farm- und Draingearbeiten im regenreichen Südenland.

Trotzdem wir nur etwa 80 Mann im Lager waren, versuchten wir eine Musikgruppe zu bilden. So entstand die seltsamste Band in der ich je mitgemacht hatte. Es waren vorhanden: 1 Waldhorn, 1 Althorn, 1 Konzertflöte und meine Gitarre!! Damit machten wir, nach täglichem Üben, einen bunten Abend, unterstützt von einigen Sketchen weiterer kreativer Lagermitglieder. Wir vier „Musiker“ wurden aber bald ins Hauptlager versetzt, um die dort schon bestehende Kapelle zu ver-



stärken bzw. zu ergänzen. Es entstand so eine, für unsere Verhältnisse, vernünftige Kapelle. Ich bekam dann auch einen Posten im Innendienst: ich wurde der „German Quartermaster (q)“ für die Bekleidungskammer, die ein Jahr nach Kriegsende schon gemeinsam für Gefangene und Wachpersonal verwaltet wurde. Ab Weihnachten 1946 wurde uns auch eine gewisse Freiheit gewährt: Der Stacheldrahtzaun wurde entfernt, die Wache wurde durch eine deutsche Lagerpolizei ersetzt, wir bekamen die Erlaubnis, uns im Stadtgebiet frei bewegen zu können. 10 Uhr abends wurde das deutsche Signal für den Zapfenstreich geblasen. Danach musste jeder im Lager sein. Bei Zuwiderhandlungen würde dem gesamten Lager diese Vergünstigung wieder gestrichen werden, wurden wir ermahnt. Es ist zu meiner Zeit nie zu einem Zwischenfall gekommen! Soviel Disziplin war auch nach fast fünfjähriger Gefangenschaft noch vorhanden.

Es wurden allmählich auch Entlassungsschemen bekannt und heiß diskutiert. Es sollte eine politische Prüfung vorangehen hieß es!! Infolge meiner verhältnismäßigen frühen Gefangennahme war ich bald an der Reihe. Ich wurde von dem Lagerdolmetscher in britischer Uniform in reinstem Deutsch gefragt, warum wir mit England Krieg geführt hatten. Meiner Entgegnung, dass die Kriegserklärung 1939 von England an Deutschland ausgesprochen wurde, fand nicht seine Zustimmung, (und war wohl auch nicht sehr klug!) Ich wurde daraufhin als Nazi eingestuft und von der Entlassung vorläufig zurückgestellt. (Hat mich fast 3 Monate gekostet!) Es kam dann eine Nachprüfung durch den Zivilbeamten vom Secret-Service für alle Zurückgestellten, und wir erhielten daraufhin die Einstufung: „Mitläufer“

Hurrah!!! Das war der Fahrschein nach Hause in kurzer Zeit.

Wir wurden noch über ein Entlassungslager in Mittel-England geschleust und nach ein paar Tagen auf ein Schiff verladen. Es sollte Richtung Deutschland fahren. (Ob es wohl diesmal stimmt?) fragten sich all- zu misstrauische Leute. Aber wir kamen tatsächlich in Altona an. Wir waren wieder in Deutschland!! - - -

Es ging weiter zum Entlassungslager „Munsterlager“. Auf dieser Fahrt wurde uns eigentlich erst langsam richtig bewusst, was ein verlorener Krieg bedeutet. Zerschossene Lokomotiven und Bahnanlagen, Menschen auf Hamsterfahrrad auf den Dächern der lahmen Züge sitzend, zerbombte Häuser. - - - Wir wurden sehr still und nachdenklich - - .

Hier wurde uns erst mal klar, wie es auch uns hätte ergehen können, wenn wir an der anderen Front eingesetzt worden wären, als wir die ersten entlassenen Kriegsgefangenen aus Russland zu Gesicht bekamen. Es wurde wohl jedem von uns bewusst, dass man einmal im Leben das große Los gezogen hatte, und auf der richtigen Seite in Gefangenschaft gewesen zu sein!! Mit ein paar Zigaretten für die armen „Hunde“ suchte man sich aus der momentanen Beklemmung zu lösen. Wir fuhren ja nach Hause und wollten unsere Eltern und Verwandten sehen. Von diesem Gefühl hatte ich ja fünf Jahre geträumt! Nun sollte es Wahrheit werden.

Nach einigen Tagen wurde nach Gebieten sortiert und Sonderzüge zusammengestellt, mit denen wir heim fahren würden. In Richtung Berlin war es ein Interzonenzug, in den ich einsteigen konnte. Es ging ja durch die Sowjetzone, und man merkte, dass das Deutschland, welches wir einst verlassen hatten, nicht mehr existierte.

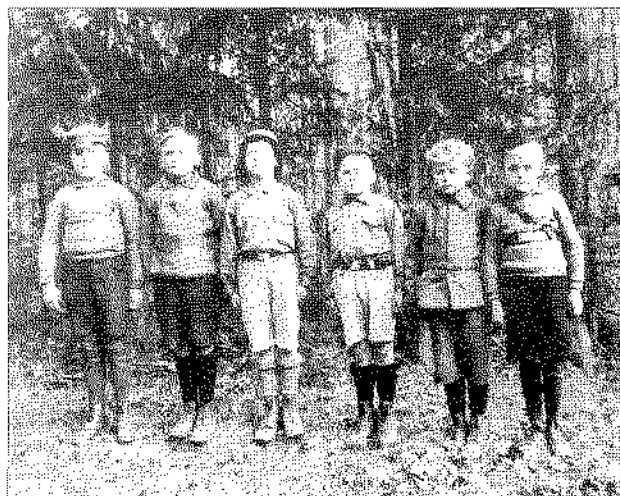
Wir kamen dann mitten in der Nacht in Berlin-Wannsee an. Ende der Fahrt. Nachts fährt keine S-Bahn!! Es war eine lange Nacht für die Ungeduld, die sich kaum noch bändigen ließ. Nur noch 1 Stunde S-Bahnfahrt bis man die Lieben zu Hause in die Arme nehmen konnte.

Jetzt war meine Odyssee zu Ende!!! In ruhigen Stunden kam ich langsam zu der Einsicht, dass dies alles zwar die schönsten Jugendjahre meines Lebens gekostet hatte, ich aber trotzdem gegenüber anderen ein riesiges Glück gehabt habe.

**Ich bin noch mal davongekommen!!**

## Fotos aus Kölzig

Diese zwei Fotos bekam Herr Palm von Herrn Lorbach zugeschickt, der u.a. dazu schrieb: Elsbietta Jascuta stammte aus dem Samland und kam bei Kriegsende auf der Flucht nach Marienwalde bzw. in die Nähe von Marienwalde. Später heiratete sie den aus Thorn stammenden Polen Ludwig Jascuta. Beide sind inzwischen verstorben. Elsbietta Jascuta ist sicher einigen Besuchern aus Deutschland als Dolmetscherin bekannt.



*Kölzigberg etwa 1933, v. l. 1. Horst Lorbach, 2. Max Krüger, 3. unbekannt, 4. unbekannt, 5. Kurt Krüger (Bruder von 2), 6. Hans Lorbach (Bruder von 1)*



*Kölzig-Abbau 1992, v. l. 1. Ilse Lorbach, Einbeck, 2. Edita Tomalaki, 3. Elsbietta Jascuta (Mutter von 2), 4. Malgorzata Tomalaki (Tochter von 2).*

# Friedland – Mythos für Millionen Deutsche

Drei Anlässe zu gedenken: 60 Jahre Lager, 50 Jahre Heimkehrer und Kirche

Das Göttinger Tageblatt bringt Beiträge zur Geschichte des Grenzdurchgangslagers Friedland – von den Vorläufereinrichtungen in Bremke und Besenhausen bis zur heutigen Bedeutung der letzten verbliebenen Aufnahmestelle für deutschstämmige Aussiedler aus Staaten der früheren Sowjetunion, und es beschreibt 60 Jahre deutsche Geschichte aus der Perspektive derer, die in Friedland erste Schritte in eine neue, freie und friedliche Heimat machten.

Von Jürgen Gückel

Dreifach Anlass zu feiern und zu gedenken gibt es in den nächsten Wochen im Grenzdurchgangslager Friedland. Seit 60 Jahren besteht das Lager, vor 50 Jahren jubelte ganz Deutschland über die letzten 10.000 russischen Kriegsgefangenen, die in Friedland Aufnahme fanden. Und ebenfalls vor 50 Jahren wurde die katholische Kirche geweiht. Zeit, sich zu erinnern: „... an die zerlumpte Gestalt, die nur das hatten, was sie schleppen konnten. Und wir konnten ihnen mehr nicht geben, als etwas heißen Tee“, sagt Klara Knoche, die als Rotkreuzhelferin mithalf, jene Schweine- und Pferdeställe auszumisten, in denen Ende September 1945 die ersten Flüchtlinge in Friedland aufgenommen wurden.

Sich erinnern „... an Großer Gott, wir loben dich!. Da läuft mir noch heute eine Gänsehaut den Rücken runter.“ Das Danklied der zigtausend Kriegsgefangenen, die im September 1955 aus russischen Lagern heimkehrten und in Friedland erste Aufnahme fanden, hat den damals als Zeitungsreporter tätigen Peter Hillebrecht nie verlassen.

„... an den Geschmack der ersten Brötchen in Friedland. Den schmecke ich heute noch“, sagt Hannelore Kotulla, die Anfang der 60-er Jahre mit Mann und Kindern Polen verlassen durfte. Ihr Mann, ein deutscher Bergmann, war in Oberschlesien festgehalten worden. Deutsch durften die Deutschen unter Polen nicht sprechen. Ihre Ankunft in Friedland war eine Rückkehr zur Muttersprache.

„Friedland, das Tor zur Freiheit“ so ist es von Politikern immer wieder genannt worden. Verbunden für den einen mit banalem Brötchengeschmack, für andere mit Erinnerung an blanken Überlebenskampf, erinnert der Name inzwischen mehr als vier Millionen Menschen an die eigene Schicksalswende.

Vom „Mythos Friedland“ sprechen die Heimkehrerverbände. Nur so ist zu erklären, dass 60 Jahre nach der Eröffnung am 20. September 1945 durch den britischen Oberstleutnant Perkins das einzige verbliebene Erstaufnahmelager Deutschlands noch immer das Traumziel von tausenden Auslandsdeutschen ist, und das es jene, die das Tor zur Freiheit teils schon vor Jahrzehnten durchschritten, immer wieder in den kleinen Ort im Dreiländereck (Niedersachsen, Thüringen, Hessen) zurückzieht, um an den Mythos ihrer Heimkehr nach Deutschland zu denken. Je älter die Flüchtlinge, Heimkehrer, Um- und Aussiedler, die in 60 Jahren durchs Lager gingen, werden, umso drängender zieht es sie auf der Suche nach den eigenen Lebensstationen in den kleinen südniedersächsischen Ort, wo ihr Leben in Freiheit einst begann.

## Geschichte: 1945 - 1960

Schon ab Mai 1945 setzen die Flüchtlingsströme aus der russisch in die britisch besetzte Zone ein. Bei Vogelsang südöstlich von Bremke wird ein Übergang eingerichtet. Ein erstes kleines Aufnahmelager entsteht am Ortsrand von Bremke. Weil Friedland einen Bahnhof hat und im Dreieck der drei Besatzungszonen (amerikanische Zone im heutigen Hessen) liegt, wird das Versuchsgut der Uni Göttingen als Auffanglager eingerichtet. Am 20. September 1945 wird es eröffnet. Am 26. September treffen organisierte Transporte mit Evakuierten aus westdeutschen Städten ein (Aktion Influx).

Im Oktober 1945 wird mit dem Bau eines neuen Lagers am westlichen Leineufers begonnen. Es ist bereits Anfang Dezember fertig. Am 31. Dezember werden 553.095 Flüchtlinge und Evakuierte gezählt. Im Februar 1946 beginnt die Operation Schwalbe. Flüchtlinge aus der Sowjetunion kommen. Im Juni startet die Aktion Honigblume, bei der Kopf um Kopf Deutsche aus der britischen und der sowjetischen Besatzungszone ausgetauscht werden. Am 13. August treffen erste Heimkehrertransporte mit 1.200 Kriegsgefangenen ein.

240 Nissenhütten zählt das Lager im November 1947. Darin werden ab Juli 1948 auch erste aus sibirischer Gefangenschaft kommende Frauen untergebracht. Im Januar 1949 ist Einweihung der evangelischen Lagerkapelle, am 1. Dezember die der Friedlandglocke. Seit 20. September besitzt das Lager eine eigene Schule.

Erste Aussiedler, Deutsche aus der Sowjetunion kommen mit der Operation Link ab 3. März 1950. Am 1. April 1951 übergibt die britische Besatzungsmacht die Lagerleitung an die deutschen Behörden. Erst 1953 entstehen erste Holzbaracken anstelle der Wellblechhütten. Ebenso eine Röntgenstation. Die Lagerschule schließt im September 1953.

## Emotionaler Höhepunkt

Emotionaler Höhepunkt ist im Oktober 1955 die Rückkehr von mehr als 10.000 deutschen Kriegsgefangenen nach 10 Jahren Zwangsarbeit in der Sowjetunion. Kanzler Konrad Adenauer hatte bei seinem Moskau-Besuch die Rückführung vereinbart.

Am 18. Dezember 1955 wird die katholische Heimkehrerkirche St. Norbert geweiht. Bis April 1956 noch immer tausende Heimkehrer, die letzten Spätheimkehrer (zwischen 100 und 400 jährlich) sogar noch bis 1972.

Seit dem 23. November 1956 nimmt das Lager Friedland auch Ungarn-Flüchtlinge auf. 478 Menschen zählte der erste Transport. Am 12. November 1957 wird die Friedlandhilfe gegründet. Sie betreut im Februar 1958 auch jene deutschen Wissenschaftler, die die Sowjetunion noch in Gefangenschaft gehalten hatte. Am 17. Februar 1959 wird der letzte Transport im Rahmen der Familienzusammenführung registriert. Aus: Göttinger Tageblatt spezial, 22. September 2005



## Lager in den ersten Jahren

Am 20. September 1945 hatte das Lager im Uni-Versuchsgut geöffnet. Tage später war es überfüllt. Schon im Oktober wurde von den britischen Besatzungsbehörden mit dem Bau eines neuen Lagers am linken Leineufer begonnen - dort, wo es heute noch steht. Das Baumaterial wurde beschlagnahmt; deutsche Kriegsgefangene machten die Arbeit. Die Einrichtungsgegenstände mussten aus dem ganzen Landkreis und der Stadt zusammengetragen werden.

### Göttingen blieb gesperrt

Ziel aus britischer Sicht war es, die Flüchtlingsströme von im Durchschnitt 5.000 Menschen täglich zu kontrollieren und dabei die kaum zerstörte Stadt Göttingen - für viele ein angestrebter Fluchtpunkt - zu entlasten. Göttingen war seit September zum gesperrten Zuzugsgebiet erklärt worden. Nur die Kranken und Verletzten wurden in die Stadt gebracht. Im ehemaligen Ausflugslokal Rohns entstand ein Hilfskrankenhaus. Lebensmittel, Medikamente und Bekleidung wurden ebenfalls aus Göttingen beschafft. Von September bis Jahresende 1945 wurden allein 28 Tonnen Brot und 2,2 Tonnen Marmelade benötigt. Das ging nur mit Hilfe internationaler Hilfseinrichtungen - die es in Deutschland zu dieser Zeit eigentlich nicht mehr gab, nachdem die Besatzungsmächte alle karitativen Organisationen offiziell aufgelöst hatten. Auch deshalb blieb die Versorgungslage dramatisch.

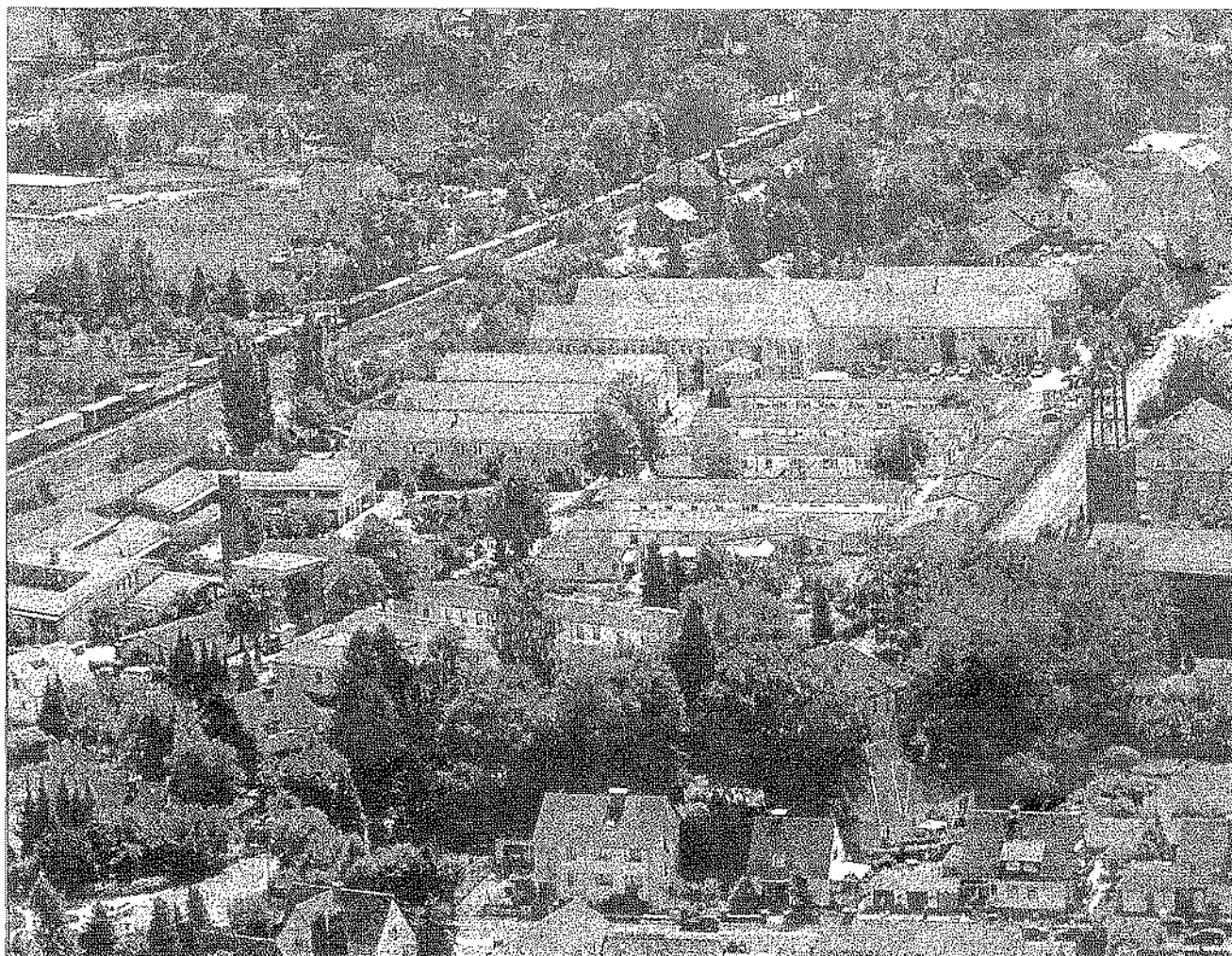
Offiziell standen jedem Bewohner der britischen Zone im Jahr 1946 rund 1.400 Kalorien täglich zu. Die Zuteilung lag indes bei lediglich 800 bis 1.000 Kalorien. Der Schwarzmarkt blühte, auch in Friedland. Was die Menschen an Werten über die Grenze gerettet hatten, gaben sie oft für lebensnotwendige Verpflegung wieder her.

1946 schwoll der Zustrom weiter an. Bis zu 12.000 Menschen wollten sich an manchen Tagen registrieren, entlausen, verpflegen, meist auch medizinisch behandeln und ihren neuen Heimatorten zuweisen lassen. Das war schließlich kaum noch zu verkraften. Briten und Sowjets vereinbarten, nur noch im gegenseitigen Austausch Kopf um Kopf Flüchtlinge über die Grenze zu lassen - die „Aktion Honigbiene“. Ab 19. Juli 1946 durften gar keine Übersiedler aus der Sowjetzone mehr über die Grenze.

### Ab August 1946 Heimkehrer

Ab Mitte August 1946 kamen dann die ersten Heimkehrertransporte an - wieder im Austausch. 1.200 Männer aus sowjetischer Gefangenschaft wurden gegen gleichviel Kriegsgefangene aus der britischen Zone getauscht. Nach jahrelanger Gruben- oder Steinbruch-Arbeit trafen in den Viehwaggons aus dem Osten ausgemergelte, kranke, physisch wie psychisch zerstörte Menschen ein. Eine Arztkommission unter Leitung von Professor Schön hielt in einer Dokumentation die „typischen Körperschäden der Russlandheimkehrer“ fest.

Aus: Göttinger Tageblatt, 27. September 2005



Grenzdurchgangslager Friedland heute: St. Norbert (rechts), Lager-Wohnhäuser, Sozialzentrum (links) und Bahnhof (oben).



## Angela Merkel auf dem Tag der Heimat Einsatz für Vertriebene ist Dienst am Vaterland

Eine der eindrucksvollsten Bekundungen zum Gedenken an Flucht und Vertreibung vor nunmehr 60 Jahren fand zum Tag der Heimat am 6. August im Berliner Internationalen Congress Centrum statt. An die 5.000 Heimatvertriebene füllten den großen Festsaal, in welchem die Vorsitzende des BdV, Erika Steinbach, zahlreiche Gäste von hohem Ansehen zu begrüßen vermochte. So insbesondere auch die Unionskandidatin für die bevorstehenden Bundestagswahlen, Angela Merkel.

Ferner nahmen an dem Festakt teil: Der aus Ecuador stammende José Ayala Lasso, welcher in den Jahren von 1994 bis 1997 das bei den Vereinten Nationen geschaffene Amt des ersten Hochkommissars für Menschenrechte inne hatte.

Die BdV-Präsidentin hieß ferner den Bundesminister des Innern, Otto Schily, zahlreiche Mitglieder des Europaparlaments, des Deutschen Bundestages sowie Vertreter der verschiedenen Landesregierungen und des Diplomatischen Korps willkommen.

Einem Mann galt ihr ganz besonderer Gruß, dem Schlesier und Ehrenvorsitzenden der Schlesischen Landsmannschaft, Dr. Herbert Hupka, der in diesen Tagen seinen 90. Geburtstag begeht. Erika Steinbach betonte, dass Dr. Hupka sein ganzes Leben der Sache der Heimatvertriebenen gewidmet habe. In der Zeit des NS-Regimes sei er als „nicht ausreichend arisch“ stigmatisiert worden, nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges von den polnischen Kommunisten verfeindet, ebenso auch in der DDR wie auch von nicht wenigen in der BRD, habe er dies alles kämpferisch ertragen. Inzwischen, so hob Erika Steinbach hervor, sei Dr. Herbert Hupka zum Ehrenbürger seiner schlesischen Heimatstadt Ratibor ernannt worden, was die BdV-Vorsitzende mit den Worten kommentierte: „So ändern sich die Zeiten.“

Gespannt wurden die Ausführungen von Angela Merkel erwartet, die ein einhelliges Bekenntnis für die Sache der Heimatvertriebenen enthielten. Die CDU-Vorsitzende plädierte u.a. dafür, die Geschichte von Flucht und Vertreibung als ein Stück gesamtdeutscher Geschichte anzusehen. Für die Vertreibung von 15 Millionen Deutschen aus ihrer Heimat gäbe es weder eine moralische noch eine politische Rechtfertigung. Deshalb müsse man im Zusammenhang mit der Vertreibung ergangenes Unrecht auch als Unrecht bezeichnen dürfen. Frau Merkel bewertete in diesem Zusammenhang jegliche Vertreibungen als eine Form schwerer Menschenrechtsverletzungen.

Wörtlich erklärte sie: „Ich unterstütze die Errichtung eines Zentrums gegen Vertreibungen in Berlin sowie die Einführung eines nationalen Gedenktages zur Erinnerung an die Geschehnisse von Flucht und Vertreibung.“

Dass es hierfür keinen Konsens mit der gegenwärtigen Bundesregierung gibt, machte Innenminister Schily deutlich, der das Vorhaben zwar respektvoll und nützlich nannte, es jedoch in ein europäisches Netzwerk eingebunden sehen möchte, für welches bereits die Regierungen Deutschlands, Polens, Ungarns sowie der Slowakei entsprechende Vorbereitungen getroffen hatten.

Schily verwies darauf, dass ein Zentrum gegen Vertreibungen mit Sitz in Berlin zu Befürchtungen

und Irritationen insbesondere in Polen führen könnte. Starke Unwillen erregten seine Worte, dass es polnische Überlegungen gäbe, statt dessen ein Zentrum der Versöhnung in Breslau zu schaffen.

Mit großer innerer Bewegung wurde auf dem Tag der Heimat die Rede des früheren Hochkommissars der Vereinten Nationen für Menschenrechte, José Ayala Lasso, aufgenommen, der u.a. betonte: „Jeder Mensch hat das Recht in Frieden, Sicherheit und Würde in seiner Heimat und in seinem Land zu verbleiben. Ebenso hat jeder Mensch das Recht, in freier Entscheidung und in Sicherheit und Würde in das Land seiner Herkunft sowie innerhalb dieses Landes an den Ort seiner Herkunft oder Wahl zurückzukehren.“

Der ecuadorische Menschenrechtler sprach sich dafür aus, ein internationales Zentrum zum Kampf gegen Bevölkerungsumsiedlungen einzurichten dessen Aufgabe darin bestehen sollte, das öffentliche Bewusstsein zu schärfen für die Schrecken, die durch gewaltsame Bevölkerungsumsiedlungen entstehen. Ein solches Zentrum könnte auch Frühwarnstrategien entwickeln und die Maßnahmen der Vereinten Nationen auf diesem Gebiet unterstützen. Wörtlich erklärte der Politiker: „Ich bin überzeugt, dass Berlin ein geeigneter Ort für ein solches Zentrum wäre.“

Aus: Märkische Zeitung, August 2005



Die Ehrung der Opfer von Flucht und Vertreibung nahm BdV-Präsidentin Erika Steinbach vor.



Am Mahnmal der Heimatvertriebenen auf dem Theodor-Heuss-Platz in Berlin.



## Wardin

### Kreis Arnswalde Neumark

Dem Heimatgruß-Rundbrief wurde die private Dokumentation des Gutes und Dorfes Wardin zur Verfügung gestellt. Wir danken Frau Hanna Steiger sehr herzlich dafür. In den nächsten Folgen werden auszugseise weitere Bilder und Kommentare veröffentlicht werden.

Diese Mappe ist eine Ergänzung zu der unter Leitung von Otto Steiger 1955 zusammengestellten Dokumentation. Sie zeigt außer den Bildern von Dorf und Gut die technische Entwicklung in der Landwirtschaft vor 1945.

Die meisten Bilder stammen von Herrn Ulrich Ueckermann, der 1932 bis 1939 Inspektor in Wardin war, eini-

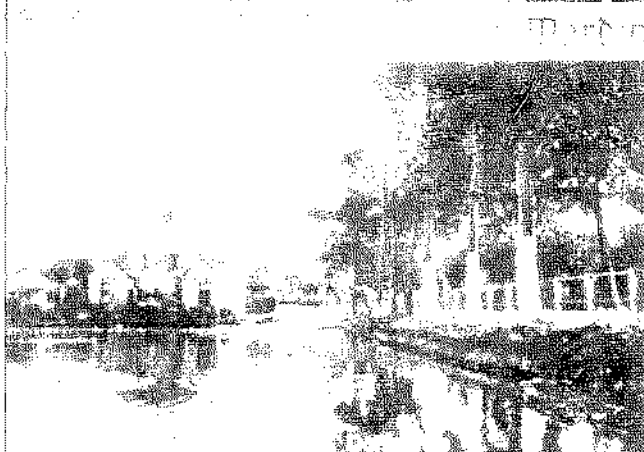
ge haben andere Dorfbewohner zur Verfügung gestellt. Im 2. Teil sind die von Gerda Weiß, geb. Doege, bei ihrem Besuch in Wardin im Sommer 1985 aufgenommenen Bilder verwendet worden. Sie zeigen die große Veränderung nach 1945.

Fritz Stumm, ein Wardiner, hat mit der Zusammenstellung und Erläuterung der Bilder in mühevoller Arbeit ein wertvolles Dokument geschaffen. Für uns, die wir diese Zeit noch erlebt haben, ist es eine herrliche Erinnerung. Die nächsten Generationen können daraus ersehen, wie und wo ihre Vorfahren gelebt haben.

Fritz Stumm und seiner Frau danke ich ganz herzlich für diese große Arbeit. Meinem Dank werden sich viele Heimatfreunde anschließen.

Wardin heißt heute: Wardyn P 73 200 Choszczno  
Hanna Steiger, Niedermjesa im März 1994

#### Schulbaus mit Lehrerwohnung



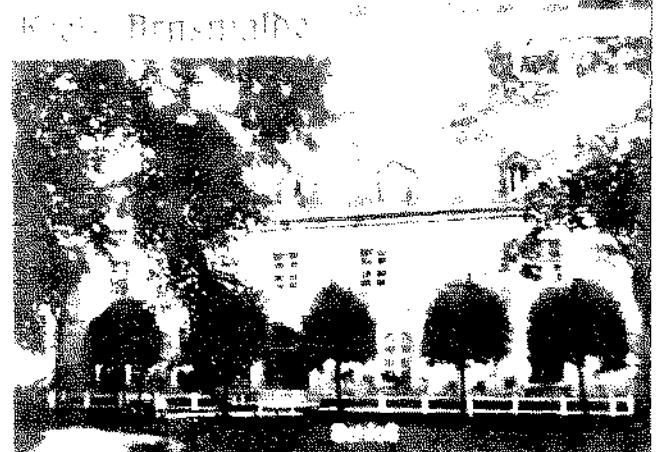
*Dorfteich am unteren Ende „Seeschlösschen“ mit 4 Wohnungen*

Durch die entsetzlichste Katastrophe aller Zeiten, dem zweiten Weltkrieg, wurde Anfang Februar 1945 auch das Dorf Wardin - Kreis Arnswalde - Opfer dieses Krieges.

Es soll hier nicht weiter über die Flucht mit all seinen Folgeerscheinungen, den einzelnen Schicksalen, eingegangen werden. Hierüber ist in der „Dokumentation des Dorfes Wardin“, aber auch oft in den „Heimatgruß-Rundbriefen“ ausführlich berichtet worden.

Den Betrachtern soll mit dieser Bildmappe, vor allem den noch lebenden Wardinern, gleich wo und wie sie leben, deren Nachkommen, die wahrlich nicht immer leichten Arbeiten durch das Leben auf dem Lande gezeigt werden. Was die einzelnen Bilder aber auch zeigen, welchen enormen Aufschwung und somit Erleichterungen in den vielen Landarbeitsbereichen durch neue Verbesserungen der Techniken an alten Landmaschinen, aber auch durch Motorisierung in der

#### Gasthaus mit Kolonialwarenhandlung von Lotte und Willi Panzer



*Schloss der Familie Otto Steiger. Ist Weihnachten 1992 abgebrannt.*

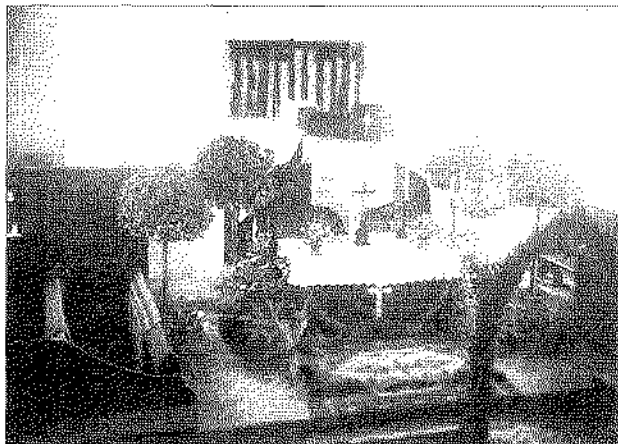
Zeit zwischen den beiden Weltkriegen geschaffen worden sind.

Es wird nicht hiermit der Anspruch erhoben, dass die Impulse allein vom Gutsbetrieb gegeben worden sind. An dieser Stelle muss aber die Person von Herrn Steiger genannt werden. Er hatte zu den Landmaschinenherstellern in der nahen Kreisstadt als aber auch zu den Herstellern in der weiteren Umgebung, was die Verbesserung von Techniken an Landmaschinen und landwirtschaftlichen Motorfahrzeugen immer engsten Kontakt. Mit ihnen tüftelte er bis zur Vollendung die Mechanismen aus. Das zeigen die Bilder deutlich bei den Besichtigungen solcher Techniken.

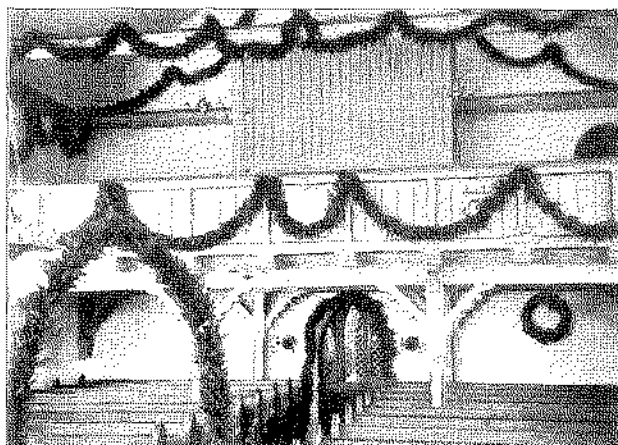
Wardin wurde nicht nur gern von Geschichtsfreunden als der Urheimat des damaligen Reichspräsidenten Paul von Hindenburg, der von seiner Herkunft bekanntlich ein von Benekendorff war, sondern immer wieder gern von Landwirten wegen seiner Maschinen-



*Dorfkirche - Brannte 1904 durch Blitzschlag ab. Ist 1906 fertiggestellt und eingeweiht worden. Wurde 1946/47 von den Polen völlig Stein um Stein abgerissen. Die Steine im Klosterformat sollen für einen Kirchenbau in Polen verwendet worden sein.*



*Kirchenaltar, davor handgeknüpfter Teppich. Altar war für besondere Feier geschmückt.*



*Kirchenschiff mit Empore. Auf der Empore die neue Orgel vor der Einweihung.*

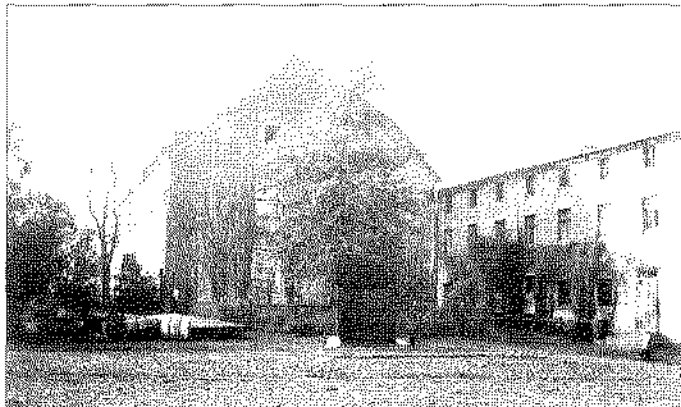
techniken und dem Anbau von Landanbaukulturen besonders gern besucht.

Wer war Otto Steiger?

Er ist am 3. April 1885 in Leutewitz Kreis Meißen als Sohn eines dort bekannten Landwirtes -Gutsbesitzergeboren. Nach bestandenem Abitur erlernte er von 1905-1908 die Landwirtschaft. 1912 kaufte er das Gut Wardin. Von 1914-1918 musste er am 1. Weltkrieg teilnehmen, aus dem er als Rittmeister heimkehrte. In der nachfolgend schweren Zeit - Nachkriegszeit mit Inflation - begann er mit dem Aufbau seines Betriebes. Diesen machte er bald zu einem weit über die Heimat hinaus bekannten Meisterbetrieb. Seinen Rat und seine Hilfen waren in der ostdeutschen Landwirtschaft, aber auch in den landwirtschaftlichen Instituten oft gefragt. Er war Vorsitzender des Aufsichtsrates der Zuckerrfabrik in der nahegelegenen Kreisstadt Arnswalde. Diese war bekanntlich eine der größten und modernsten im Reichsgebiet. Der Molkereiwirtschaft in Arnswalde gehörte er dem Vorstand an. Er bekleidete zudem viele Ämter in anderen landwirtschaftlichen Verbänden. Im Bund der Landwirte, dem späteren Landbund, trat er stets für die Belange aller Betriebsparten in der Landbevölkerung ein.

Vielen in Schwierigkeiten geratenen landwirtschaftlichen Betrieben hat er durch sein Mitwirken in der Osthilfe in den schweren Zeiten um das Jahr 1930 geholfen.

Stets setzte er sich für die Heimatkirche ein. Im Kreissynodalvorstand stand er in der Zeit des Kirchenkampfes nach 1933 den Geistlichen immer zur Seite.



*Schlossseitenansicht mit angrenzenden Wohnungen für Bedienstete, Küchentrakt und Büroräumen.*



*Karla und Lieselotte Steiger vor dem Jagdwagen mit Kuchenblechen in der Hand. Der Kuchen wurde für das Erntefest gebacken. Paul Schreiber beobachtet und überwacht Transport zum Backhaus.*

Anfang Februar 1945 hat er mit großer Umsicht und Tatkraft die Trecks in Wardin und in Karlsburg zusammengestellt. Er hat mit seiner Familie und allen Mitarbeitern beider Güter Wardin und Karlsberg nach Vorpommern den Treck über die Oder geführt. Als dort seine Trecks untergebracht waren, treckte er mit seiner Familie an seinen Geburtsort nach Leutewitz Kreis Meißen. Er wollte dort sein Gut selbst weiterführen. Hier wollte er mit seiner Familie und für seine in Vorpommern im Treck verbliebenen Betriebsangehörigen Unterkommen und Arbeitsmöglichkeiten schaffen.

Durch die russische Besatzungsmacht als auch durch die geänderten politischen Verhältnisse war dieser Plan nicht mehr zu realisieren. Mit seiner Familie hat er dort den Rest seiner Habe, den er durch die Flucht gerettet hatte, verloren. Mit seiner Familie flüchtete er nach Hülsen/Lippe, wo er Unterkommen auf dem Hof seines früheren Gutsinspektors Weckermann suchte und auch vorübergehend gefunden hat. Von hier und später von Bad Salzuflen, wo er ein Wohnhaus erworben hat, blieb es für ihn, aber auch für die älteste Tochter Hanna stets oberstes Anliegen, die Angehörigen des Heimatkreises zusammenzuführen. Sehr viele Heimatfreunde suchten in Renten- und Lastenausgleichsanträgen seinen Rat und seine Hilfe. In neu gegründeten Verbänden der Heimatvertriebenen hat er alle Kräfte für den Zusammenhalt, vor allem für die Erfassung aller, mobilisiert. In unendlicher Kleinarbeit und mit viel Kostenaufwand konnte die „Dokumentation von Wardin“

erstellt werden. Dafür sind alle Wardiner Herrn Steiger besonders dankbar.

Der Landwirtschaft ist Herr Steiger von Hülsen und später von Bad Salzuflen eng verbunden geblieben. Das kam besonders dadurch zum Ausdruck, dass ihn schon 1947 die Landwirtschaftskammer Münster zum landwirtschaftlichen Sachverständigen für deren Kammerbereiche bestellte. Auf allen DLG-Tagungen hat man in deren Gremien seine bekannte Erscheinung antreffen können.

In dem von der Heimatkreis-Kommission herausgegebene Buch

„700 Jahre Arnswalde/Neumark“

und der darin erstellten Biographie heißt es zur Person über Herrn Steiger im Schlusssatz sehr zutreffend:

„Sein zielsicherer Sinn für die Zeit und die ihm gestellten Aufgaben, seine ausgeprägte christlich fundierte Persönlichkeit mit seinem gütigen Blick für alle menschlichen Fragen und Sorgen, ließen Otto Steiger, der selbst nie klagte, sondern stets anderen half, zum Vorbild für uns alle werden.“

Auch sollte allen Landsleuten Ansporn sein, soviel als möglich, den Heimatgedanken zu hegen und zu pflegen. Es geht daher an alle Landsleute die Bitte, eventuell noch vorhandene Bilder zum Abzug an Frau Hanna Steiger geben zu wollen, um die Mappe entsprechend erweitern beziehungsweise vervollständigen zu können.

Mit besten Wünschen und heimatlichem Gruß  
F. Stumm

## Erläuterungen

in der Angelegenheit „Reisetagebuch von Anna E. Haack, 1938“

Wolfgang Lenz, Lübbecker Straße 167C, 32854 Löhne

Auf Veranlassung von Herrn Siegfried Rambaum, er lebt in Ithaca/New York, gelangten die besagten Namen von Deb Orzechowsky am 12. 1. 2003 in die sogenannte Neumark-Liste. Dies ist eine Mailingliste im Internet, mittels derer die hereingegebene Information eines einzelnen Mitglieds gleichzeitig an alle anderen angemeldeten Mitglieder rund um den Globus versandt wird. (Siehe auch: HR 261/2003)

Da ich, ebenso wie Siegfried Rambaum und Deb Orzechowsky, Mitglied dieser Neumark-Liste bin, konnte ich die elektronische Post empfangen und lesen. Und kam dann zu der Überzeugung, dass die Namen aus diesem „Tagebuch“ auch bei den Leser/innen des Heimatgruß Arnswalde auf Interesse stoßen würden. So gab ich bei dem nächsten Heimattreffen in Wunstorf, 2003, die Namensliste an Kurt Lorenz weiter. Die Entscheidung, ob und wann die Namen im Heimatgruß erscheinen würden, lag nun bei Kurt Lorenz.

Nachdem später, bedingt durch den Umzug der Redaktion, die Namensliste bei Kurt Lorenz im „Bunker“ gefunden und dann veröffentlicht wurde, stieß ich zu meiner Überraschung im Heimatgruß-Heft 2. Quartal 2005 auf die mir schon bekannten Namen aus dem Tagebuch. Am gleichen Tage noch rief ich bei Margarete Schulz in Berlin an und löste damit das Rätsel der noch unbekanntem Herkunft dieser Namensliste.

Einen Tag später schickte ich dann eine, wenn auch späte Rückmeldung in Sachen „Tagebuch von Anna E. Haack“ mitsamt einer Kopie des Artikels aus dem Heimatgruß-Heft zu Siegfried Rambaum nach NY. Siegfried übersetzte mein Schreiben in perfektes englisch und schickte es samt Anhang zu Deb O. und einer weiteren Dame\*.

Und noch'n Gedicht...

\*Auf diese weitere Dame, Susan Schanke-Lowell, stieß Siegfried Rambaum erst im Jahre 2004. Erstaunt stellte er fest, dass auch sie ein „Reisetagebuch“ aus 1938 besaß, mit den gleichen Namen und von der selben Verfasserin wie, siehe oben!

So hat Siegfried Rambaum zwischenzeitlich schon in den USA zwei Personen/Nichten zusammen geführt, die zwar eine gemeinsame Tante hatten aber nichts voneinander wussten.

Nachdem über den Weg Siegfried Rambaum, Lenz, Margarete Schulz und umgekehrt ein paar Details abgestimmt und Adresskorrekturen vorgenommen wurden, hat zwischen 3 Personen drüben und 5 Familien diesseits der Briefwechsel schon begonnen. Auch die Cousine der Mutter von Debbie Orzechowsky, Myra Zaenger, nimmt nun teil an der Konversation über den großen Teich.

Der weitere Werdegang wird wohl am Besten von Frau Margarete Schulz zu erfahren sein. Sie hat beste Kenntnisse über die Haack'sche Familienstory und wohl auch am ehesten Zugang zu besagtem Tagebuch (28 Seiten), wenn es denn vorliegt.

Wolfgang Lenz, Lübbecker Straße 167 C, D-32854 Löhne, Tel.: 0177 7405260, e-mail: lenzw@web.de

## Mit der Heimatgruppe Berlin-Mark Brandenburg unternahmen wir vom 31. 7. - 3. 8. 2005 eine Busreise in die Mark Brandenburg.

Johanna Wosch, Desenißstr. 23, 22083 Hamburg

Wie wohnten im „Kaiserhof“ in Fürstenwalde. Von dort aus unternahmen wir Besichtigungen historischen Ursprungs. Über die alten Kulturlandschaften wurde schon sehr viel geschrieben, es würde den Rahmen sprengen, alles Gesehene zu schildern. Wir suchten Ludwigslust auf, Schönhausen, Havelberg, Küstrin, Tamsel, Sonnenburg und viele bekannte Orte mehr. So möchte ich nur über den Tag in Fürstenwalde im „Haus Brandenburg“ berichten.

Frau Else Dietrich geb. Weber (Neuwedell) wurde am 2. 8. 80 Jahre alt. Aus diesem Anlass hat Frau Kalläwe mit fleißigen Helferinnen des Hauses für die Jubilarin eine Geburtstagsfeier organisiert. Als wir dort ankamen, standen im Garten schon die gedeckten Tische. Mit einem Sektfrühstück, Häppchen und alles was dazu gehört, wurden wir bewirtet. Später gab es Kaffee und jede Menge Kuchen und Erdbeertorte.

Der Clou waren die Überraschungen. Hatte telefonisch Frau Dr. Böhnke-Vogel (Neuwedell) wohnhaft in Berlin und Herrn Hermann Schmück (Reetz) allarmiert, die zum Gratulieren kamen. Else war ganz gerührt über soviel Aufmerksamkeit. Ich denke, den Ehrentag wird sie so schnell nicht vergessen.

Allen Heimatfreunden, die noch nie im „Haus Brandenburg“ waren, sei angeraten sich dieses Haus mal anzusehen. Ich war erstaunt, wie gut es geführt wird.

Für alle Heimatkreise steht umfangreiches Material zur Verfügung. Die Bibliothekarin, Frau Maria Petzold, ist gerne bereit Kopien zu fertigen.

Die Ausstellungen mit Trachten und Gegenständen, die dort zusammengetragen wurden, sind ebenfalls sehenswert. Es wäre jammerschade, wenn dieses einmalige Haus mangels Geldquellen schließen müsste.

Die Schönheit der Mark Brandenburg mit ihren riesigen Waldgebieten, den vielen Seen und Flüssen hat uns alle begeistert. Für alle Mitreisenden waren diese Tage voll schöner, manchmal auch trauriger Erinnerungen. Eine Bereicherung für alle, die dabei waren.

Besten Dank an unseren Busfahrer, der uns gesund zurück nach Hamburg brachte.

Bei Frau Kalläwe müssen wir uns ebenfalls bedanken, die alles vortrefflich organisierte.

## Reetzer-Treffen in Einbeck vom 19. - 20. 8. 2005

Johanna Wosch, Desenißstr. 23, 22083 Hamburg

Wie seit Jahren schon obligatorisch, trafen sich unsere treuen Heimatfreunde im „Einbecker Hof“.

52 Personen hatten sich aus allen Regionen unseres Landes auf den Weg gemacht.

Bewundernswert Barbara Klei, die allein aus Wiesbaden nach Einbeck kam, immerhin schon 92 Jahre alt. Erstmals dabei war E. Schudde aus Toronto/Kanada. Dr. Herma Bahrenfuß geb. Drews kam auch, uns allen war ihr Vater Dr. Drews bekannt. Eva Kahlert, von Schlachter Kahlert die Tochter, konnten wir begrüßen. So nahm das Erzählen kein Ende. Man mag daran ermesen, wie groß die Liebe und die Zusammengehörigkeit zu unserem Städtchen nach den langen Jahren noch ist. Es waren beglückende, wunderschöne Stunden. Oftmals werden wir daran denken.

Unseren besonderen Dank müssen wir Erika und Ullrich Peetz aussprechen. Sie verstanden es, uns mit ihrer unermüdlichen Gastfreundschaft, guter Bewirtung in ihrem Haus im gepflegten Garten, auf der Terrasse unvergessliche Abende zu bereiten. Die Organisatorin dieser Treffen wollen wir nicht vergessen. Also, liebe Herta, für Dich ein herzliches Dankeschön. Gäbe es Euch Idealisten nicht, fänden diese Zusammenkünfte nicht statt.

Wir versprachen uns, „So Gott will“, uns im August 2006 wieder zu treffen.

Allen Daheimgebliebenen, aus welchen Gründen auch immer, senden wir liebe Grüße. Wir hätten Euch gern dabei gehabt.

Im Namen aller, die in Einbeck waren, herzlichst Eure  
Johanna Wosch

### Teilnehmer am Reetzer-Treffen in Einbeck 2005

Pers.	Name	Wohnort
1	Apitz-Draheim, Martha	Duingen
2	Dr. Bahrenfuß-Drews, Herma	Kiel
2	Barnick, Ernst	Göttingen
1	Böhnke-Nennmann, Eva	Einbeck
2	Bölke-Kahlert, Vera	Hamburg
1	Friedrichs-Majewski, Ruth	Kreiensen
1	Giering, Ernst	Markoldendorf
2	Göde-Petznick, Elli	Magdeburg
1	Herter-Deckert, Ingrid	Düsseldorf
1	Hennig, Siegfried	Lemgo
1	Jensen-Vierke, Anneliese	Düsseldorf
1	Kley, Klara-Barbara	Wiesbaden
1	Klement-Schudde, Edeltraut	Toronto/Kanada
1	Kniesigk-Beyer, Irmgard	Wolfsburg
1	Kühn, Werner	Osterode
3	Lückfeldt, Willi	Herne
2	Majewski, Heinz	Drüber
2	Messerschmidt, Edith	Einbeck
1	Müller, Walter	Baunatal
1	Nennmann, Erwin	Einbeck
2	Neubauer, Detlev	Rostock
1	Peetz, Erika	Einbeck
1	Puck-Eichhorn, Doris	Velbert
1	Quast, Günter	Düsseldorf
2	Rudloff, Gerhard	Neubrandenbg.
1	Schiminski-Jaack, Irmgard	Essen
2	Schmück, Hermann	Fürstenwalde
1	Schröder, Erwin	Hannover
1	Schudde, Heinz	Wuppertal
2	Schulz, Alfred	Wülfigen-Han.
1	Senger-Klückmann, Anita	Einbeck
2	Theuerkauf, Gerhard	Leichlingen
2	Trebant-Drews, Martha	Leichlingen
1	Ullrich, Jochen	Arnsberg
1	Wendt, Herta	Eschborn
1	Wosch-Weber, Johanna	Hamburg
2	Zimmer, Emil	Soest



## DAMALS: November 1944 – HEUTE: August 2005

Doris Puck geb. Eichhorn, 42553 Velbert,  
Zum alten Schießstand 35  
– von Februar 1941 bis November 1944 auf dem Hof  
Richard Schmidt in Reetz, Hoher Steindamm 5 –

Auch nach mehr als 60 Jahren seit meiner Abreise aus Reetz nach Hause in's Rheinland, begleitet mich fast täglich irgend eine Erinnerung an Vergangenes aus Reetz.

Hätte der Krieg anders für uns geendet, dann wäre es nicht bei den 4 Jahren „Kinderlandverschickung“ geblieben, weil ich glaube, dass ich eine „prima“ Reetzerin geworden wäre; denn ich wollte auch 1944, als meine Eltern mich abholten, noch nicht heim. Reetz war mein „Zuhause“ geworden. Und nun, wieder bei meinen Eltern, konnte ich mich überhaupt nicht einleben. Alles war so fremd: keine Kühe, keine Pferde, keine Gänse, keine Hühner – nichts! Nur Heimweh nach Reetz. Meine Mutter redete ich mit „Tante Schmidt“ an und dann weinte sie. Ich wollte es einfach nicht wahr haben. Dabei war ich ein Kind. Weihnachten wurde ich erst 13 Jahre alt. Es war schlimm.

Und es folgten viele, viele Jahre voller Sehnsucht. Bis 1961, zum Mauerbau, hatten meine Eltern noch Briefkontakt mit Familie Schmidt, die erst in Nepzin und dann in Anklam wohnten. Aber dann war alles zu Ende. Endlich, direkt nach der Wende im April 1990,



Das Hochzeitsbild ist von August 1941: Lenchen Schmidt und Hermann Brauer heiraten –/– Ida Schmidt geb. Hohenstern (Jahrg.1896) und Richard Schmidt (Jahrg. 1891) haben Silberhochzeit –/– Erika Lange und Ewald Schmidt sind Verlobte. Und ich mit meinen 9 Jahren mit dabei. Das Bild wurde aufgenommen von dem Haus der Familie Nennmann auf dem Hohen Steindamm.

fuhr ich erstmals – mit Hummeln im Bauch – alleine nach Anklam. Tante und Onkel Schmidt lebten nun nicht mehr und es hat mich sehr beschäftigt, sie niemals mehr gesehen zu haben: Aber Lenchen Brauer (Schmidt) war da und als wir uns nach mehr als 45 Jahren umarmen konnten – war das ein „Freuden-tränentag“ – Sie hatte wieder geheiratet und ich habe sie in den folgenden Jahren bis zu ihrem Tod 1996 mehrmals in Anklam besucht. Reetz dagegen sah ich erst im Juni 2001 wieder. Obwohl so vieles anders oder gar überhaupt nicht mehr vorhanden war: es war Reetz!! Und 2006 werde ich wieder hin fahren.

Am 08. April 2005 bin ich zusammen mit Ingrid Herter geb. Deckert, früher Reetz, Rathausstr. 8 (im Hause von Pantoffelmacher Sievert) wohnend, nach Züssow gereist. Wie immer waren wir für ein paar Tage Gäste bei Günter und Trautchen Stövhas (geb. Deckert aus Liebenow, Cousine von Ingrid Herter).

Am 09. April 2005 fuhren wir alle nach Anklam, um das Heimattreffen „60 Jahre Flucht und Vertreibung“ zu besuchen. Mit einigen der vielen Besucher konnte ich mal wieder so richtig über Reetz und von früher quatschen. Das hat mir gut getan. Doch es werden immer weniger Leute. Und älter werden wir auch alle. Da das Treffen im Kulturhaus in Anklam sich über den ganzen Tag hin zog, bin ich zwischendurch mit einem Taxi in die Straße „Zum Stadion“ gefahren und habe Burckhardt Brauer (62), den Sohn von Lenchen Brauer (Schmidt) und seine aus Anklam stammende Frau Sonja, aufgesucht.

Mit Lenchen war ich 1996 zuletzt dort. Der Burckhardt weiß über Reetz so gut wie nichts, außer dem, was man ihm erzählt hatte; war er doch auch erst 1 1/2 Jahre alt, als sie Reetz verlassen mussten. Aber sie holten eine große Kiste mit Bildern hervor, über die ich regelrecht hergefallen bin. Und ich habe auch einige gefunden, die ich mir auslieh, um sie kopieren zu lassen. Ganz sicher gibt es noch einige Reetzer, die sich an die Familie Schmidt vom Hohen Steindamm 5 und vielleicht auch an mich, dem „Kinderlandverschickungskind“ (heute 73) erinnern.



Das zweite Bild zeigt Ida und Richard Schmidt im August 1966 in Anklam bei ihrer Goldhochzeit. Ich finde, die beiden schauen, trotz all' der seelischen Leiden und der Strapazen, die man nicht nur ihnen, sondern auch denen angetan hat, die ihre Heimat und Hab' und Gut verloren haben, zufrieden und gut aus. Und diese Bilder sind für mich etwas ganz Kostbares. Waren doch die Jahre in Reetz eine „Köstliche Zeit“. Danke! und freundliche Grüße

## Einweihung des Gedenk- steines in Reetz (Recz)

W. Schnabel, Heimatkreisbetreuer Arnswalde

Sehr geehrter Herr Bürgermeister und Mitglieder der Rates der Stadt Recz! Sehr geehrte Gäste aus Deutschland, sehr geehrte Einwohner der Stadt Recz!

Ich begrüße Sie zur Einweihungsfeier des deutsch-polnischen Gedenksteins auf dem alten deutschen Friedhof in Reetz im ehemaligen Kreis Arnswalde. Wir haben solche Steine, den unsere Landsleute „Stein der Verständigung“ nennen, schon des öfteren in unserer ostdeutschen Heimat aufgestellt. Im ehemaligen Kreis Arnswalde 1995 in Choszczno/Arnswalde, 1999 im ehemaligen Kreis Drawno/Neuwedell und 2000 im Dorf Plawno/Plagow. Seit dem bemühen sich ehemalige Reetzer Einwohner auch in ihrer Heimatstadt um solch eine Erinnerungsstätte. Sie soll die deutschen Besucher zur Einkehr einladen, aber auch die heutigen Einwohner von Recz, wie Reetz heute heißt, zur Andacht auffordern.

Deutsche und Polen leben seit Jahrhunderten nebeneinander, sind Nachbarn und müssen sich verständigen, wenn sie friedlich leben wollen. Was Perioden der Feindschaft bringen, haben unsere älteren Bürger leidvoll erfahren und muss allen eine stete Mahnung sein. Deshalb ist es wichtig, dass die Jugend beider Völker in aufrichtiger Weise die Geschichte bewerten und sich um Verständigung bemühen.

Wir wissen, dass die Verständigung nicht immer einfach ist und manchmal auch mit viel Geduld erarbeitet werden muss. Sie darf insbesondere den Politikern nicht gleichgültig sein!

Im Miteinander unserer beiden Völker hat es hässliche Fälle gegeben, die unverzeihlich sind und die man nicht vergessen kann. Es soll auch nicht vergessen werden, aber wir müssen vergeben können. Wenn wir diese Grundsätze beherzigen und im richtigen Maßstab unser Handeln danach einrichten, sollte Verständigung immer gelingen! Dazu mahnt dieser Stein! Eine gute Grundlage für die Verständigung ist die Sprache. Wir stellen fest, dass in den letzten Jahren in Polen der Deutschunterricht mächtig zugenommen hat und damit gute Voraussetzungen geschaffen werden. Auch bei uns in Deutschland bemühen wir uns um die polnische Sprache. Ich kann aus eigener Erfahrung mitreden und weiß um die Schwierigkeiten. Ich hoffe, der Jugend fällt es leichter, und die hat mehr Erfolg dabei. Wir haben es begrüßt, dass uns Bürgermeister Ligus angesprochen hat und um Kontakte zu deutschen Besuchern gebeten hat. Es sollte nicht vorkommen, dass ehemalige Einwohner oder deren Nachkommen stumm rätselnd oder kenntnislos fragend durch die alten Gassen gehen und dann enttäuscht wieder abfahren. In solchen Situationen ist die Frage nach einem künftigen Begleiter oder nach einem rührigen Vermittler besonders groß.

Unsere damalige Nachfrage nach einem Gedenkstein für unsere Toten wurde von der Stadt Recz positiv beantwortet und wir wurden um Vorschläge gebeten. Hier haben uns Mitglieder der deutschen Minderheit geholfen. Herr Wetzels hat uns den verwaisten, alten Grabstein gezeigt und damit die Idee nach einer deutschen Erinnerungsstätte wieder aufleben lassen. Andere haben die Pläne jetzt ausgeführt.

Heute sehen Sie den Erfolg unserer Bemühungen: eine Gedenkstätte, die an viele Generationen deutscher Bürger erinnert, denen dieses Land Heimat war. Deut-

sche Besucher können hier ihr Bekenntnis zu ihren Vorfahren ablegen, polnische Besucher können hier ihre Achtung dem deutschen Volk gegenüber bekunden und damit Keimzellen für Zusammenarbeit und Freundschaft legen. Als Vertreter der deutschen Vorgänger habe ich an die heutigen Reetzer Einwohner die Bitte, für diesen Stein die Patenschaft mitzuübernehmen. Da wir hier nicht wohnen, muss die Pflege von ortsansässigen Einwohnern erfolgen. In erster Linie erwarte ich, dass dies die Mitglieder der deutschen Minderheit machen werden. Falls das nicht ausreichen sollte, würde ich mich freuen, wenn uns polnische Freunde dann helfen. Diese Mitverantwortung von polnischer Seite insbesondere für Reste deutscher Kulturgüter habe ich hier in den letzten Jahren verstärkt beobachtet und sehr begrüßt.

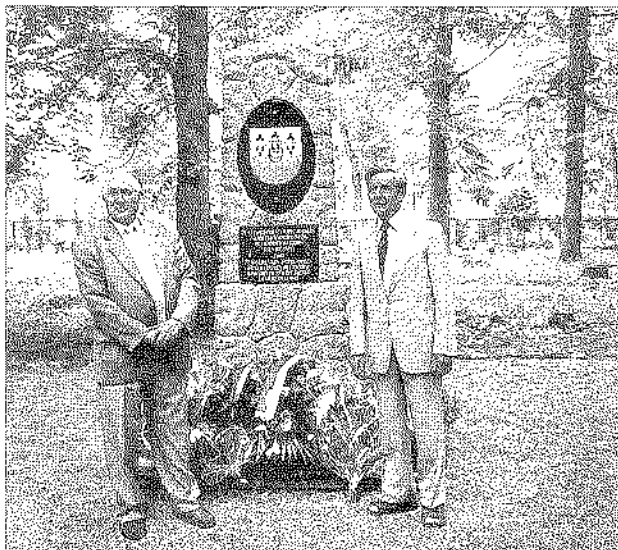
Nachdem der verwaiste Grabstein gefunden war, hat Herr Hermann Schmück, der sich schon früher um Patenschaft und Sportaustausch der Jugend bemühte, mit Bürgermeister Ligus verhandelt und alles weitere übernommen, damit zum Reetzer Stadtfest der Gedenkstein eingeweiht werden kann. Wie ich erfahren habe, hat es eine gute Zusammenarbeit gegeben. Ich kann mir nur noch wünschen, dass die Kooperation anhält. Es liegt jetzt an uns ehemaligen Reetzern, aber auch an den heutigen Reetzer Bürgern, hierfür neue Vorschläge zu machen und in die Tat umzusetzen. Nach meinen bisherigen Kontakten nach Reetz weiß ich, dass die deutsche Minderheit hier kaum noch vertreten ist. Mein Vorschlag wäre ein deutsch-polnisches Kontaktbüro zu installieren, in dem Dolmetscher und Stadtführer ihre Dienste anbieten und eine zweisprachige Person alle Kontakte nach Deutschland koordiniert.

Mit diesem Gedenkstein und dem heutigen gemeinsamen Fest wollen wir einen kräftigen Schub zur Verständigung machen. Ich würde mich freuen, wenn ich bald von Fortschritten hören würde und weihe hiermit den Stein ein mit dem Wunsch zur deutsch-polnischen Verständigung.

Es blühe die Zusammenarbeit und der Gedankenaustausch!

Es entstehe eine erfolgreiche Wirtschaft.

Es lebe Polen - es lebe Deutschland - friedlich nebeneinander!



*Hermann Schmück, Fürstenwalde, früher Reetz und Heimatkreisbetreuer Waldfried Schnabel bei der Einweihungsfeier.*

## Rede des Vorsitzenden des BdV, KV Oder-Spree e.V. Fürstenwalde, Hermann Schmück

Sehr geehrte Damen und Herren, sehr geehrter Herr Bürgermeister Ligus, sehr geehrte Abgeordnete des Stadtrates, liebe Einwohner der Stadt Reetz, im Namen der angereisten ehemaligen Einwohner der Stadt Reetz und in meinem eigenen Namen darf ich Sie zu diesem Vortrag ganz herzlich begrüßen. Seit meinem ersten Gespräch vor 3 Jahren, das Herr Budtke und ich mit dem Bürgermeister, Herrn Ligus und seinem Stellvertreter Herrn Piotr Bohdziewicz geführt haben, hat sich viel Positives entwickelt. Natürlich gab es auch Probleme. Wir wussten nicht, wer der Partner ist bei der weiteren Zusammenarbeit zur Erreichung der gesteckten Ziele. Es war mein Anliegen, dass unser Heimatkreisbetreuer, Herr Schnabel, voll in die Aufgaben, die wir uns bei dem ersten Gespräch gestellt haben, einbezogen wird. Herr Schnabel hielt es für richtig, Herrn Wetzl die Verhandlungsführung für die Gespräche mit dem Bürgermeister, Herrn Ligus, zu übertragen. Das ist leider nicht so erfolgreich verlaufen, wie es erforderlich gewesen wäre. Dadurch haben wir viel Zeit verloren. Im weiteren Verlauf haben Herr Ligus und ich in Reetz und Fürstenwalde nicht nur über die Errichtung eines Gedenksteines verhandelt, sondern auch darüber, wie dieser als Ort der Begegnung für Verständigung und Versöhnung von der hiesigen Bevölkerung angenommen und genutzt werden kann.

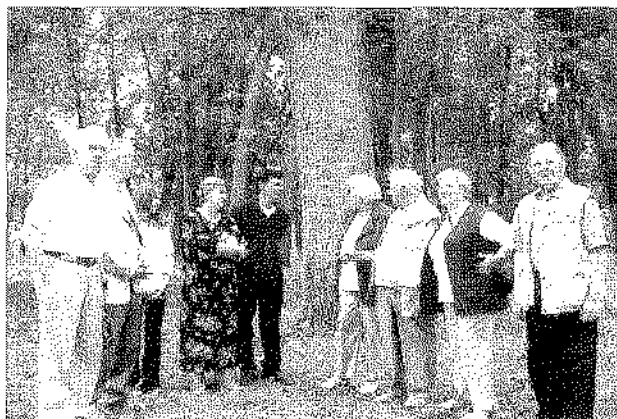
Solange ich es noch kann, will ich diesen Prozess der Begegnungen nicht nur auf die ehemaligen Reetzer beziehen, sondern auch auf generationsübergreifende Projekte erweitern.

In diesem Jahr waren wir schon mit 34 Jugendlichen aus Fürstenwalde am Stadt- und Sportfest beteiligt. Die jungen Freunde waren mit vielen Bedenken angereist, waren aber überrascht wegen der problemlosen Verständigung, trotz der bestehenden Sprachprobleme. Alle waren der Meinung, sie wollen im nächsten Jahr wieder dabei sein. Sie sind sich bewusst, dass sie in einem vereinten Europa zusammen gehören. Die Grenzen verlieren immer mehr ihre Bedeutung. Gemeinsam mit dem Bürgermeister wollen wir bereits jetzt die möglichen Projekte für weitere generationsübergreifende Begegnungen vorbereiten.

Nun, meine Damen und Herren, zu meinem eigentlichen Thema. Es lautet:

*„Reetz (heute genannt Recz) in den Jahren 1940 bis 1950“*

Den Zeitraum möchte ich etwas erweitern auf die Jahre 1924 bis 1945. Dank der freundlichen Unterstützung durch meinen Heimatfreund Gerd Unverwerth kann ich auf zwei aussagefähige Statistiken zurückgreifen, und zwar auf die von 1924 und 1939. Diese Informationen habe ich ins polnische übersetzen lassen. Wir hatten die Absicht, in einer Ausstellung die vor dem Krieg und nach 1945 dokumentarisch aufzuarbeiten und darzustellen. Da die Finanzierung erst seit dem 16. 6. 2005 gesichert ist, können wir erst jetzt damit beginnen. In Zusammenarbeit werden wir Detailfragen klären. Auf die fachliche und organisatorische Unterstützung durch meine Heimatfreunde Detlef Neubauer und Gerd Unverfehrt kann ich mich verlassen.



*Reetzer Landsleute bei der Einweihungsfeier, I. Gerd Unverfehrt*

In der Statistik ist die wirtschaftliche Struktur der Stadt Reetz bis 1945 genau aufgelistet. So hatten wir 1924 einen Stand von 235 selbständigen Handwerks- und Mittelstandsbetrieben. Dazu kamen 43 Ackerbürger. Viele von Ihnen werden sich fragen, was ist denn ein Ackerbürger? Was verstehen wir unter Ackerbürgern? Der Ackerbürger ist ein Landwirt oder Bauer, der in der Stadt wohnte und bürgerliche Rechte hatte, genau (solche), wie jeder andere Bürger der Stadt - also gleichgestellt war mit den Handwerkern.

Während es im Mittelalter noch bis ins 19. Jahrhundert die Leibeigenschaft auf den Dörfern und die Großgrundbesitzer gab, standen die Ackerbürger mit den anderen Bürgern der Stadt auf einer Stufe. Auf diesen Unterschied legten die Ackerbürger großen Wert, denn sie waren keine Leibeigenen.

Eine weitere Gruppe waren die Kaufleute. Die Stadt Reetz hatte seit ihrer Gründung eine Umlandfunktion zu erfüllen. Selbst habe ich es noch erlebt, wie die Kaufleute mit dem Planwagen von Dorf zu Dorf gefahren sind und die Landbevölkerung mit allem, was gebraucht wurde, versorgten. Das traf auch auf die Händler von Viehaufkauf, Eiern, Schlachtvieh u. a. m. zu. Der Bahnhof hatte eine für Viehverladung eingerichtete Rampe mit den dazugehörigen Gattern. Regelmäßig erfolgten Viehtransporte, in der Hauptsache für die Stadt Berlin.

Bis in die 30-er Jahre hatten noch 10 Schmiedemeister, überwiegend mit 2 Gesellen, ihre volle Arbeit, 1939 waren es noch 6.

In der Statistik von 1939 sind nur unwesentliche Abweichungen zu verzeichnen. Die Anzahl der Ackerbürger erhöhte sich von 43 auf 52, die der Kaufleute von 18 auf 24. Dagegen ging die Zahl der Schneidermeister von 10 auf 4, die der Schuhmachermeister von 16 auf 10 und die der Zimmerermeister von 4 auf 1 zurück. Durch diese vielen Betriebe hatte die Stadt natürlich eine hohe Steuereinnahme. Eine weitere Einnahmequelle war der Waldreichtum. Das waren die Reetzer Heide und die Kleeberge. Im Stadtforst (Kleeberge) waren ständig 25 bis 30 Frauen mit Aufforstungsarbeiten beschäftigt. Auch in der Weltwirtschaftskrise von 1929 haben die Betriebe ihre Produktion aufrecht erhalten.

Trotz dieser Auftragslage, so möchte man annehmen, reichte das Angebot an Arbeit nicht aus. Viele der jungen Leute verließen die Stadt Reetz, um sich woanders eine Existenz aufzubauen. Viele von Ihnen gingen nach Berlin. So kam es denn zur Gründung des Vereins „Die Ehrlichen Reetzer“.

In jedem Jahr zu den Pfingstfeiertagen kamen die Ber-

liner Reetzer mit dem Zug nach Reetz. Die stadteigene Musikkapelle holte sie vom Bahnhof ab. Es war in jedem Jahr eine schon lang erwartete Feststimmung in der Stadt.

Liebe Zuhörer, nun noch einige Bemerkungen zur Kultur und Bildung in diesem Zeitraum.

Nach dem ersten Weltkrieg wurden viele Sportvereine gegründet. So gab es 2 Fußballvereine. Das waren einmal der VFR Rasensport und der FV Preußen. Der VFR Rasensport war ein über die Jahre leistungsstarker Fußballverein, der das Niveau im Kreis Arnswalde bestimmte.

Darüber hinaus gab es eine starke Geräteturnabteilung der Deutschen Turnerschaft.

Eine rasante Entwicklung nahm in den Jahren 1926 bis 1933 die Schwerathletik mit den Disziplinen Ringen und Gewichtheben.

Der Boxsport konnte sich nur wenig entwickeln.

Meine Damen und Herren, nun noch einige Ausführungen zum Bildungswesen. Wir hatten in Reetz eine 7-stufige Volksschule. Das hatte zur Folge, dass im letzten Schuljahr die damalige 1. Klasse in 2 Jahren durchlaufen werden musste. Bis zur 4. Klasse gingen alle Schüler in die Volksschule Reetz. Es gab aber auch Ausnahmen. So konnten einige Schüler aus den umliegenden Orten die Volksschule in Reetz besuchen. Das Besondere in der Volksschule Reetz war, dass die Mädchen und Jungen getrennt waren. Es gab einen Schulhof für Jungen (Seite des Haupteinganges zwischen Schule und Turnhalle). Die Mädchen hatten ihren Schulhof auf der hinteren Seite des Gebäudes. Die Volksschule in Reetz war wegen ihres hohen Leistungsstandes im Kreis bekannt. Dazu gab es noch eine Klasse, die bis zum Abschluss der 10. Klasse führte, die so genannte Mittelschule mit dem Abschluss der mittleren Reife. Das war ein Sprunbrett für den Einstieg in den mittleren Dienst, wie z. B. die Verwaltung mit Beamtenrecht. Aber auch die Ausbildung zum Techniker auf dem Technikum für Bau- und Maschinenbau war dadurch möglich. Der Bereich des Gymnasiums in Arnswalde begann mit der 5. Klasse. Das Gymnasium in Arnswalde besuchten überwiegend Kinder der besser gestellten Eltern, wie Kinder der Handwerksmeister, der gewerbetreibenden Händler, Kaufleute und andere. Es waren nicht immer die leistungsstärksten Schüler. Da wir bis zur 4. Klasse zusammen waren, kannten wir ja den Leistungsstand von allen.

In den umliegenden kleineren Orten um Reetz gab es den so genannten Stufenunterricht. Da waren mehrere Jahrgänge in einem Stufenverband (Klasse) zusammen gefasst. Einen Schülertransport, wie es heute bei uns in Deutschland, aber auch bei Ihnen in Polen eine Selbstverständlichkeit ist, gab es damals auf Grund der anfallenden Kosten nicht. Die Kinder mit dem Abschluss dieser Schulen hatten es wesentlich schwerer, einen Ausbildungsplatz im Handwerk, in der Industrie oder als Lehrling für den Kaufmannsberuf zu finden. So gingen die Mädchen überwiegend als Wirtschaftshilfe in die Haushalte der besser gestellten Bürger, die Jungen folgten ihren Vätern als Landarbeiter auf den Gütern in den Dörfern.

Versäumen möchte ich nicht, auf die Schulfeste auf dem Wilhelmsberg hinzuweisen. Das war immer der Höhepunkt im Schuljahr. Es wurden überwiegend leichtathletische Wettkämpfe und Spiele in vielfältiger Form durchgeführt. Das Schönste daran war das Vogelwerfen. Dazu hatte unser Herr Wendt in Ihnatal, der damaligen Badeanstalt, die Wurfkeulen gedrech-

selt. Mit der Stadtmusik-Kapelle ging es am Abend zurück nach Hause. Das Fest war immer ein besonderes Erlebnis für die Kinder unserer Schule und deren Eltern.

Meine Damen und Herren, liebe polnische Freunde, zum Schluss meines Vortrages möchte ich auf das Ihnatal zu sprechen kommen. Dieses war für die damaligen Reetzer Einwohner ein Ort für Spaziergänge und zur Erholung. Die Badeanstalt mit dem noch vorhandenen Wasserrad zur Betreibung der Drechselei war für uns Kinder im Ort Reetz die einzige Bademöglichkeit. Hier habe ich auch bei dem ersten ausgebildeten Sportlehrer das Schwimmen erlernt. Heute ist hier eine Fischzuchtanlage. Es wäre mein Wunsch und ist gleichzeitig eine Bitte an die Stadtverwaltung von Reetz mit dem Bürgermeister, Herrn Ligus, wenn das Ihnatal wieder für Spaziergänge und Erholung erschlossen würde.

### Statistisch Erfassung der Gewerbe in der Stadt Reetz 1924 und 1939

Unterlagen: Adressbuch der Stadt von 1924

Einwohnerverzeichnis von 1939 (Lückfeldt/Mörke)

Gewerbe/Unternehmen	1924	1939
1. Ackerbürger	43	52
2. Apotheker/Drogist	2	3
3. Arzt	4	4
4. Bäcker	8	8
5. Bauunternehmer	2	3
6. Böttcher	1	0
7. Brauereiniederlassung	1	1
8. Brunnenbauer	3	3
9. Buchdrucker/-händler	2	2
10. Dachdecker	1	0
11. Drechsler	3	1
12. Fabrikanten	9	9
13. Fleischer	7	7
14. Fotograf	0	2
15. Friseure	3	4
16. Fuhrunternehmer	2	3
17. Gartenbetriebe	2	3
18. Gaststätten	6	8
19. Glaser	0	1
20. Händler	14	5
21. Hotel	2	3
22. Kaufleute	18	24
23. Klempner	6	3
24. Kürschner	1	1
25. Maler	5	2
26. Maurer	7	3
27. Molkerei	1	1
28. Mühlenbesitzer	5	5
29. Ofensetzer	1	0
30. Pantoffelmacher	0	1
31. Sattler	4	4
32. Schäftemacher	1	0
33. Schlossermeister	7	4
34. Schmiedemeister	10	6
35. Schneidermeister	9	4
36. Schuhmachermeister	16	10
37. Steinmetz	1	1
38. Steinsetzer	3	2
39. Stellmacher	6	4
40. Tischler	11	4
41. Töpfer	2	2
42. Uhrmacher	2	4
43. Zimmermannsmeister	4	1

Einwohner

3645



# Einweihungsfeier für den Gedenkstein auf dem Friedhof zu Reetz

Rede von Pastor i.R. Fritz Neubauer in Reetz am 1. 7. 2005

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit Euch allen. Amen.

Der Apostel Paulus schreibt im 5. Kapitel seines 2. Korintherbriefes: (Vers 19 + 20)

*„Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. So sind wir nun Botschafter an Christi Statt; denn Gott vermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt: Lasset euch versöhnen mit Gott!“*

Meine sehr verehrten Damen und Herren, vor 60 Jahren endete der von Hitler angezettelte 2. Weltkrieg. Er brachte unendliches Leid über die Völker ganz Europas, er brachte Tod und Vertreibung. Während der Kämpfe um Reetz kamen unzählige Menschen um's Leben, vorwiegend Alte, Männer und Frauen und auch viele Kinder. Es war eine Zeit voll Trauer, doch die Not und die völlige Hilf- und Rechtlosigkeit der damaligen Wochen und Monate ließen uns keinen Raum für Trauer. Die erlebten Grausamkeiten machten uns aber auch nachdenklich:

Wozu ist der Mensch fähig, der seine selbst ausgedachten Ideen für den Heiligen Geist hält?

In drei Etappen zogen die verbliebenen Reetzer in Richtung des zerstörten Deutschland, heimatverlassend!

Im gleichen Zeitraum kamen polnische Bürger aus dem Osten - auch Heimatverlassene - und siedelten sich in dem fast vollständig zerstörten Reetz an. Sie hatten auch nur eins im Sinn: endlich zur Ruhe zu kommen, in Frieden leben zu können.

Vor gut 10 Jahren, nach dem Versagen des kommunistischen, atheistischen Regimes, begann dann langsam die Phase der Versöhnung, der Sinnesänderung, der Herzensänderung - auch unserer beiden Völker, die es beiden Seiten ermöglichte, die Aufstellung dieses Gedenksteines wirklich werden zu lassen:

*„Zum Gedenken an die vielen Generationen deutscher Einwohner, für die dieses Land Heimat war.“*

Ich danke allen, die an diesen Worten gefeilt haben und ihm diese gute Gestalt gaben, kurz und sachlich.

Der Gedenkstein möge immer ein Stein des Gedenkens, des Nachdenkens sein.

Dazu holte ich mir Hilfe vom Apostel Paulus. Er sagte:

*„Ihr seid Botschafter an Christi Statt“*

Und als solche rufen wir heute und von hier aus in unsere defekte Welt:

*„Lasset euch versöhnen mit Gott!“*

Alfred Delp, ein katholischer Priester, schrieb im Gefängnis kurz vor seiner Hinrichtung:

*„Der Mensch ist nur mit Gott zusammen Mensch. Die Geburtsstunde der menschlichen Freiheit ist die Stunde der Begegnung mit Gott: Ob nun Gott einen Menschen aus sich herauszwingt durch die Übermacht von Notleid, ob er ihn aus sich herauslockt durch Bilder der Schönheit und Wahrheit, ob er ihn aus sich selbst herausquält durch die unendliche Sehnsucht, durch den Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, das*

*ist ja eigentlich gleichgültig - wenn der Mensch nur gerufen wird und wenn er sich nur rufen lässt. Es gehört zur Ehrlichkeit des Menschen, dass er sich selbst als Beauftragter Gottes wisse und seine Wirklichkeit als Auftrag und Aufgabe begreife!*

*Das gehört zum Wesensverständnis des Menschen. Wer dies aushöhlt, hat sein eigenes Bild verpfuscht und sein Wissen von sich selbst verdorben. Die Bindung an Gott ist eine Bindung an seine Ordnung.“*

Möge dieser Gedenkstein, hinter dem viel Trauer, viel Verlust, aber auch gelebte Vergebung steht, uns allen immer wieder deutlich machen, dass unser aller Dasein nur darin seinen Sinn erhält, Segensreich füreinander da zu sein.

Wir danken der römisch-katholischen Kirche Polens und so auch der Kath. Kirche von Reetz, dass sie der Anweisung der damaligen kommunistischen Regierung Polens widerstanden hat, die deutschen Friedhöfe völlig zu zerstören.

Wir danken der römisch-katholischen Kirche von Reetz, dass sie das Vorhaben der damaligen Stadtverwaltung, den alten Teil des Friedhofes in ein Freitheater umzuwandeln, verhindern konnte.

Möge dieser Gedenkstein in seiner würdigen Umgebung Mahn- und Gedenkstein sein und bleiben für alle Reetzer - denen von damals und von heute.

Paulus schreibt an Timotheus (1.Tim 4,5):

*„Alles wird geheiligt durch das Wort Gottes und Gebet“*

So wollen wir diesen Gedenkstein unter den Schutz und Segen Gottes stellen und beten.

Herr Jesus Christus, du bist die Auferstehung und das Leben. Wir bitten Dich:

Schenke uns allen eine feste Bindung an dich, dass wir deinem Willen gemäß Versöhnung predigen und Versöhnung leben. Nur die Versöhnung mit dir macht uns fähig, uns auch mit unseren Mitmenschen zu versöhnen, wer sie auch immer sind. Wir sind ja alle deine Kinder. Lass die Hoffnung an diesem Ort des Gedenkens immer stärker sein als Leid und Trauer. Leite uns alle durch deinen Heiligen Geist auf den Weg des Friedens. Das erbitten wir im Namen Jesu Christi, unseres Herrn, Amen.

So weihe ich diesen Gedenkstein der Versöhnung im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Friede sei mit uns allen

Amen.

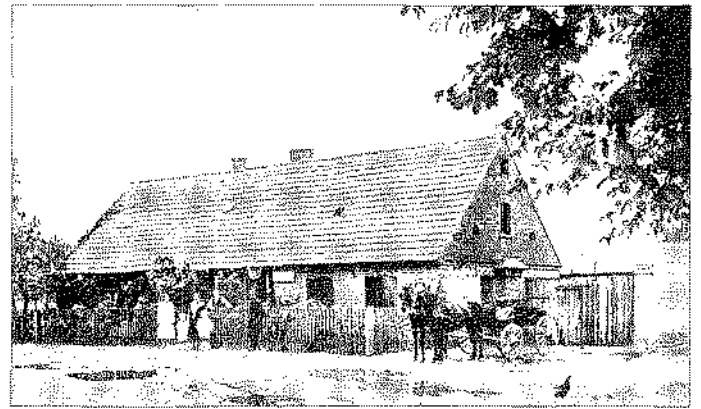


Pastor i.R. Fritz Neubauer bei der Ansprache

# Erinnerungen an mein Heimatdorf Heidekavel im Kreis Arnswalde/Nm.

Von Walter Wirthschaft (Heidekavel), Dorfstr. 63, 17349 Voigtsdorf

In Heidekavel war die Gaststätte bis 1945 im Familienbesitz, zuletzt von meinem Onkel Ernst Schwandt bewirtschaftet. Das Gasthaus mit Materialwarengeschäft, Wohnung und Fremdenzimmern war das Geburtshaus meiner Mutter. Auf der Hofseite war der Verkaufsraum untergebracht. Auch eine Landwirtschaft mit Stall und Scheune sowie eine Ausspannung für vier Pferde gehörten zum Grundstück. Das Gehöft lag an der Landstraße, die von Woldenberg über Regenthin und Zatten nach Neuwedell führt. Diese Straße wurde erst Ende der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts mit Feldsteinen gepflastert. Unter dem Kastanienbaum mit seinem dichten Blätterdach legten die Reisenden sowie Bierwagen aus Woldenberg, Handelsleute aus Neuwedell und auch Zigeunerwagen eine Rast ein und tränkten und fütterten ihre Pferde. Bei Unwetter oder spät am Abend wurden die Pferde in den Stall geführt und den Reisenden Essen und Unterkunft im Hause geboten. Ging man über die Straße, so kam man zum Festplatz im Wald. Hier baute mein Onkel zu Pfingsten eine Tanzfläche auf, und eine Kapelle spielte zum Tanz. Die Musik war über das ganze Dorf zu hören. Wir Kinder konnten gar nicht schnell genug hinkommen und trampelten vor Ärger mit den Füßen, wenn unsere Mutter nicht schnell unsere guten Sachen bereitlegte. Jeder von uns bekam zwei Groschen. Dafür kauften wir eine Tüte Bonbons und eine Waldmeisterbrause. Hinter dem Festplatz, ein Stückchen weiter des Weges, hatten die Förster der Regenthiner Oberförsterei einen Schießplatz. Hierher kamen mehrmals im Sommer aus der ganzen Umgebung sonntags die Jäger und testeten ihre Jagdgewehre. Onkel Ernst Schwandt hatte auch auf dem Schießplatz den Ausschank und verkaufte Kaffee, Kuchen und Bockwurst. Da durften wir Kinder auch nicht fehlen, denn es war schon sehenswert, wenn die Förster mit ihren schönen Kutschen vorfuh-



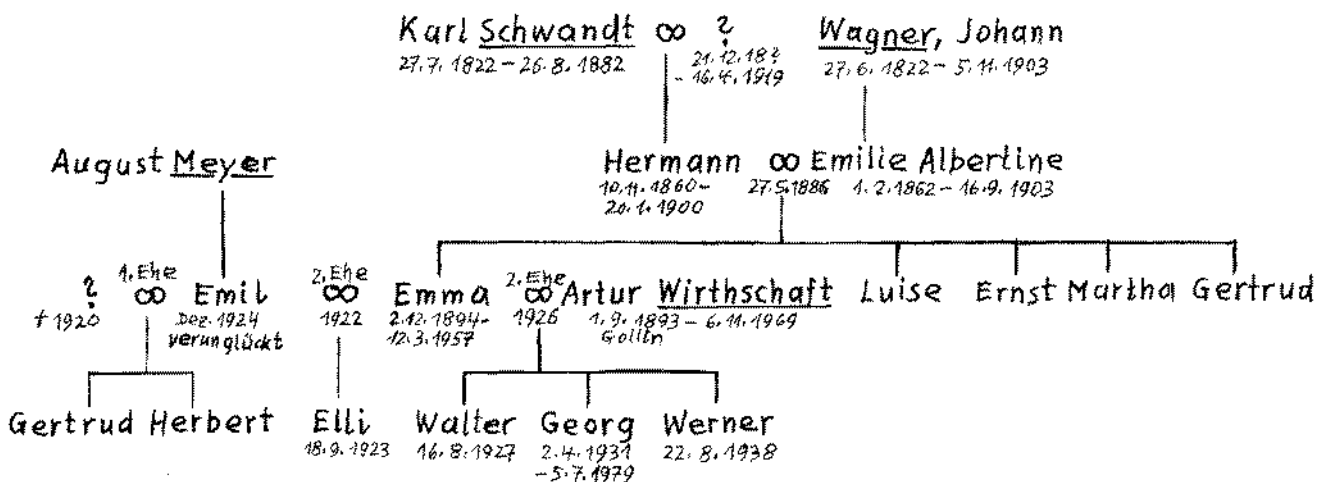
Leider kennen wir nicht die Namen der Personen auf diesem alten Foto des Gasthofes Schwandt



Das Forsthaus Deutschebruch auf einer alten Ansichtskarte, dicht südlich bei Heidekavel.

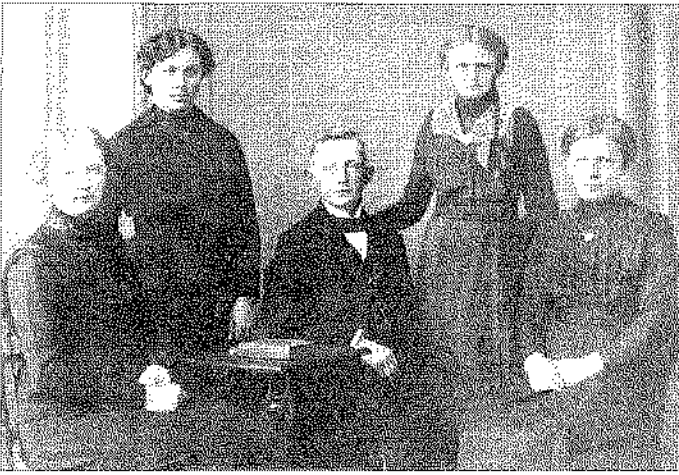
Es existiert heute noch unter dem Namen Swinki; Heidekavel heißt auf Polnisch Radachowo. Zwischen Straße und Forsthaus befand sich ein Wildgatter; unten rechts auf dem alten Foto ein weißer Hirsch in der äsenden Tiergruppe.

Der Flurname „Deutschebruch“ ist wahrscheinlich sehr alt. Er gehört in die Reihe der Namen: „Nemischbusch“, „Nemische Hufen“ (Regenthin), „Nemischhof“ für Örtlichkeiten entlang der Drage aus der Zeit des Zusammenlebens von Slawen und Deutschen im 13. und 14. Jahrhundert.



### Stammbaum Schwandt - Wirthschaft aus Heidekavel

Albert Wirthschaft und Ehefrau ? kamen aus Golln bei Schloppe (Kreis Deutsch-Krone) nach Heidekavel. Sie hatten fünf Kinder, darunter Käte (geb. 1880), Walter (gefallen 1914 in Russland) und Artur. Ihr Hof hat die Nummer 9 (am Zuchow-Kanal) im Dorfplan Heidekavel in HR 227/1994 (in diesem Plan sind versehentlich nicht benannt Nr. 21. Karl Lück und 22. der Friedhof).



*Die Geschwister Schwandt 1922  
Von links: Emma, Luise, Ernst, Marta, Gertrud*

ren. Nach dem Scheibenschießen sammelten wir Kinder die Bleikugeln aus der Sandböschung und schmolzen uns mittels einer Form Bleisoldaten daraus. Der Friedhof in Heidekavel lag etwa 500 m westlich der Straße und war von einer Fichtenpflanzung begrenzt. Zwischen dem Friedhof und dem kleinen Zuchow-See stand unsere Schule mit einem Turnplatz mit Reck und Barren, dem Sportplatz, dem Schul- und Lehrergarten; das angrenzende Schulland war zu meiner Zeit an Bauer Richard Lück verpachtet. Auch Scheune und Stall gehörten zum Schulgebäude, in ihr hatte die freiwillige Feuerwehr die Motorspritze und Gerätschaften zur Brandbekämpfung untergebracht; das Wasser entnahm man dem angrenzenden kleinen Zuchow-See.

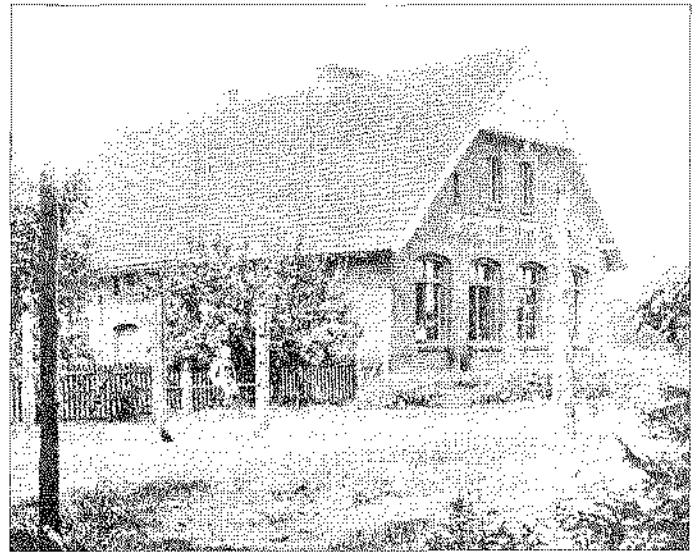
Dicht beim Friedhof war das Kriegerdenkmal für die Toten des Ersten Weltkrieges 1914 bis 1918 errichtet. Hier folgt (einer der seltenen Fälle für den Kreis Arnswalde) die vollständige Namensliste:

August Koball	geb. 28. 06. 1885	gef. 22. 12. 1914
Ernst Lück	20. 10. 1888	13. 01. 1915
Wilhelm Kämmerberg	26. 08. 1892	17. 04. 1915
Wilhelm Werth	22. 02. 1892	28. 08. 1915
Albert Lück -	28. 01. 1889	03. 08. 1915
Wilhelm Schmeling	19. 04. 1891	24. 12. 1915
Wilhelm Durchstecher	10. 02. 1878	22. 12. 1915
Emil Koball	14. 07. 1893	16. 04. 1915
Paul Fischer	04. 07. 1895	02. 09. 1916
Albert Priebe	15. 02. 1878	25. 11. 1917
Friedrich Koball	01. 06. 1882	11. 01. 1917
Fritz Werth	03. 07. 1896	22. 03. 1918
Alex Knetsch	09. 09. 1889	11. 05. 1918
Erwin Knetsch	25. 05. 1887	24. 07. 1918
Friedrich Klink	27. 10. 1891	22. 03. 1919

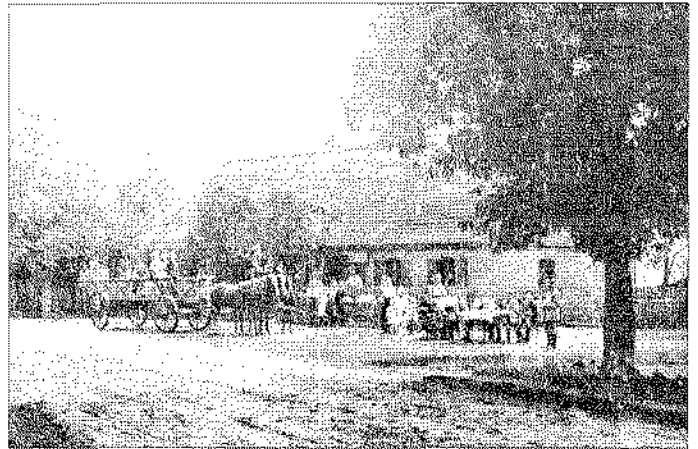
Die dankbare Gemeinde Heidekavel

Am 15. 03. jeden Jahres war früher Heldengedenktag, dann standen die Männer vom Kriegerverein am Kriegerdenkmal Ehrenwache. Verstarb ein Kriegskamerad nach dem 1. Weltkrieg in der Heimat, wurde er vom hiesigen Kriegerverein beerdigt, und die alten Kameraden schossen dann eine Salve Salut über das frische Grab.

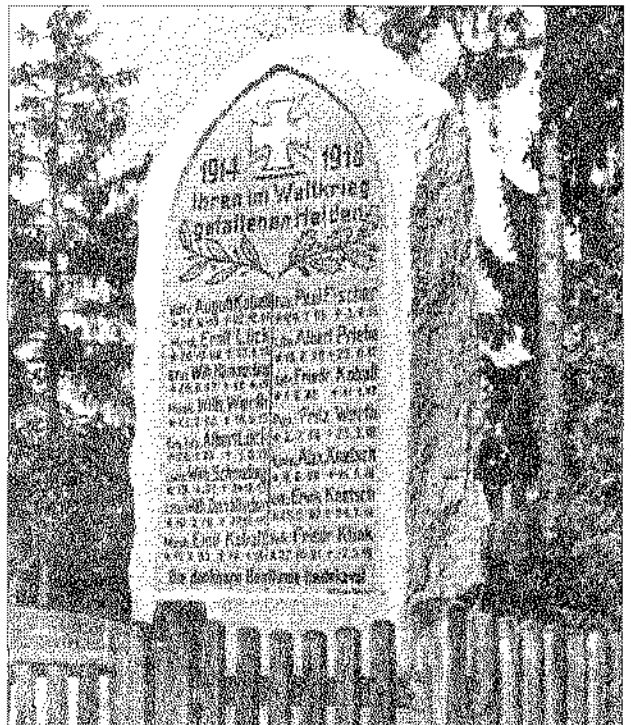
Nun möchte ich noch vom einem tragischen Ereignis aus dem Leben meiner Mutter berichten. Auf der Kolonistenstelle Nr. 3 lebte die Familie August Meyer. Der Sohn Emil übernahm nach dem Weltkrieg 1918 den Hof. In der Ehe wurden Gertrud und Herbert geboren, dann starb seine Frau. Da er mit den beiden Kindern nicht allein auf der Bauernstelle leben konnte und wollte, heiratete er Emma Schwandt aus der



*Die Schule in Heidekavel 1903 (Inscript am Haus)  
Typisch für Schulbauten in jener Zeit ist das einfache Reck aus zwei dicken Holzpfosten und einer Eisenstange.*



*Gasthaus Ernst Schwandt  
(nach einer alten Ansichtskarte)*



*Kriegerdenkmal Heidekavel*

Gastwirtschaft in Heidekavel. 1923, am 18. 9., wurde meine Halbschwester Elli Meyer geboren. Nach einem Jahr, im Dezember 1924 geschah etwas Furchtbares. Die Pferde kamen spät in stockdunkler Nacht mit dem leeren Wagen vom Langholzfahren allein auf den Hof zurück. Am nächsten Morgen in der Frühe fuhr Emma mit den Nachbarn die Wegestrecke im Wald ab, und sie fand ihren Mann tot mit einer großen Platzwunde am Kopf etwa 500 m von der Ablage an der Drage entfernt auf dem Wege liegen. Polizei und Doktor wurden geholt. Im Untersuchungsprotokoll stand dann: „Todesursache durch Unfall“. Die Nachbarn und andere Fuhrleute schlossen jedoch einen Unfall aus - unmöglich konnte Emil vom Wagen gefallen sein, ihm hat jemand mit einer Stange über den Kopf gehauen! So erzählte es mir meine Mutter, als ich groß war.

Die zwanziger Jahre waren damals eine kritische Zeit. Es gab viele Arbeitslose, und wer Arbeit hatte, verdiente nicht viel. Der Krieg hatte Elend und Not gebracht, in Heidekavel gab es z. B. die Kriegswitwe Berta Koball und den Rentenempfänger Franz Koball, die Ehemann und Söhne verloren hatten (nach Ausweis des Einwohnerverzeichnisses für die Dörfer und Gutsbezirke des Kreises Arnswalde von 1926). In dieser schweren Zeit stand meine Mutter mit ihren drei Kindern aus beiden Ehen allein auf dem Hof. So konnte es nicht weiter gehen, und nach zwei Jahren nahm sie Artur Wirthschaft aus Heidekavel zum Mann, meinen Vater. Am 16. 8. 1927 kam ich dann auf die Welt,



1931 und 1938 bekam ich noch zwei Brüder. Wir drei wuchsen mit den Halbgeschwistern zusammen auf. Für Emil Meyer wurde später ein Gedenkstein ca. 375 m nordwestlich der Einmündung des Zuchowkanals in die Drage, dicht bei Schlägerort, errichtet, mit der Inschrift „Emil Meyer Heidekavel geb. 31. 3. 1886 verunglückt am 16. 12. 1924“. Er steht heute noch dort, wie das Foto von Klaus Frahne im HR 204/1989, Seite 9 beweist, und auch auf dem Messtischblatt Regenthin 2951 ist dieser Stein eingezeichnet.

## Heimatkreistreffen in Wunstorf 2006

Das Heimatkreistreffen in Wunstorf wird im nächsten Jahr am 27. und 28. Mai im Hotel Blume und im Calenberger Bauernstübchen stattfinden. Das Programm wird wie bisher ausführlich im Arnswalder Heimatgruß-Rundbrief abgedruckt werden.

Wir weisen schon heute darauf hin, dass die Zustellung der bisherigen „Einladungen“ weitgehend entfallen wird. Wer über die Bekanntgabe durch den Heimatgruß-Rundbrief hinaus eine Einladung und Informationen wünscht, muss diese über den Heimatkreisbetreuer extra anfordern, Telefon 0431 - 241052.

Das Treffen der Kreise Arnswalde - Friedeberg soll am Sonnabend, dem 11. März 2006 in Anklam in der Mehrzweckhalle Volkshaus stattfinden. Dies wird über Anzeigen in den örtlichen Zeitungen bekannt gemacht. Weitere Informationen über BdV-Anklam, Telefon 03971 - 245688.

Alle weiteren Termine der Treffen werden im neuen Jahr bekannt gegeben.

Waldfried Schnabel, Heimatkreisbetreuer, Stückenberg 33, 24226 Heikendorf



## Kindheit am See

Von Frau Käthe Dyck, geb. Streich (Zägendorf),  
Am Thiergarten 22, 24354 Rieseby

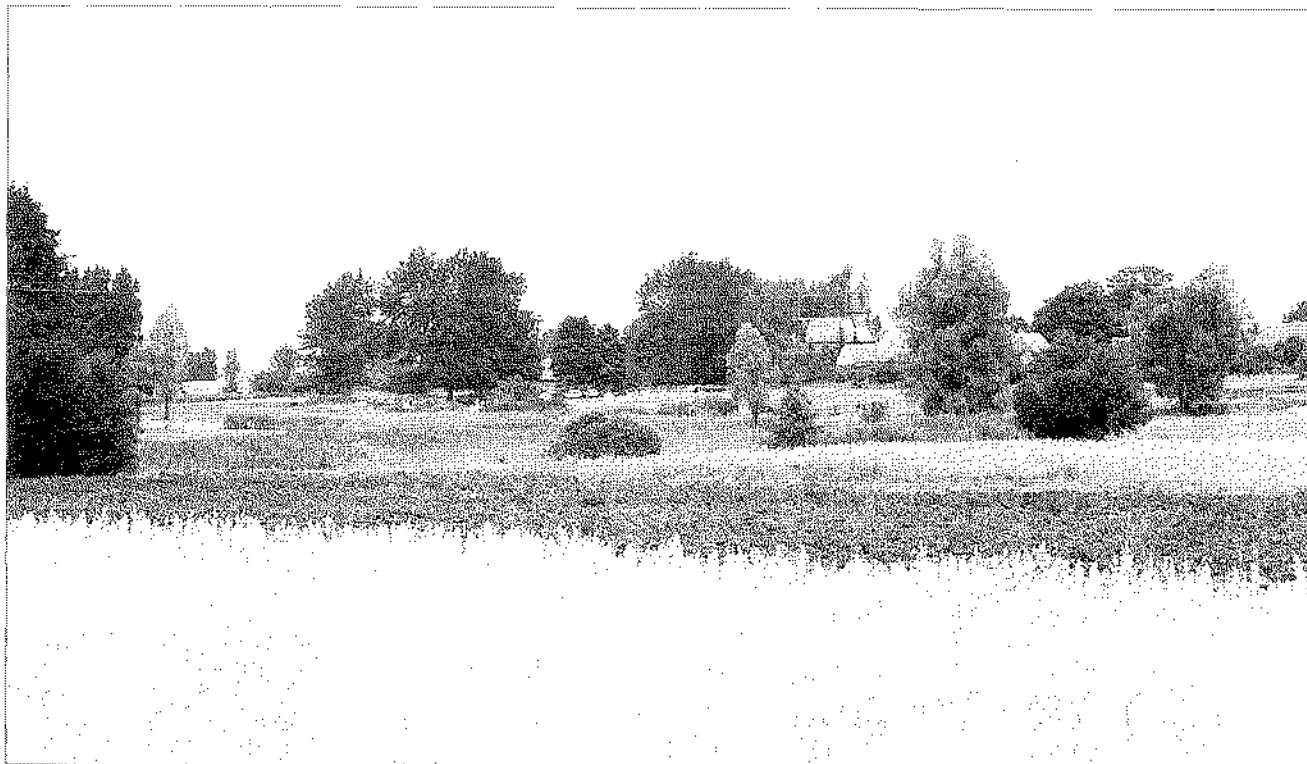
Als mein Vater nach Zägendorf versetzt wurde, war ich 5 Jahre alt. Damals, im Jahre 1933, wurden Einstellungen und Degradierungen nach der politischen Gesinnung des Betroffenen sehr plötzlich vollzogen, und so mussten meine Eltern aus Landsberg/Warthe in den äußersten Winkel der Mark Brandenburg umziehen. Nachdem sie das geräumige Schulhaus eingerichtet hatten, brachten sie mich auf einer mir endlos erscheinenden Bahnfahrt von Landsberg über Kreuz und Arnswalde bis Zühlsdorf. Von dort ging es 7 km weit mit dem Fahrrad - ich im Kindersitz - in mein neues Zuhause nach Zägendorf 5 km südlich von Reetz.

So stand ich dann an einem kalten, verregneten Tag Ende Oktober zum ersten Mal am See - vor einer riesigen Wasserfläche, die grau und bedrohlich unablässig auf mich zurollte. Vater hatte mir den See in den schönsten Farben geschildert - nun war ich enttäuscht und ängstigte mich. Gewöhnt an die festen Bürgersteige in der Stadt, fand ich hier einen schmalen, aufgeweichten, mit Pfützen besetzten Weg, die ich ängstlich zu umgehen suchte. Auf jedem Gehöft bellte mich ein Hofhund an. Vom Dorfanger her liefen mir Gänse mit langen Hälsen, ausgebreiteten Flügeln, zischend und kreischend nach. Die Dorfkinder standen hinter Zäunen und Hecken und lachten mich aus. So hatte ich mir mein neues Zuhause nicht vorgestellt!

Oft saß ich in jenen Tagen mit meinen Puppen im Arm am großen Fenster unseres Wohnzimmers und schaute hinaus in den Regen auf die unheimliche Wasserfläche, die nur durch ein paar hohe Bäume und einen schmalen Grün-Grau-Streifen von mir getrennt war. Nach einiger Zeit beobachtete ich jedoch, dass der See durchaus sein Aussehen verändern konnte - manchmal

schon im Laufe eines Tages. Nicht immer war er so aufgewühlt wie am ersten Tage - manchmal war seine Oberfläche leicht gekräuselt und schimmerte silbrig, wenn ein Sonnenstrahl aus den Wolken fiel. Eines Morgens dann lag die Landschaft unter einer leichten weißen Schneedecke. Die spiegelblanke Wasserfläche leuchtete wie ein großes, freundliches, dunkles Auge in seiner Mitte. Vertrauensvoll ging ich nun wieder an der Hand des Vaters hinunter zum See. Dort hatte sich am Ufer eine glasdünne, zerbrechliche Eiskruste gebildet, die von Tag zu Tag stabiler wurde und zur Mitte hin in den See hineinwuchs. An manchen Tagen war der Blick zum See durch einen dichten, großflockigen Schneevorhang verhüllt. Eisblumen wuchsen an den Fenstern der unbeheizten Räume. Dann wieder strahlte eine helle Wintersonne vom blauen Himmel. Die Landschaft glitzerte in blendendem Weiß, und die Wasserfläche war unter einer geschlossenen Eiskecke verborgen. Nun erlebte ich meinen ersten fröhlichen Winter in Zägendorf. Meine Mutter hatte mir Holzpantoffeln - Tüffeln - gekauft, mit denen man auf den gefrorenen Pfützen und auf dem Eis des Sees herrlich schliddern konnte. Sie strickte mir Schal, Mütze und Fausthandschuhe, nähte mir Schürzen, hat mir Zöpfe geflochten, und als ich Ostern 1934 mit den anderen Dorfkindern in der vordersten Bank im Schulzimmer saß, war ich eine von ihnen geworden. Nun war ich endlich in meiner neuen Heimat angekommen!

Unser See war nicht groß (heute weiß ich, nur 17 ha, und er war damit eher ein Zwerg unter den vielen sehr großen Seen des Kreises Arnswalde). Er hatte eine eiförmige Gestalt, war von Nord nach Süd 550 m lang und von West nach Ost 375 m breit. Im Heimatkundeunterricht erfuhren wir, dass der See ein Relikt der Eiszeit war. Der Eisbrocken eines Gletschers hatte sich tief in den Untergrund gebohrt und war dort getaut. Daher hatte der See ein klares Wasser und war



*Blick auf den See und das Dorf vom Helper Weg im Süden 1985, Blickrichtung nach NNO.  
Es ist die Stelle, an der ich mich bei der Vertreibung Mitte Juli 1945 noch einmal umgeschaut habe. Damals reichte die Wasserfläche bis zu dem Busch in der Mitte des Vordergrundes.*

sehr tief. Am flachen Ostufer lag das Straßendorf mit je 9 Hofstellen zu beiden Seiten der Straße, mit Kirche und Schulhaus auf der Seeuferseite. Das nordwestliche Ufer stieg leicht an zu einem schmalen, sandigen Moränenzug, der vom Wald der Pamminer Klee-Berge gekrönt wurde. Vom 100 m hohen Spitz-Berg hatte man einen freien Blick über Felder und Wiesen. Am Nordhang des Sees bis hinauf zum Pamminer Wald lagen große Ackerflächen, die dem Bauern Johannes Fritz und dem Gut Erlenbach gehörten. Heute sind diese Flächen größtenteils mit Kiefern und Fichten bewachsen

Zwischen die Ackerflächen im Norden schob sich vom See her ein Sumpfgebiet mit Weidenbüschen, Erlen und Birken. Daran grenzten saure Wiesen und trockenes Weideland bis hin zu einem Kiefernwäldchen. Im Westen des Sees zog sich ein saftiges, schmales Wiesengelände hin, das von den Bauern Pehl, Jordan und Nörenberg bewirtschaftet wurde. Hier entwickelte sich in jedem Frühjahr ein vielfarbiges, artenreiches Pflanzenparadies.

Etwas außerhalb des Dorfes, 370 m südlich vom See, am Weg nach Neu-Helpe, wohnte der Schmiedemeister Hermann Butenhoff, der die Fischerei des Sees betrieb. Am Nordufer des Sees hatte er eine Fischerhütte, in der die Netze und Angelgeräte aufbewahrt wurden und wo am Bootssteg zwei Fischerkähne angekettet waren. Er hatte stets ein wachsames Auge auf den See, damit nicht „böse Buben“ an den Kähnen Unfug trieben, was gar zu verlockend war. Im Winter schnitt er das Schilfrohr, so dass die Badestelle am gegenüberliegenden Ufer nicht zuwuchs und die Uferzone sich nicht verbreiterte. Heute, nach über 60 Jahren wächst der Schilfgürtel von allen Seiten verwildernd in den See hinein, und die Wasserfläche ist erheblich kleiner geworden.

Anfang März begann in Zägensdorf allmählich der Frühling. Die Luft war klar und rein, die Sonne schien oft von einem wolkenlosen Himmel und ließ die letzten Reste des Winters dahinschmelzen. Gespanne trabten durchs Dorf, und auf den Äckern begann die Frühjahrsbestellung. „Märzenstaub bringt Gras und Laub“, lautete eine alte Bauern-Wetterregel. Der Mittagshimmel spiegelte sich in der glasklaren Fläche des Sees. Eines Morgens sah man auf dem kräftigen Blau des Wassers das weiße Gefieder eines Schwanepärchens, das hier Jahr für Jahr einige Tage Rast machte auf dem Weg in die östlichen Brutgebiete. Sie waren die ersten und zuverlässigsten Frühlingsboten. Manchmal zogen noch Sturm- und Regenschauer über das Land und hüllten es in tristes Grau, aber wir wussten, „und dräut der Winter noch so sehr, es muss doch Frühling werden!“ Wildgänse flogen in geordneten Formationen nach Nordosten, und bald war die Luft erfüllt vom Trompeten der Kraniche. Im Schilfgürtel des Sees wurde es lebendig: Wildenten gingen auf Partnersuche und bauten Nester für ihre Gelege. Auf den Wiesen ließen sich Scharen von Kiebitzen nieder, und „die Lerche schwingt sich in die Luft“ (E. Geibel). An den Straßenrändern, unter Sträuchern und Hecken leuchteten die gelben Sterne von Scharbockskraut, und an einigen Stellen blühten Schlüsselblumen und Gänseblümchen. Im Nahbereich der Uferzone blühten Polster von Sumpfergissmeinnicht und die kräftigen Sumpfdotterblumen. Nach und nach kehrten die Zugvögel zurück, und an den heller werdenden Abenden sangen die Amseln von den Hausdächern ihre fröhlichen Gesänge.

Nun gab es für mich auf den Bauernhöfen die ersten wolligen, weichen Küken zu bestaunen, die unter dem breiten Gefieder der Glucke hervorkamen. Wir sammelten zarte Löwenzahn- und Brennesselblätter, die, fein gehackt und mit gekochtem Ei gemischt, an das junge Federvieh verfüttert wurden. In den Ställen wurden Kälbchen geboren, die wir an unseren Fingern saugen ließen. So lernte ich die häuslichen Pflichten und Freuden der Dorfkinder kennen und teilen.

Vor Ostern begann in allen Häusern das Großreinemachen. Wir Kinder harkten und fegten die Steige im Garten und den Hof. Dann wurde bei Nachbar Bergemann der Backofen am See mit Strauchwerk geheizt, und ich sah zu, wie die Brotlaibe in den weißglühenden Ofen hineingeschoben und später knusprig und duftend herausgezogen wurden. Dann durften auch wir unsere Bleche mit Streusel- und Butterkuchen hineinschieben. Aus dem Wald holten wir weiche Moospolster und bauten damit Osternester im Garten. Wie freute ich mich, wenn ich die Hasen über das Feld laufen sah! Oh, du selige Kinderzeit!

Anfang Mai kehrten die Schwalben zurück und bauten Nester in den warmen Kuhställen. Bald sah man sie sitzen und brüten, und schließlich ragten kleine offene Schnäbelchen über den Nestrand, die von den eifrig hin- und herfliegenden Eltern gefüttert wurden. Mein Vater hatte sich einen Bienenstock von Meister Butenhoff besorgt und ließ sich von ihm in die Geheimnisse der Imkerei einführen. Meine Mutter holte sich bei den Nachbarn Anregungen zum Anlegen eines Gemüsegartens und tauschte mit ihnen Pflanzen für den Blumengarten. So wurde Zägensdorf auch für meine Eltern zur Heimat für knapp 12 Jahre.

Eines Mittags stand auf dem Telegrafmast neben unserem Haus ein Storch, legte den Kopf in den Nacken und klapperte fröhlich in den sonnigen Tag hinein. Auf Nachbar Bergemanns Scheunendach baute er auf einem Wagenrad sein Nest aus, das bald mit einer Familie besetzt war. Es gab noch einige Storchennester im Dorf, und nun sah man die Störche in ihrer stolzen Haltung in den Wiesen am See auf Nahrungssuche. Heute gibt es ein Storchennest auf dem Kirchendach. Ich habe mich gefreut, bei meinem ersten Besuch in Zägensdorf nach 40 Jahren wieder Störche anzutreffen - sie gehören mit zu unseren Heimerinnerungen.

Auf den Äckern waren die Saaten aufgegangen und bedeckten die Erde „mit ihrem grünen Kleide“. Der See glänzte wie frisch geputzt. Blesshühner, Haubentaucher und Wildenten zogen ihre Bahnen auf der glatten Wasserfläche. In den Gärten blühten Obstbäume und Fliederbüsche. Jeden Morgen sangen die Vögel etwas früher und machten den Hähnen im Dorf Konkurrenz.

Wir Kinder prüften barfuß die Temperatur des Wassers. Eines Tages entdeckten wir in den Binsen und den jungen Schilfröhren Froschlaich und bald die ersten Kaulquappen. Schmal und flink wie Fischlein schossen sie aus dem Dickicht der Uferpflanzen hervor. Wir formten die Hände zu einer Muschel und fingen sie ein, ließen sie eine Zeitlang zappeln und dann zurückgleiten ins Wasser. Täglich veränderte sich ihre Gestalt: der Körper wurde größer und dicker, der schmale Schwanz fiel ab, und es wuchsen Beine mit winzigen Zehen. Eines Tages hüpfen kleine Frösche durchs Ufergras. Wenn wir ganz still im Wasser stehen blieben, umkreisten uns Schwärme silbriger Fischlein. Es gelang uns kaum, sie zu fangen, blitzschnell schos-

sen sie im klaren Wasser davon. Aus der sumpfigen Uferzone des Sees gruben wir mit den Händen Wurzelstöcke und junge Sprosse von Kalmus aus. Die zart-rosa Triebe dufteten süßlich-herb, und man konnte sie sogar essen. So nahm ich den Frühling am See mit allen Sinnen wahr - sehend, hörend, fühlend, riechend und schmeckend. Auch der erste Kuckucksruf aus den Wäldern gehörte in jedem Jahr zur freudigen Überraschung. „Lieber Kuckuck, sag mir doch, wieviel Jahre leb ich noch?“ sangen wir Kinder, aber wir vergaßen das Zählen.

Anfang Juni eröffneten wir Dorfkinder die Badesaison. Das war ein Planschen und Prusten, ein Spritzen und Necken, bis sich die Mutigsten in das noch kalte Wasser warfen! Jeder von uns hatte ganz allein schwimmen gelernt. Wir Kleinen machten die Armbewegungen der Großen nach, stießen uns wie beim Rollerfahren vom Boden ab, bis uns eines Tages die ersten Schwimmzüge gelangen. Da wir täglich ins Wasser gingen, hatten wir das Schwimmen im Laufe eines Sommers gelernt. Der Zägensdorfer See war nicht ungefährlich. Zuerst ging es flach, allmählich tiefer werdend auf sandigem Boden ins Wasser hinein. Nach ca. 20 m fiel der Boden stark ab. Zur äußeren Orientierung hatte man rechts und links die Schilfuferzone, die abrupt endete. Ein schmaler Streifen von Schwimmpflanzen, dem Wasserhahnenfuß, bildete eine natürliche Barriere. Wenn man diese durchschwommen hatte, kam man in herrlich klares, weiches Wasser über dunklen Tiefen.

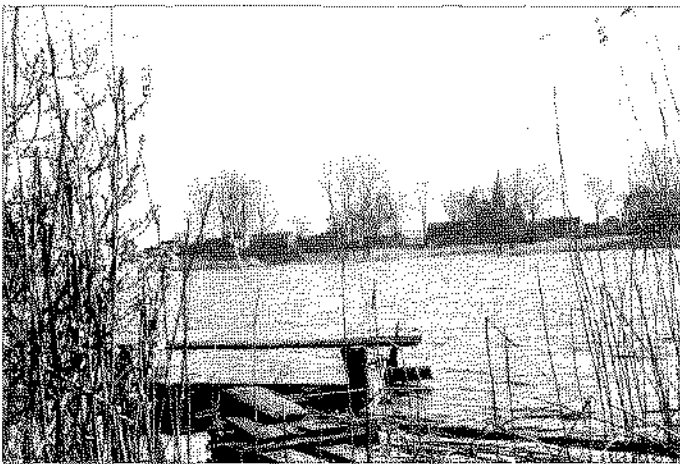
An Sonntagen war kein Kind auf der Straße oder am See. Alle bekamen Besuch aus den Nachbardörfern oder fuhren zu ihren Verwandten dorthin. So unternahm meine Eltern mit mir stets einen ausgedehnten Sonntagsspaziergang.

Im Frühling und Sommer wanderten wir um den See und entdeckten von Woche zu Woche etwas Neues. Von der Badestelle aus gingen wir rechts den grünen Uferstreifen entlang, vorbei an dem Backhaus von Schröder, das unter Eichen verborgen lag. Nun erreichten wir das offene Wiesengelände. Gleich am Anfang gab es eine Stelle, an der das Gefleckte Knabenkraut wuchs, eine kleine Orchidee. Sie steht unter Naturschutz, und wir betrachteten sie jedesmal mit Ehrfurcht. Ein Stück weiter in Richtung des Sumpfgeländes blühte im Frühsommer eine große Fläche mit Wollgras. Auch diese Pflanzen waren geschützt, ebenso wie die Wasserschwertlilie und die hohe Schwanen-

blume, die mit ihren zartrosa Blüten aus dem Schilfgürtel hervorleuchteten. Auf gewundenen Pfaden, den Fußstapfen des Vaters folgend, durchquerten wir dann das Sumpfgelände, vorbei an silbrigen Weidenbüschen, dunklen Erlen und niedrigen, hellen Birkensträuchern. Hier war ein Vogelparadies von Sing- und Wasservögeln.

Wir übersprangen den Wassergraben, der den See nach Norden hin verließ und, am Gut Erlenbach vorbei, auf Reetzer Gebiet dem Neumühlen-Fließ in Höhe des Vorderen Puvahl-Sees Wasser zuführte, und gelangten durch saure Wiesen auf leicht ansteigendem Pfad auf den Wirtschaftsweg, der nach rechts (nach Norden) zum Gutshof Erlenbach, nach links (nach Süden) zum Pamminer Weg rührte. Hier bildete eine auslaufende Zunge des Moränenzuges das Seeufer, und wir fanden eine ganz andere Pflanzenwelt vor: ein Trockenbiotop mit kurzen, harten Seggen und Gräsern, Hirtentäschelkraut, Hungerblümchen, die gelben Katzenpfötchen, den weichen Hasenklée und viele Kratzdisteln. An Blumen gab es außer den Grasnelken, den zarten Glockenblumen und dem gelben Habichtskraut zwei naturgeschützte Besonderheiten: das Tausendgüldenkraut und die Küchenschelle; bei jedem Spaziergang bestaunten wir das Wachsen und Blühen dieser besonders schönen Blumen.

Am Steilufer dicht am See gab es einen großen Steinhäufen, auf dem die Bauern im Frühjahr die auf den Äckern gesammelten Feldsteine abluden. An dieser Stelle machten wir Rast und konnten an warmen Tagen Eidechsen beobachten, die sich auf warmen Steinen sonnten. Von hier aus hatte man einen besonders schönen Blick über den See auf die roten Ziegeldächer des Dorfes. In der Mitte erhob sich der schmale Kirchturm, der das schmucke Dorf weit überragte. Während die Eltern hier verweilten, lief ich die Böschung hinunter zur Fischerhütte, die man über einen Steg erreichte. Welch ein Erlebnis, von oben herab auf das Wasser sehen zu können, auf bemooste Steine, die auf sandigem Boden lagen, auf lichtdurchflutetes Wasser, Fäden von Algen und anderen Wasserpflanzen! Unter diesen Steinen lebten auch Krebse. Am Ufer lagen im Frühsommer die beiden Fischerkähne, kieloben, frisch geteert. Am Ufer standen Weidenbüsche, die im April mit dicken gelben Staubkätzchen besetzt waren, in denen Bienen summten. - Auf einem Trampelpfad am Seeufer entlang kamen wir in den Wiesenbereich im Südwesten des Sees. Hier breitete sich ein wahres Blumenparadies aus, das uns von Woche zu Woche stets neu überraschte! Im Mai waren die Wiesen übersät vom zart-lila Wiesenschaumkraut und den kräftig gelben Löwenzahnblüten. Von Tag zu Tag wurde das Gras höher und kräftiger. Vater lehrte mich, die wichtigsten Arten zu unterscheiden: das Silbergras, Straußgras, Knäulgras, Rispengras, Kammgras, Honiggras und den Wiesenfuchsschwanz. Er erklärte mir die Grasblüte und ermahnte mich, nicht von dem schmalen Trampelpfad abzuweichen, da die Gräser bald als wertvolles Viehfutter abgemäht werden würden. Aus dem üppigen Grün der Gräser erhoben sich kräftig bunte Wiesensblumen, wie Wiesenglockenblumen, gelber Hahnenfuß, violette Flockenblumen, die Kuckuckslichtnelke, Margeriten, Storchschnabel, und über allen erhoben sich die filigranen Doldenblüten des Wiesenkerbels und Bärenklaus. Die Grillen zirpten, und Schmetterlinge flatterten von Blüte zu Blüte: Pfauenaugen, Schwalbenschwänze, Zitronenfalter, Großer und Kleiner Fuchs und die Bläulings-Arten. Am Wasser



*Blick über den See auf das Dorf vom Nordwesten, April 2001. Im Vordergrund die Reste der Fischerhütte. Am gegenüberliegenden Ufer die Badestelle mit einem schmalen natürlichen Sandstrand.*



*Blick auf die Kirche und das Schulhaus rechts, 30. 4. 2001. Vor 1945 hatte man von unserer Wohnung im Schulhaus einen freien Blick auf den See.*

blühten das Weidenröschen, Wasserfenchel, Pfeilkraut und Froschlöffel, und darüber schwirrten blau- und grünschimmernde Libellen und glitzerten in der Sonne. In der letzten Juniwoche wurden die Wiesen gemäht. An den Abenden erklang auf allen Höfen das Dengeln der Sensen. Das Gras wurde in breiten Schwaden von den Mähern niedergelegt. Die Störche stolzierten auf den Wiesenflächen umher und fanden jetzt reichlich Beute. Tagelang breitete sich nun ein köstlicher Duft des allmählich trocknenden Grasses über dem Dorf aus.

Wenn das Korn gelb reifte, pflückten wir auf unseren Spaziergängen Feldblumensträuße aus Kornblumen, Mohn und Kamille und manchmal sogar von Kornraden, die heute zu den großen Raritäten gehören.

Überall summten Bienen, die reiche Sommertracht einbrachten. Im Dorf dufteten die Linden, in den Gärten der Jasmin.

Wir Kinder tummelten uns nun täglich im Wasser und ließen uns zwischendurch auf ausgebreiteten Tüchern und Decken von der Sonne trocknen. Selbst an kühleren Regentagen ließen wir das Baden nicht ausfallen. Besonders schön war es nach einem Gewitterregen, wenn die Luft abgekühlt und das Wasser warm und weich war.

In den Sommerferien war die Badestelle am See von den Reetzern belagert. In langen Kolonnen kamen sie auf Fahrrädern nach Zägensdorf hinauf und veranstalteten ein fröhliches Klingelkonzert, wenn sie von der Dorfstraße abbogen in den schmalen Weg zum See. Sie breiteten ihre Decken am Ufer aus, hatten Picknickkörbe dabei, Bälle und Reifen und es entfaltete sich ein fröhliches Leben am See. Wir Dorfkinder hielten uns zurück und beobachteten das muntere Treiben. Wenn sie gegen Abend aufbrachen und klingelnd davonfuhren, gehörte der See uns wieder allein. Wir schwammen weit hinaus, ließen uns über der schwarzen Tiefe vom Wasser tragen, sahen Fische neben uns aufspringen und Schwalben über uns hinwegziehen. Nach Sonnenuntergang kamen die jungen Leute an den See, um sich nach der Feldarbeit zu erfrischen. Sie entzündeten ein Lagerfeuer und saßen dort lange beisammen. In den Häusern waren die Fenster weit geöffnet, und die Abendkühle drang vom See her in alle Räume. Schwalben kreischten, und Fledermäuse flatterten schalzend durch die Luft.

Mit dem Ende der Sommerferien wurde es am See ruhiger. Wir aber genossen das tägliche Schwimmen oft bis in den September hinein. In den Gärten blühten

Phlox und Dahlien in kräftigen Farben. Auf allen Höfen duftete es nach kochendem Pflaumenmus. Gurken wurden in Dill, Weinblättern und Essig eingelegt, Kohl zum Bereiten von Sauerkohl geschnippelt. Während wir Mädchen im Haushalt und Garten beschäftigt waren, trieben die Jungen unter munterem Hundegebell Kuhherden durchs Dorf auf die Stoppelfelder, wo Weißklee und Futterkräuter Nahrung boten. Störche und Schwalben waren in den Süden gezogen.

Unsere Sonntagsspaziergänge unternahmen wir jetzt in den Wald. In den „Kleinen Fichten“ nahe dem Erlenbachschen Gut gab es Pfifferlinge, und in dem angrenzenden Buchenwald fanden wir Steinpilze. Im Pamminer Wald gab es Birkenpilze, Butterpilze und Rothäubchen. Am Waldrand leuchteten Fliegenpilze, standen hohe Schirmpilze. Die Kartoffelboviste am Wegesrand durften wir zertreten, weil die Sporenwolke die Verbreitung der Pilze sicherstellte. Auch Brombeeren naschten wir unterwegs.

Nun wurden die Tage immer kürzer. Die Gespanne kehrten früher auf die Höfe zurück, und so gehörte die Dorfstraße uns Kindern. Während das Abendrot noch lange den Himmel über dem Pamminer Wald erleuchtete, spielten wir Völkerball, Schlagball und Treibball, bis die Dämmerung hereinbrach. Aus den Wiesen stiegen Nebel auf, und bald stand der Mond hinter den Pappeln vor Fritzes Grundstück. Im Garten waren die Birnen und Äpfel gepflückt, und es duftete nach frisch umgegrabener Erde.

Das Dorf bereitete sich auf ein großes Fest vor, das Erntedankfest. Wir Kinder trugen von den Höfen besonders große und schöne Früchte herbei: Kürbisse, Kohlköpfe, Kartoffeln, Getreidegarben, die an den Kirchenaltar gebunden wurden, und viele schöne, leuchtende Herbstblumen, mit denen meine Mutter den Altar schmückte. Zum Festgottesdienst waren alle Plätze in der Kirche besetzt, die Männer rechts, die Frauen links. Im Patronatsgestühl saß die Familie des Gutsbesizers, die mit einer schwarzen Kutsche vorfuhr. Kräftige Jungen halfen dem Kirchendiener, Schuster Wilhelm Jabs, die Glockenseile ziehen und den Blasebalg der Orgel treten, denn mein Vater zog alle Register und brauchte beim Orgelspielen viel Luft. Es war stets ein würdiger Festgottesdienst! Am Abend fand im Gasthaus Hartwig der Ernteball statt. Es gab Kartoffelsalat und Würstchen. Wir Kinder tranken grüne und rote Brause und ließen uns von der Fröhlichkeit der Erwachsenen anstecken.

Von nun an war der See oft in eine zähe, milchigweiße Nebeldecke eingehüllt. Das Schilfrohr wurde gelb,



*Zägensdorf im April 2001. Blick vom Nordwest-Seeufer über den See und das Dorf.*



und kräftige, dunkelbraune Rohrkolben, Bumskeulen, ragten daraus hervor. Herbststürme und Regenschauer zogen über das Land und rissen die bunten Blätter von den Bäumen. Die Wasserfläche des Sees war grau und aufgewühlt, schaumgekrönte Wellen schlugen mit Brausen ans Ufer. Wir warteten auf den ersten Frost, auf die erste zerbrechliche Eiskruste, auf die ersten Schneeflocken und auf die kommenden Winterfreuden.

Vor Weihnachten begann das Schlachten im Dorf, es duftete nach kochenden Fleisch- und Wurstkesseln. Auch den Gänsen ging es an den Kragen. Wenn der erste Schnee fiel, holten wir unsere Schlitten hervor und ölten die Gewinde der Schlittschuhe. In den Weihnachtsferien war das Eis auf dem See gewöhnlich haltbar, und so wurde der See wieder unser täglicher Treffpunkt. Die Straße nach Reetz war oft von Schneewehen verschüttet und musste freigeschaufelt werden. Hohe Schneeberge türmten sich an den Straßenrändern auf, und es machte Spaß, darauf herumzuklettern. Manchmal brach man ein und versank bis zu den Schultern im Schnee. Wenn die Bauern mit den Pferdeschlitten zum Einkaufen nach Reetz fuhren, durften wir unsere Schlitten anhängen und uns ein Stückchen mitziehen lassen. Abends saßen wir mit roten Wangen und steifgefrorenen Hosen und Handschuhen am warmen Kachelofen. Aus der Backröhre dufteten die Bratäpfel.

Im letzten Winter lag eine bedrückende Unruhe über unserem Dorf. Unheilvolle Nachrichten gingen in Flüsterpropaganda durch die Häuser, verunsicherten und ängstigten die Menschen. In Reetz waren ab Mitte Januar die Straßen verstopft mit Flüchtlingstrecken, und

wir lasen die Namen der Heimatorte weiter aus dem Osten. Es gab kaum noch Brot zu kaufen. Einige Flüchtlingswagen mit erschöpften, halb erfrorenen Menschen, Frauen und Kindern, Alten und Kranken kamen nach Zägensdorf. Sie wollten keinen Kilometer mehr weiterziehen. Die Temperaturen sanken auf minus 20 Grad, und der Mond stand über einer glitzernden Winterlandschaft. Der See war zugefroren. Wir Menschen waren von einer nie gekannten Winterstarre erfasst worden, aus der uns kein Kriegslärm aufrüttelte - bis plötzlich am 6. Februar 1945 die Russen in unser friedliches Dorf einfielen und es in wenigen Stunden in ein Militärlager verwandelten. In den folgenden Tagen, Wochen und Monaten ging es für jeden von uns um das tägliche Überleben. Wir nahmen die Landschaft, den See in ihrem täglichen und jahreszeitlichen Wandel nicht mehr wahr. Mitte Juli 1945 mussten wir unser Heimatdorf verlassen. Es war hohe Mittagszeit; die Sonne brannte vom Himmel, als wir mit unserer letzten Habe bepackt den Feldweg nach Neu-Helpe zur Arnswalder Chaussee entlangzogen. An der Schmiede von Butenhoff blickte ich ein letztes Mal zurück:

Da lag der See, strahlend blau in der Mittagssonne, inmitten von grünen Wiesen und goldgelben reifenden Getreidefeldern. Über den roten Ziegeldächern und grünen Baumwipfeln grüßte uns zum Abschied der schmale, schlanke Kirchturm.

Dieses friedliche Bild habe ich bis zum heutigen Tag in meinem Gedächtnis bewahrt. Mit ihm verknüpft ist die Erinnerung an unbeschwerte, fröhliche Kindertage, an eine glückliche Kindheit in **Zägensdorf am See**.



Heimatgruß-Rundbrief Arnswalde  
z. Hd. Frau Ruth Paetzold  
Marienbader Weg 13  
38640 Goslar  
Tel.: (05321) 2 35 58

Konten:  
Postbank Hannover (BLZ 250 100 30)  
Konto: 543195301  
Volksbank e.G. Seesen (BLZ 278 937 60)  
Konto: 300589501

### BESTELLSCHEIN HEIMATGRUSS-RUNDBRIEF

Hiermit bestelle ich den „HEIMATGRUSS-RUNDBRIEF“ für die ehemaligen Kirchengemeinden des Kreises Arnswalde. Lieferung vierteljährlich.

Den Unkostenbeitrag von EURO 26,00 jährlich überweise ich auf eines der o. g. Konten.

Vor- und Zuname: ..... geborene .....

geb. am ..... in .....

Beruf: ..... Tel: .....

Straße ..... PLZ, Wohnort .....

Letzte Heimatanschrift .....

.....  
(Ort, Datum, Unterschrift)

## Fahrt in die Vergangenheit und Zukunft

Irmgard Ludwig, Kolpingweg 11, 38642 Goslar

In diesem Jahr 2005 gibt es viel Gedenken an das Kriegsende 1945. 60 Jahre sind darüber hinweggegangen. Vielleicht war das der Anlass dafür, dass bei mir der Wunsch entstand, nach 60 Jahren meinen Geburtstag wieder in Marienwalde (jetzt Bierzwnik) zu erleben.

Und so geschah es: An meinem Geburtstag fuhren wir, mein Mann, ein befreundetes Ehepaar und ich in Hohenwutzen über die Grenze nach Polen, weiter über Königsberg (Chojna), Bad Schönfließ (Trzcinsko Zdroj), Soldin (Mysliborz). Eine schöne, hügelige Landschaft mit Obstplantagen, Feldern, Wiesen, Seen. Unsere Straße führte uns nach Berlinchen (Barliniek), Bernstein (Pelczyce), Kranzin (Krzecin) Sellnow (Zieleniewo). Die Gegend ist wenig bewohnt, und durch das Bild der Weite kann man so viel Himmel sehen.

Dann kamen wir an Falkenhorst vorbei und zu dem schönen Gehöft Buchenau (Bukowo) der Familie Stezalski (früher Busse), wo wir so freundlich empfangen wurden und uns gleich wohlfühlten (die vorher gebuchten 2 Übernachtungen erweiterten wir dann am nächsten Tag auf 4).

Die Familie Stezalski betreibt Agrartouristik (Ferien auf dem Bauernhof), jedoch ohne Tierhaltung - wenn man von den Hunden, den Fischen und Fröschen im Weiher und den beiden „Hausstörchen“ einmal absieht. Und sie hat Pläne zur Erweiterung. Auf jeden Fall soll das Leben mit den Gästen „unter einem Dach“, quasi der Familienanschluss, erhalten bleiben -



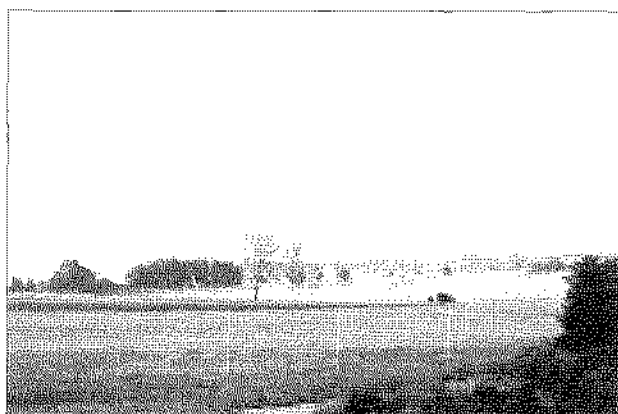
Alte Eiche im Marienwalder Wald am Weg nach Kühnemühle (Kine Mile)

und ein „sanfter Tourismus“ geführt werden. Mehrere Fahrräder stehen zur Verfügung, Angelscheine werden auf Wunsch besorgt und Bootsfahrten auf einem der herrlichen Waldseen sind auch möglich - und mehr.

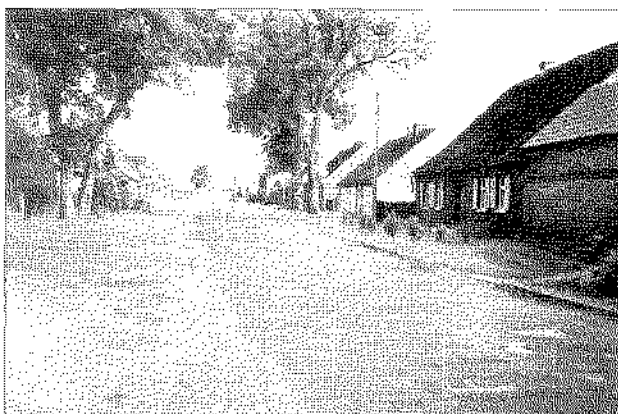
Nicht zu vergessen: Ein großes Lob und Dank der Köchin! Frau Stezalski bereitet leckere Mahlzeiten und Kuchen, und am liebevoll gedeckten Tisch schmeckt es besonders gut. Wer abnehmen will, sollte das auf später verschieben.

Von unserem schönen Zimmer (mit Dusche und WC) geht der Blick über Wiesen und Felder, Büsche und Baumgruppen zur Hütte (heute Ploszkowo), das Vordorf von Marienwalde, wo ich geboren worden bin. Entfernung von Buchenau ca. 2 km. Aber nun will ich gleich aufbrechen zum Ort meiner Vorfahren, zu unserem Grundstück, auf dem ich den ersten Teil meiner Kindheit erlebte. Meine Blicke schweiften über die Wiesen, Felder - Orientierungssuche. Sah es so damals vor unserer Flucht aus? Hat sich die Landschaft verändert? Wo war unser Wiesenstück, das Rübenfeld? Bei mir gibt es nur einzelne Erinnerungsbilder, ich war noch zu klein, um mir einen Gesamtblick einzuprägen. Die ersten Häuser - welche Armut! Häuser, die ich vermisste, die es nicht mehr gibt, Häuser in bejammernswertem Zustand, ein hässlicher Neubau, ein altes Haus mit neuer Holzverkleidung. Und ich erzähle meinem Mann und unseren Freunden von „damals“, als wir hier lebten, eigene Erinnerungen und Erzählungen meiner Mutter und meiner Geschwister, die alle älter sind als ich. Georg (Öhlke) war zum Kriegsanfang 20 Jahre alt und hat die weitesten Erinnerungen.

Unser 1945 abgebranntes Haus (Stavenow/Öhlke) hatte ich noch nach dem Brand gesehen, bleibende Eindrücke. Jetzt stehen dort kleine Fichten, Büsche,



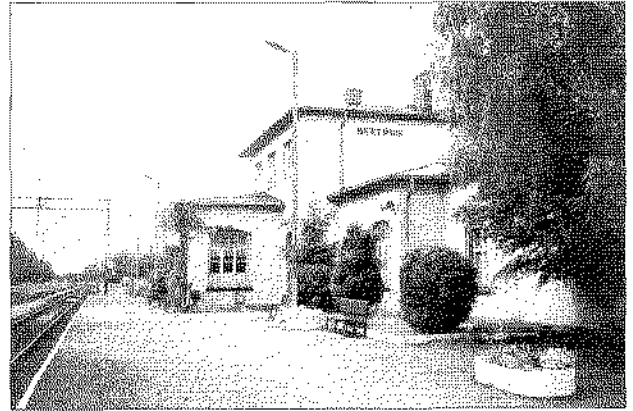
Blick von Buchenau zum Ortsteil Hütte/Marienwalde am frühen Morgen.



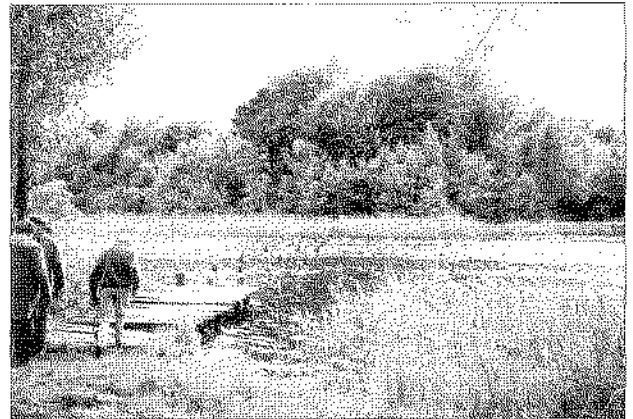
Reierort



*Kirche in Althütte*



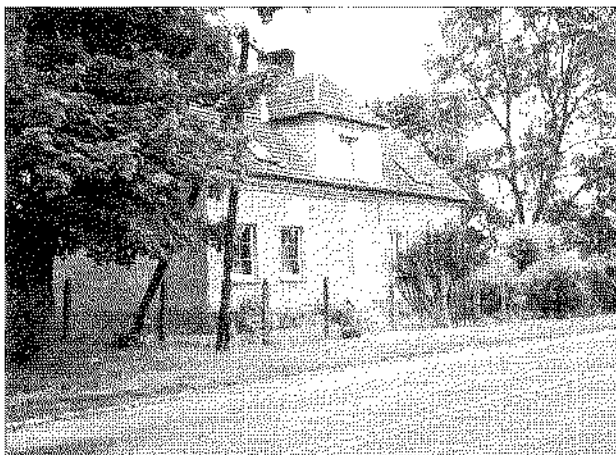
*Bahnhof Marienwalde*



*Am Barmdeich-See, früher führte hier eine Brücke zur anderen Seeseite, heute sind nur noch Reste da.*



*Grundschule Stavenow/Otto Oehlke, rechts das Gebäude ist das ehemalige Haus Schmidt (oben wohnte auch eine Familie Oehlke)*



*Haus Damman heute in Hütte/Marienwalde.*



*Alter Stein-Wegweiser „Roskaten 1,6 km“. Es wurde wohl versucht, den Namen auszukratzen.*

weitere Bäume sind auf dem Grundstück gepflanzt. Die Stallgebäude sind weiß gestrichen, von unserer Scheune ist das Holz zum Teil gestrichen. Blumen, Federvieh, Hundegebell - Leben heute. Der polnische Besitzer gibt sich Mühe, ein ländliches dörfliches Anwesen zu pflegen und zu erhalten.

Ein Mann in Arbeitskleidung betritt das Grundstück durch die Pforte. Über den Zaun hinweg spreche ich ihn an, wir kommen ins Gespräch. Er spricht etwas Deutsch, weil er 5 Jahre in Deutschland gearbeitet hat, doch irgendwann hat er sich entschlossen, nicht weiter in Deutschland zu arbeiten, er will lieber hier, zu Hause, sein. Vor 50 Jahren ist er in dieses Dorf gekommen, hat hier eine neue Heimat gefunden. „...in Polen alles schlecht, keine Arbeit“, sagt er. Er ist arbeitslos, lebt von Gelegenheitsarbeiten. Seine Frau hat eine Arbeitsstelle. Sie wohnen in unserem ehemaligen Nachbarhaus (Schmidt/Oehlke) und besitzen unser ehemaliges Grundstück dazu und das von Stavenows. Ob auch die ganzen Gärten, weiß ich nicht.

Beim Abschied lege ich meine Hand auf seine und wünsche ihm, dass er immer glücklich hier sein möge. Nach einem kleinen Rundgang zu den anderen Häusern setzen wir unseren Weg fort ins „Dorf“.

Ich kann mich an große Bäume, an Häuser erinnern, die es nicht mehr gibt. Da und dort wird etwas renoviert, verändert, die ehemalige Gärtnerei liegt brach. An der Ecke zum Kloster ein hässlicher kioskartiger Bau. Die Fenster sind mit Eisenstäben geschützt, ebenfalls die Tür.

Ganz anders das Klostergelände. Da spürt man hoffnungsvolles Leben. Es wird gebuddelt, erneuert, Pläne sind ausgestellt. Das Zisterzienserkloster von Ende des 13. Jahrhunderts soll wiederhergestellt werden, die Wiederaufbauarbeiten begannen 1992. Zwei freundliche Damen bitten uns ins Innere der Gebäude. Wir bemühen uns, uns zu verständigen, eine von ihnen spricht ein paar deutsche Wörter. Als sie verstanden haben, dass ich dort in der Kirche getauft worden bin, führt uns die eine der Frauen in die Kirche, bleibt ein wenig, lässt uns dann allein. Und das Bild des (wohl letzten) Weihnachtsgottesdienstes mit den brennenden Lichtern am Tannenbaum taucht wieder vor mir auf. Wir bekommen Prospekte geschenkt, erstellt von B. Stolpiak und Teresa Swiercz, teils in deutschen Übersetzungen. Und Kartenmappchen mit grafischen Darstellungen mehrerer Zisterzienseranlagen und Kapitellen des Klosters Marienwalde, von Teresa Swiercz. Für all die freundliche Zuwendung bedanken wir uns herzlich. Ich versuche es mit „bardzo dziekuje“, was die Damen freut und die dunkelhaarige veranlasst, mich in den Arm zu nehmen. Darüber freue ich mich nun wieder sehr.

Als wir unser Kloster-Erlebnis später unserem Herrn Stezalski erzählen, „klärt dieser uns auf“. Die beiden Damen waren Barbara Stolpiak, Rektorin des Forschungsinstituts für Urgeschichte der Universität Posen und die Grafikerin Teresa Swiercz. Letztere hat alle grafischen Darstellungen der Klosteranlage gestaltet und „buddelt“ dort seit ca. 10 Jahren.

Am Abend sehen wir die Damen kurz in unserer Pension wieder, als sie sich von der Familie Stezalski verabschieden. Sie haben am Wochenende vor unserer Ankunft hier gewohnt. Am Wochenende hat nämlich ein großes Forum mit über 100 Leuten im Kloster getagt. Es ging um einen westpommerschen Zisterzienser-Wanderweg, der bis nach Bad Doberan und Chorin/Brandenburg führen soll. Dazu muss man wissen, dass nicht alle Zisterzienser-Klosteranlagen

heute in kirchlichem Besitz sind, sondern einige auch in privatem oder kommunalem.

Doch zurück zu unserer Wanderung durch Marienwalde. Um den Küchensee herum geht es zur Schule, die durch Anbauten verändert, leider nicht verschönert (nach unserer Ansicht) worden ist. Dann zum sorgfältig gepflegten alten Friedhof, wo jetzt tote polnische Menschen mit toten deutschen Menschen gemeinsam ruhen. Der Tod macht uns alle gleich.

Auf dem Rückweg streifen wir durch den kleinen Park des ehemaligen Klostergrundes - etwas Farbe durch Blumen würde ihn freundlicher machen. Sicher gibt es einen Grund, warum dies nicht geschieht - eine finanzielle Frage?

Am Abend dieses denkwürdigen, besonderen Geburtstages denke ich über das Erlebte nach, spüre ihm nach. Zur Realität gewordenen Geheimnis Heimat. Da gibt es wenig Wehmut, nur Erstaunen und Freude. Damals mit 6 bzw. 7 Jahren war ich wohl noch zu jung, meine Wurzeln waren noch nicht so stark verankert durch prägende Erlebnisse pp. Als sie herausgerissen wurden, blieben noch keine tiefen Wunden und Schmerzen. Außerdem bin ich, wie wohl die meisten Menschen, mehrmals im Leben „umgepflanzt“ worden.

Die nächste Zeit wird die Gefühle sortieren, ordnen, die suchenden, verstehenden Blicke, die dieses Land aufnehmen, werden ihm den heutigen Platz geben:

Kindheit versinkt in Vergangenheit,  
aufgehoben, eingebettet in diese Zeit,  
gestern war gestern und heute ist heute.

Unser lieber Herr Stezalski hat sich sehr bemüht, uns zu helfen, Orte aufzuspüren, die ich sehen wollte. Wir sind nach Arnswalde gefahren, wo wir u.a. mit seiner Hilfe in der Bibliothek versuchten, alte Unterlagen über Marienwalde zu finden. Leider vergeblich.

Durch gute lange Gespräche mit Herrn Stezalski erfahren wir viel über die heutigen Verhältnisse in Polen, den Kampf um einen Arbeitsplatz und Verbesserung der Lebensverhältnisse.

Wir haben mit ihm gemeinsam die Stelle Roskaten gefunden, wo der Wald die Reste des Gutes überdeckt, aber wir die Spuren der Gebäude entdecken konnten: Teile von Futtertrögen, Ringe, an denen die Tiere befestigt waren, Scherben von Hausrat, Steine der Mauern usw.

Auf dem Hinweg rasten zwei dicke Wildschweine in einiger Entfernung an uns vorbei, auf dem Rückweg stand auf einer kleinen Lichtung ein Reh.

Wir fuhren durch Marienwalde, betraten den Supermarkt, wo man alles bekommen kann, was man braucht, vor allem auch viele westliche Waren. Auffällig auch die vielen arbeitslosen Männer, die irgendwo zusammenstanden. Dann kamen wir zum Bahnhof, weiter zum Barmdeichsee, zum Staritzsee und andere Orte.

An einem Tag gingen wir Vier allein zum Niedstubbensee und um ihn herum. Und ich badete in diesem herrlichen See, in dem schon meine Geschwister gebadet hatten.

Der schöne aufgeräumte und gepflegte Mischwald gefiel uns sehr, und wir sahen viele alte Bäume, die schon zu „unserer“ Zeit dort gestanden haben mussten. Die ersten kleinen Pfifferlinge, an den Sträuchern unreife Blaubeeren.

Eine Autofahrt führte uns nach Hagelfelde, Bernsee, Althütte, Langenfuhr bis zum Nationalpark Dragepark, polnisch: Drawieski Park Narodowy, dann zurück über Regenthin, Lämmersdorf, Kreuzung





*Niedstubbensee, Marienwalde*

Woldenberg-Marienwalde.

Eine andere Fahrt ging über Sellnow, Berkenbrügge, Kölpin, Neuwedell, in Fürstenu über die Brücke, die über die „wilde Drawa“, Drage, führt, dann Nemischhof, Zatten und wieder Regenthin pp. nach Marienwalde zurück.

Nun kenne ich schon ein wenig mehr Landschaft meiner Kindheit, wobei ich nicht weiß, an welchen Orten ich damals war. Ein letzter Spaziergang zu den Wiesen - mit „Storchbegleitung“ in angemessener Entfernung - und Froschkonzert. Eine schöne Färbung des Abendhimmels über Falkenhorst (Landwirtschaft: Kühe, Hühner - unsere Frühstückseier - Getreide pp.) Eine angenehme Stille.

Als ich sehr früh am letzten Tag aufwache, liegt Nebel über der Landschaft, den Wiesen. Langsam tauchen die kugeligen Büsche und die Bäume auf.

In den Nächten haben uns zwei freilaufende Hunde auf dem Hof, zwei Hunde im Keller bewacht und Hund Mischek unser Auto in der großen Werkstatt.

Nach dem reichhaltigen Frühstück sagen wir der freundlichen Familie Stezalski „Auf Wiedersehen“. Ich hoffe, wir können noch einmal wiederkommen.

Diese „Fahrt in die Vergangenheit und Zukunft“ im Juni 2005 ist eine Bereicherung meines Lebens, und ich freue mich, an diesem Platz geboren zu sein.

P. S.: Ich danke allen herzlich, die mir telefonsich und schriftlich durch Hinweise und Informationen geholfen haben, diese Reise vorzubereiten. *Irmgard Ludwig*



## Hochzeit Ernst Kahl und Marlies König etwa 1929 im Arnswalder Schützenhaus

Von Doris Sowada, geb. Falbe (Klosterfelde), 31061 Alfeld, Oberer Katthaggen 25

Da taucht aus dem Nachlass meiner Mutter Lena Falbe, geb. Quade, Lehrersfrau aus Klosterfelde, ein altes Arnswalder Hochzeitsbild auf, und ich gebe wider, was mir meine Mutter dazu erzählt hat, der Bräutigam war ihr Kusine.

Die Braut, Marlies König, war das einzige Kind des Ehepaars König; Karl König verkaufte „Material- und Kolonialwaren und Delikatessen“ in der Steintorstraße 4 a. Der Vater des Bräutigams, er hieß auch Ernst, hatte ein Wäschegeschäft mit angeschlossener

Färberei in der Hohetorstraße 8. Seine Frau Karla unternahm schon in den 20-er Jahren des 20. Jahrhunderts weite Reisen nach Palästina, Rhodos usw., einmal auch nach Amalfi in Italien. Das habe ich mir gemerkt, weil der Name so schön klingt und mir als Kind imponierte.

Das junge Paar hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter Marlies, die etwa 1930 geboren sein muss. Nach der Flucht hatten Kahls ein Bekleidungs-geschäft in Braunschweig und zogen dann nach Kiel. Ernst Kahl starb etwa 1968 und bekam eine Seebestattung. Nach dem Kriege erloschen unsere von Anfang an nicht sehr engen Familienbeziehungen allmählich. Auf dem Foto erkenne ich leider nur meine Großeltern mütterlicherseits: Großvater Franz Quade, mit Schnauzbarth, über der Braut (4. 10. 1872 - 18. 10. 1944 in Regenthin), und rechts von ihm meine Großmutter Else Quade, geb. Reek (11. 6. 1880 - 19. 1. 1958).

## Familie Thielke - Stationen im Kreis Arnswalde: Arnswalde – Marienhof – Geilenfelde – Kölzig – Stolzenfelde (Nm.)

Von Volker Helmut Thielke, Stadtlohnweg 11, D-222, 48161 Münster i. Westfalen

Volker Helmut Thielke, geb. 11. 05. 1971 in Bad Driburg, Kr. Höxter, aufgewachsen in Paderborn, derzeit Student der kath. Diplom Theologie an der Westfälischen Wilhelms Universität in Münster, NRW.

Anfang dieses Jahres habe ich begonnen, eine Familienchronik für unsere Familie zu erstellen. Die Idee dazu war in zahlreichen Gesprächen mit meinem Patenonkel Helmut Karl Thielke gereift. Er, wie be-



*Maximilian & Wanda Thielke, geb. Gramm; Hochzeit Kranzin, Kr. Arnswalde; 22.05.1922*

reits mein Großvater Maximilian Thielke zuvor, hatten durch unzählige Erzählungen aus der alten Heimat, den beiden Weltkriegen und ihren sonstigen Erlebnissen, wie Flucht und Vertreibung, mein Interesse in frühester Kindheit geweckt. Leider sind beide mittlerweile verstorben und konnten daher nicht weiter von mir befragt werden. Dennoch klingen die Ortsnamen Marienhof und Arnswalde noch in meinen Ohren und rufen, obwohl ich leider bislang noch nie dort war, ein Gefühl tiefster Vertrautheit hervor.

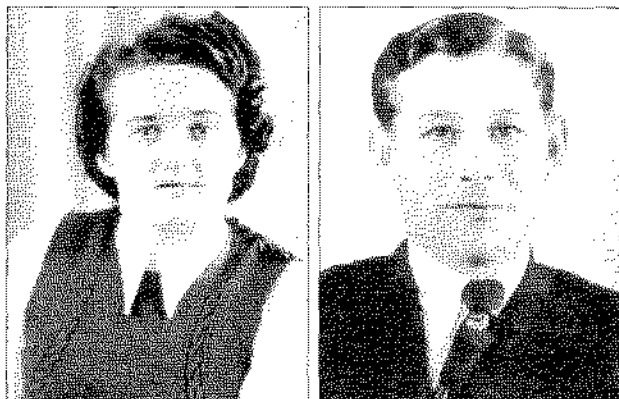
Viel Material lag mir anfänglich nicht vor, mein Vater Manfred Helmut Karl Thielke, am 11. Januar 1943 in Arnswalde geboren, hatte nicht einmal eine Geburtsurkunde vorzuweisen. Vieles war auf der Flucht verloren gegangen, der Verbleib von vielen Familienangehörigen bleibt bis heute ungeklärt. Vor einigen Jahren hatte ich bereits während eines USA-Aufenthalts bei meinem Patenonkel Helmut Karl Thielke im US-Staat Michigan, infolge zahlreicher Gespräche, erste Daten gesammelt, und alles, was er zu berichten wusste niedergeschrieben. Dies lieferte mir ein ungeheuer wertvolles Grundgerüst. Mit dieser Basis konnte ich arbeiten.



*Helmut Karl Thielke im Alter von 19 Jahren (1941)*

Über Internetrecherche, zahlreiche Telefongespräche und Kirchenbucheinträge brachte ich erstaunlich viel zusammen. Mit dem Beginn meiner intensiven Forschung im Januar dieses Jahres ist der Informationsgehalt ständig angewachsen. Dank der Entdeckung einiger Abschriften von alten Kirchenbüchern zum Nachweis arischer Abstammung aus den Jahren 1936-43 aus dem Nachlass des Paul Ernst Erdmann Thielke (geb. am 02. 10. 1896 in Geilenfelde), die mir sein Enkel freundlicherweise in Kopie zukommen ließ, war ich nun in der Lage, die Familie noch weiter zurück zu verfolgen. Konnte ich anfänglich nicht einmal auf eine Geburtsurkunde meines Vaters noch meiner Großeltern zurückgreifen, ist es mir nun möglich die Familie Thielke auf einer Reise durch die Kreise Arnswalde und Friedeberg bis in das Jahr 1774 zu Johann Thielke und dessen Vater Christian Thielke in Stolzenfelde im Kr. Arnswalde verbindlich zu begleiten. Nach und nach fügte ich alle Teile wie bei einem Puzzle zusammen. Wertvolle Unterstützung erhielt ich auch von Dr. Willi Perleberg aus Berlin-Mitte. Willi, noch als Willi Thielke am 20. 11. 1929 in Marienhof geboren, hat mir vor allem für Marienhof wertvolle Daten geliefert. In unseren Gesprächen haben wir uns gegenseitig sehr bereichern können. Mit diesem Artikel möchte ich nun einerseits meine gewonnen Erkenntnisse und Erlebnisse während dieser Arbeit mit Ihnen als Leser teilen, und Sie damit mit mir gemeinsam auf eine Reise in die Vergangenheit meiner/unserer Familie einladen. Auf der anderen Seite erhoffe mir aber auch neue Erkenntnisse von Ihnen zu erlangen. Vielleicht haben Sie Wissen und Information über den Verbleib einzelner Familienmitglieder und könnten mir damit sehr weiterhelfen. Die erste Station auf dieser Reise in die Vergangenheit ist die Kreisstadt Arnswalde.





*Elisabeth Martha Agnes Thielke, geb. Michaelis, \*29.12.1927 Büssow, Kr. Friedeberg*

*Helmut Karl Thielke, \*25.05.1922 Marienhof, Kr. Arnswalde; †20.07.2002 Saginaw, Michigan, U.S.A.*



*Emma Perleberg, geb. Thielke mit Kindern (Greifswald Dezember 1947); v.l.: Siegfried, Christel, Anneliese, Mutter Emma und Willi*

Hier lebten bis zu Vertreibung meine Großeltern Maximilian und Wanda Thielke mit ihren beiden Söhnen Helmut Karl Thielke und Manfred Helmut Karl Thielke. Ferner wohnte in der Hinterstr. 8 die Familie Helmut & Emma Perleberg, geb. Thielke, mit ihren Kindern. Emma Thielke, geb. am 06. Dezember 1909 in Marienhof, war eine Nichte meines Großvaters Maximilian Thielke, sie war die Tochter seiner ältesten Schwester, die ebenfalls wie ihre Tochter, Emma Thielke hieß. Über die Familie Perleberg berichtete bereits vor einigen Jahren Willi Perleberg ausführlicher.

Auch eine Schwester meines Großvaters wohnte mit ihrer Familie in Arnswalde. Martha Thielke, geb. am 18. 05. 1895 in Geilenfelde, Kr. Friedeberg, hatte in erster Ehe einen Schulz geheiratet, dieser soll erheblich

älter als sie gewesen sein. In zweiter Ehe war sie mit einem Mielke verheiratet. Beide Ehen blieben kinderlos, sie sollen aber ein Kind mit Namen Paul-Nather adoptiert haben. Näheres ist mir leider nicht bekannt. Nach der Vertreibung lebte Martha erst kurz im Oderbruch, dann später in Greifswald. 1973 kam sie in das Seniorenpflegeheim „Nicolaiheim“ in Gützkow, und verstarb am 24. 04. 1973 im Klinikum Greifswald, ihre letzte Ruhe fand sie auf dem privaten Heimfriedhof in Gützkow.

Mein Großvater Maximilian Thielke, geb. am 04. März 1899 in Marienhof, war eines der 16 Kinder des Carl August Thielke und der Ernestine Wilhelmine Thielke, geb. Baugatz, aus Marienhof. Am 22. Mai 1922 schloss er in der ev. Kirche zu Kranzin, Kr. Arnswalde, im Beisein der Trauzeugen Richard Kakuschke (Ehemann



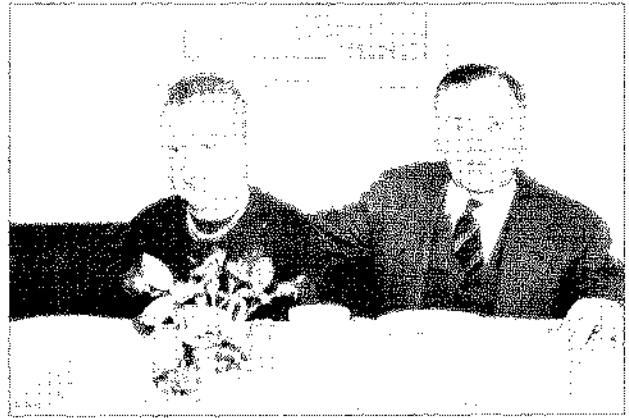
*Taufe von Christel Perleberg in Arnswalde, Hof Hinterstr. 8; v. l.: vordere Reihe: Tochter Anneliese Perleberg, Helmut & Emma Perleberg, geb. Thielke, mit Tochter Christel, Söhne Willi & Siegfried Perleberg; v. l.: hintere Reihe: Franz Timm (Marienhof), Frau Menzel (Radun), Maximilian Thielke mit Sohn Helmut Karl Thielke und Ehefrau Wanda Thielke, geb. Gramm ( Photo-Wendt, Arnswalde, Pressehaus)*

seiner Schwester Hedwig Thielke) und Wilhelm Arndt vor dem hochwürdigen Herrn Pastor Urbrich die Ehe mit Wanda Gramm aus Hohenhausen, Kr. Thorn in Westpreußen. Meine Großmutter Wanda, geboren am 07. Februar 1901, war das vierte der fünf Kinder der Familie des Jakob und der Barbara Gramm. Ihre drei älteren Geschwister, Amalia, Pauline und Gottfried Gramm, wanderten zwischen 1907-10 nach Nordamerika, in den US-Staat Michigan, in die Städte Detroit und Saginaw, aus. Ein Enkel ihrer jüngeren Schwester Emma Gramm ist heute Zahnarzt im hiesigen in Münster.

Die Familie Maximilian Thielke wohnte in einem Zweifamilienhaus unweit der Bahn in Arnswalde. Sohn Helmut Karl, geb. 25. Mai 1922 in Marienhof, besuchte die Schule in Arnswalde, lernte das Zimmermannshandwerk und wurde eingezogen, mein Vater erblickte erst 21 Jahre später das Licht der Welt, am 11. Januar 1943.

Nach der Ausbombung lebte die Familie im Keller des Hauses, Sohn Helmut Karl, kriegsverletzt, war im Lazarett in Greifswald und/oder Berlin.

Mit der Vertreibung kamen sie in ein Lager in Königsberg (Nm.), wo Helmut Karl auf seine zukünftige Frau Elisabeth Martha Agnes, geb. Michaelis, aus Büssow, Kr. Friedeberg treffen sollte. Nach der Vertreibung und einigen Umwegen über Arnswalde und Stettin gelangten sie 1947/48 über die Oder in die Nähe des späteren Lauchhammer, wo Elisabeths Schwester Gerda Michaelis verblieb und später Horst Matulke heiratete. Von Lauchhammer aus ging der Weg weiter nach Herbram-Wald im Kreis Paderborn. Meine Großeltern und mein Vater blieben in Paderborn. Helmut Karl und Elisabeth Martha Agnes Michaelis heirateten 1948 im westfälischen Lichtenau



*Wanda & Maximilian Thielke (Paderborn)*

und emigrierten 1954 in die USA. Manfred Helmut Karl wurde Ingenieur und heiratete 1967.

Maximilian Thielke verstarb am 09. März 1983, seine Frau Wanda bereits fünf Jahre zuvor.

Helmut Karl wurde mein Patenonkel und verstarb am 20. Juli 2002 im St. Lukes Hospital in Saginaw, Michigan, USA. Mein Großvater strahlte stets eine große Herzengüte und Geduld aus, er liebte seinen Garten und die Natur, bis ins hohe Alter machte er noch lange Spaziergänge im Paderborner Land. Oft und lange hat er mit mir gespielt und mir vieles beigebracht. Ich könnte mich nicht erinnern, ihn einmal sonntags ohne Anzug und Zigarre erlebt zu haben, auch war ihm der sonntägliche ev. Gottesdienst ein stetes Anliegen. Alle drei sind mir in guter Erinnerung geblieben und haben mein Leben mit ihren Erzählungen und Werken sehr bereichert. Herzlichen Dank dafür.



*v. l.: Wanda, Sohn Helmut Karl, Maximilian, Elisabeth Martha Agnes, geb. Michaelis und Sohn Manfred Helmut Karl Thielke (Paderborn)*



## Anklam - Wunstorf - Arnswalde - Hitzdorf - Mai bis Juni 2005

Von Margarete Schulz, geb. Herder (Hitzdorf),  
Rungiusstr. 44, 12347 Berlin

In Anklam, am 9. April 2005, war in der Mehrzweckhalle wieder viel los. Ich bin mit dem Linienbus aus Berlin gegen 11 Uhr dort angekommen. Der Hitzdorfer Tisch war von einem kleinen Kreis voll besetzt: Fritz Rehwinkel mit drei Schwestern, Magda Kraft-Biederstädt mit Partner, Irmgard Dräger-Rusch, Gerda Balk-Gerlach mit Hannes Meyer und Helga Schulz-Fischer/Neubrandenburg und die Tochter von Gertrud Nareika, sie wohnt in Anklam. Wir verabredeten eine Fahrt nach Arnswalde. Wir sehen uns nur ein bis zwei Mal im Jahr, haben viel zu erzählen, aber bei der Lautstärke der Musik kann man sich schlecht verstehen. Es sind auch schon viele von uns schwerhörig. Herr Schukat könnte vielleicht für ein paar längere Pausen sorgen, dann käme das Programm besser zur Geltung! Von Augustwalde waren unsere Schulkameraden Rudi Knöpfe und Schwester da, auch die beiden Töchter von Gastwirt Mania waren gekommen. Am Büchertisch hatte Frau Schnabel Dienst, es gab noch alte Rundbriefe zu kaufen; leider hatte sie zu wenig mit, im nächsten Jahr wird sie daran denken. Aus Kranzin traf ich Wolfgang Krüger und Frau und Werner Steindorf. Der Plagower Tisch war doppelt besetzt. Es gab sogar einen Tisch mit Stettinern. Um 15.30 Uhr musste ich zu meinem Bus, um 19.30 Uhr war ich wieder in Berlin - voll mit Erinnerungen im Kopf.

Am Freitag, dem 20. Mai, bin ich dann nach Wunstorf zum Kreisheimattreffen gefahren. Es klappte alles. Im Hotel Blume bzw. dem Calenberger Bauernstübchen, dem neuen Treffpunkt, hatte ich mit Hannes Meyer, einem Hitzdorfer, gerechnet. Der hatte aber an dem Wochenende von seinen Pferden zwei Fohlen bekommen und hatte Tag- und Nachtdienst. Es hat sich für mich aber trotzdem gelohnt. Im Archiv des Arnswalder Zimmers waren nicht viele Besucher, aber



Vor dem ehemaligen Wohnhaus von Hermann Schröder in Hitzdorf am 18. Juni 2005

Von rechts: Zwei Töchter von Irmgard Rusch; ein Pole (wohnt links in dem Haus); Mitte, sitzend: Erhard Schülke; rechts oben: Irmgard Sombrowski-Höhn, Polin Fr. Uhlmann (wohnt rechts im Haus); Elli Meier (Freundin von Frau Rusch); Frau Hoth; Inge Sombrowski; Polin (Ehefrau des sitzenden Polen)

interessante Gesprächspartner. Fünf Personen waren aus Berlin, wir kannten uns nicht. Wir haben den Januar 1945 noch einmal nachvollzogen, hatten alle etwas Ähnliches erlebt, bis auf die beiden Kinder, Tochter und Sohn, einer Dame aus Spandau. Die Beiden hatten sehr viel Interesse am Kreis Arnswalde, waren mit 12 Personen ihrer Familie in Zatten und Umgebung. Ich lernte noch Frau M. Vogel-Boenke aus Neuwedell kennen, eine Kusine von Hänschen Boenke, jetzt Potsdam. Am Sonntag fanden eine ganze Reihe von Heimatfreunden den Weg zum neuen Treffpunkt, der vom Bahnhof aus gut zu erreichen ist. Parkplätze sind reichlich vorhanden. Es gab drei Mittagsgerichte zur Auswahl: Roulade, Schweinebraten und Putenbraten, je für 9 Euro, und man wurde bedient. Es wurden so um 120 Eintrittsplaketten verkauft (merkwürdigerweise weigerten sich einige Heimatfreunde, Eintritt zu bezahlen!). Auch der Büchertisch mit Frau Paetzold und Frau Steiger war gut besucht. Wie ich so sehen konnte, haben sich alle gut unterhalten, und Gesprächsstoff hatte jeder. Ich habe an einem Tisch eine Verwandte von Grete Petznick, Hitzdorf, kennengelernt.

Die Ansprache der Wunstorfer Bürgermeisterin konnte man gut verstehen. Bei Herrn Schnabel versagte



Die kleine Schule in Hitzdorf, zum Wohnhaus umgebaut, mit Garage, 2003  
Rechts noch Bäume vom Schulhof

dann öfter das Mikrofon. Den letzten Vortrag über das Haus Brandenburg in Fürstenwalde von Herrn Handt konnte man schlecht verstehen, auch wegen des Mikrophons, er war auch sehr lang; es ist da ähnlich wie in Anklam. Meine Heimfahrt verlief ohne Probleme.

Am 18. Juni 2005 war dann die Fahrt nach Arnswalde von Anklam aus mit drei Bussen und noch einem Kleinbus mit 16 Personen angesagt. Herr Schukat fuhr mit dem Proviantbus voraus. In Linken an der Grenze wurden kurz die Ausweise kontrolliert, und nach kurzer Toiletten-Pause ging die Fahrt weiter. Es war meine achte Fahrt in Richtung Heimat, und ich finde es immer wieder schön, wie uns die Natur mit dem Grün der Felder und Wälder begrüßt. Nach der Ankunft in Arnswalde konnten wir uns an leckeren Schmalzstullen und mit Kaffee stärken für die Fahrt in die Heimatorte. Ein Bus fuhr nach Reetz, ein zweiter nach Neuwedell. Mit dem dritten, den Herr Schnabel begleitete, fuhren wir über Kranzin und Kleeberg nach Hitzdorf bis zur Ziegelei, und dort stiegen wir aus, 9 Personen. Hier wohnt noch eine frühere Schulfreundin, Irene Meier, geb. 1933, sie spricht noch deutsch. Wir bringen ihr immer etwas mit, auch ihrer



*Hitzdorf 1944 neben dem alten deutschen Friedhof  
Hier habe ich unsere Gänse gebütet, ich hatte immer Gesellschaft, Von links: Hilla Kumpch, Herr Klepinski, seine Tochter Gisela, ich selbst (Margarete Herder), Frau Klepinski*

Schwester Elli Meier, geb. 1931, die auf der Hitzdorfer-Siedlung wohnt und uns durch das Dorf begleitete. Inzwischen sind wir im Dorf bekannt, wir haben viel fotografiert. Bei ehemals Schröder können wir die Toilette benutzen und auch an den See gehen. Der Enkel Erhard Schülke aus Velbert ist zu unserer Fahrt immer bei Anneliese Gawlack in Wardin zu Besuch. Er freut sich jedesmal auf unseren gemeinsamen Gang durch das Dorf. Irmgard Dräger-Rusch hatte ihre beiden Töchter mit, auch Irmgard Sombrowski-Höhn's Tochter Inge war mit. Allen hat es gut gefallen, die Heimat der Mütter einmal selbst zu sehen. Wir gehen immer kurz auf den Friedhof, obwohl kein deutsches Grab mehr vorhanden ist. Der Acker, auf dem der polnische Friedhof angelegt ist, gehörte einmal meiner Familie, ich habe dort unsere Gänse gehütet. Es war wohl Kirchenland, mein Vater war Kirchendiener. An der kleinen Schule wird immer noch umgebaut, es fehlt wohl das Geld. Dann kam ein deutsches Auto, dem Herbert Wilke mit seiner Frau und Sohn entstiegen, er ist 1943 in Hitzdorf geboren, Emma's Sohn. Er hatte von der Fahrt gehört und ging mit Anneliese Gawlack als Dolmetscherin auf seinen Hof, den ein Pole, der Jäger ist, bewirtschaftet. Herbert ist auch Jäger und wurde zur Jagd eingeladen. Wir wollten auch die Kirche besuchen, aber die Frau mit dem Schlüssel war nicht da. Elli erzählte, der Pfarrer habe gesagt, in der Kirche werde alles neu gestrichen und die Außenwände werden neu verputzt.

Die Glocken wären entzwei, es handelt sich aber wohl um den Glockenstuhl. Dabei fällt mir ein, dass wir die Glocken noch nie läuten gehört haben, obwohl wir immer Samstags dort waren. Allerdings sind in Polen Samstags Hochzeiten. Wir waren bis ans Ende des Dorfes gelangt, da kam unser Bus, die drei Stunden waren um. Wir fuhren noch nach Raakow auf den Friedhof, wo meine Großeltern Herder begraben wurden, auch die Großeltern Böttcher von Frau Irmgard Höhn. Da fanden wir einige Grabumrandungen, aber keine Namen. Als Kind bin ich mit dem Fahrrad am Totensonntag hingefahren und habe die Gräber mit Tanne belegt. Wir sahen uns noch den Plagower Stein an und fuhren über Sellnow nach Arnswalde zurück. Es gab schönen Pflaumenkuchen und Kaffee, und wir machten noch einen Spaziergang über den Marktplatz und den Wilhelmsplatz bis zum Friedhof. Hier wurde

ein Blumengebinde am Gedenkstein niedergelegt in einer Andacht, die Pastor Hecker aus Ziethen bei Anklam hielt. An ihr nahmen fast alle von uns teil. Um 17.15 Uhr fuhren die Busse wieder nach Anklam zurück. Das Wetter hatte sich gut gehalten. Es fiel mir auf, dass alle Felder bestellt waren. Das Korn steht gut, die Kartoffeln und Runkeln sind ohne Unkraut. Es sollte uns eigentlich gar nicht mehr interessieren, aber man freut sich, wenn die Felder und Dörfer nicht verkommen.

Zur Familie Meier möchte ich noch etwas anfügen. Vater Wilhelm Meier, geboren 1903, arbeitete und wohnte, mit Ehefrau Gertrud, geboren 1897, in der Arbeiterwohnung bei Bauer Helmut Meyer. Herr W. Meier wurde Soldat, er überlebte, war nach 1945 fünf Mal in Hitzdorf bei der Familie, wollte aber nicht Polnisch lernen (so Tochter Elli) und ist später in Tübingen verstorben. Familie Meier hatte ca. 8 Kinder. Alfred, geboren 1930, war etwas behindert, ging aber mit uns in die Schule. Frau Saueremann aus Hitzdorf kümmerte sich um ihn, er wohnte bei ihr. Er verstarb 1949 in Hitzdorf, sein Grab wird von seiner Schwester Elli auf dem polnischen Friedhof gepflegt. Alle ehemaligen Hitzdorfer wurden von Elli erkannt, sie weiß heute noch, wer in welchem Haus wohnte. Bei meinen Nachforschungen über Hitzdorf war sie mir eine



*Blick auf den polnischen Friedhof in Hitzdorf Juni 2003  
Elli und Erhard Schülke, hinten Schweinemästerei*

große Hilfe, obwohl wir uns seit 1999 nur einmal im Jahr trafen. Sie wusste, dass meine Mutter tot war und fragte gleichzeitig nach meinem Vater und Bruder. Sie lebt in ärmlichen Verhältnissen, war nicht verheiratet, musste gleich nach dem Krieg hart arbeiten und der Mutter helfen, die Geschwister zu ernähren. Die Russen wollten sie zur Ausreise überreden, sie weigerte sich, weil die Kinder sonst erfroren wären. Sie konnte Polnisch, die Kinder lernten es. Sie arbeitete als Zugabfertigerin bei der Eisenbahn. Aus gesundheitlichen Gründen hat man sie entlassen, sie hatte fast 40 Jahre gearbeitet; in Polen muss man auch bis zum 60. Lebensjahr arbeiten. Sie hat jetzt nur 660 Zloty Rente, auch Irene bekommt nur 650 Zloty Rente (das sind auf EURO umgerechnet nur rund 160 E !). Elli hatte, als sie noch arbeitete, Freifahrten bei der Bahn, auch in Deutschland. Sie hat Frau Hacker in Hamburg besucht, war bei Frau Beckmann und Frau Grams in Schwerin, überall für ein paar Wochen. Sie sammelt Blaubeeren und Pilze in unseren Bauernfichten und verkauft sie. An Herrn Meier kann ich mich erinnern. Wenn er als Soldat in Urlaub war, hat er auch bei uns in der Ernte geholfen. Es gab dann meistens Erbseneintopf mit Spitzbeinen, die er gern abknabberte. Mein Vater hatte immer seinen Spaß daran, ihn zu fragen, was sein Vorgesetzter zu ihm sagte: die ganze Kompanie war angetreten, er war bei der Marine, musste vortreten und sagen: „An mir hat die Marine-Artillerie einen guten Fang gemacht!“ Darauf war er stolz, und alle haben gelacht!

Die Schwestern in Hitzdorf werden auch immer von Werner Drews besucht, sie bekommen viel Kleidung und verkaufen davon auch manches. Elli ist ein bisschen schmuttelig und darum bei den Polen nicht gern gesehen, sie genießt es aber besonders, mit uns durch Hitzdorf zu gehen. Beide Schwestern leiden an der Parkinson-Krankheit; Irene nimmt Tabletten, zittert trotzdem sehr. Elli trinkt gern mal Alkohol, zittert auch. Mir tun sie beide leid, wir haben schließlich dasselbe Schicksal!

## Erinnerungen an Arnswalde in Choszczno

von Herbert Kniest

Sommerhofenstraße 122, 71067 Sindelfingen  
(geboren 1937 in Arnswalde, Marktstraße 22)

Sechzig Jahre waren vergangen; sechzig Jahre lang hatte ich versucht, die Erinnerungen an meine Heimatstadt Arnswalde (Neumark) zu verdrängen. Als Siebenjähriger musste ich den Krieg und die Flucht dort erleben. Was sich dabei in meine Seele eingepägt hatte, drängte die schönen Erlebnisse und Bilder meiner Kindheit immer in den Hintergrund. Seitdem ich nun im Ruhestand bin, gelingt das Verdrängen nicht mehr. Ich suchte deshalb eine Gelegenheit, die Stadt meiner Geburt und meines ersten Schuljahres noch einmal zu sehen.

Mit meinem Telefonanruf war ich bei Waldfried Schnabel an der richtigen Adresse. Er bereitete gerade eine Reise mit seinen Klassenkameraden des Jahrgangs 1928/29 vor und lud mich ein, mich der kleinen Gruppe anzuschließen. Ich bin den fünf Klassenkameraden und ihrer Klassenkameradin sehr dankbar für die herzliche Aufnahme in ihrer Mitte, wo wir – meine Frau und ich – uns von der ersten Minute an wohlfühlten. Als besonderen Glücksfall erlebte ich die kundige



*In der Marktstraße vor dem Elternhaus im November 1943: Herbert, Brigitte und Gisela Kniest*

Führung durch den Kreis Arnswalde, bei der Waldfried Schnabel mich mit seinem unglaublichen Wissen überraschte. Ebenso dankbar bin ich Eberhard Drews, der auch in Arnswalde geboren wurde. Er war mein Führer durch die fremde Stadt und half mir, einige Orte meiner Kindheitserinnerungen wiederzufinden. Die Bilder in meiner Erinnerung reichten aus, um mich orientieren zu können: Der See, die Anlagen, der Wall und der Steintorturm, der Bahnhof, die Marienkirche und der Marktplatz waren meine Bezugspunkte. Aber wo waren die Häuser, die den Marktplatz umgaben? Wo waren die Marktstraße und die Mittelstraße geblieben? Nur mit Mühe konnte ich den Ort auf dem Plattenweg einer Wohnsiedlung ermitteln, wo mein Elternhaus gestanden haben dürfte.



*Marktplatz Arnswalde im August 1943: Herbert Kniest an seinem ersten Schultag, mit Mutter Martha Kniest*

Dort, wo nach meiner Erinnerung das Mietshaus meiner Großeltern stand, an der Straße entlang der Bahnlinie, befindet sich heute ein Fußballplatz.

Obwohl ich Berichte gehört und im Heimatgruß-Rundbrief gelesen hatte, dass die Stadt nach der Zerstörung neu und anders aufgebaut worden war, machte mich der Anblick dieser fremden Stadt mit den fremden Menschen und der fremden Sprache sehr betroffen. Mir war es vom Verstand her schon klar gewesen, aber nun fühlte ich schmerzhaft, dass man nicht mehr in die Heimatstadt Arnswalde fahren kann. Es gibt nur noch die polnische Stadt Choszczno.

Während der zweiten Nacht im Hotel in Choszczno versuchte ich, diese Gedanken und Gefühle des Tages zu ordnen und zu verarbeiten. Es gelang mir so wenig wie in den vergangenen sechzig Jahren. Es wurde eine schlaflose Nacht. Ich schaffte es wieder nicht, nur an die schönen Erlebnisse zu denken, die es ja auch gegeben hatte: Das Spielen im Hof, die Radfahrübungen auf dem Marktplatz, die sonntäglichen Spaziergänge am See und in den Anlagen, die Stunden im Garten mit seiner großen Laube und den Hühnern, das erste Schuljahr beim Lehrer Kiesow, der mir das Lesen und Schreiben beibrachte.

Dies alles wurde wieder überschattet von den Erinnerungen an den Krieg und die Flucht aus Arnswalde im Februar 1945.

**Es ist Krieg!**

Dieser kurze Satz meiner Mutter hat sich mir am tiefsten eingepägt. Er diente als Antwort und Erklärung für viele meiner Fragen. Ich hörte ihn, wenn mein Vater nach einem kurzen Heimaturlaub wieder zum Bahnhof gehen und nach Frankreich fahren musste, und wir – meine beiden jüngeren Schwestern, meine Mutter und ich – traurig zurückblieben. Es ist Krieg, und alle Männer müssen Soldaten sein. Soldaten kannte ich, weil sie häufig durch unsere Marktstraße marschierten; was mochte das für ein Ort sein, wohin man im Gleichschritt marschierte und fröhlich das Lied vom schönen Westerwald schmetterte? Später entnahm ich den Gesprächen der Erwachsenen, dass immer mehr Männer im Krieg „gefallen“ waren – erst allmählich wurde mir die Bedeutung des Wortes klar.

**Es ist Krieg!** So lautete die Antwort meiner Mutter, wenn ich fragte, ob es wieder einmal Schokolade geben würde. Es gab aber wohl keinen Abschnitt für Schokolade auf der Lebensmittelkarte.

**Es ist Krieg!** Ich hörte den Satz eines Tages auch in der Schule, als seltsam gekleidete Menschen mit Pferdefuhrwerken den Schulhof füllten. Bald danach fiel der Unterricht aus, weil die Menschen, die man Flüchtlinge nannte, wegen des kalten Winters im Schulgebäude wohnen mussten. Ich merkte immer mehr, dass der Krieg den Menschen noch größeres Leid zufügen konnte, als ich bisher geahnt hatte.

**Es ist Krieg!** Das brauchte mir niemand mehr zu sagen, als ich am Sonntag, dem 4. Februar 1945, um 7.00 Uhr durch einen furchterlichen Knall aus dem Schlaf gerissen wurde. Das Anziehen der sorgfältig geordneten Kleidung ging sehr schnell; das hatte ich schließlich bei nächtlichen Fliegeralarmen oft genug geübt. Aber jetzt war der Krieg direkt zu uns gekommen, die Explosionen setzten sich fort. Wir konnten nicht im Haus bleiben und wurden in den Keller eines Nachbarhauses geschickt, wo wir angeblich etwas sicherer waren.

**Es ist Krieg!** Es wurde mir immer deutlicher, dass nun der Krieg zu uns gekommen war, zu uns – im Keller waren meine Mutter, ihre Eltern, ihre Schwester und

eine Tante, meine Schwestern und ich mit noch mehreren mir fremden Leuten zusammengepfercht – und fand nicht mehr dort statt, wo die Soldaten waren. Warum? Wann würden der Lärm und das Beben der Wände denn endlich aufhören? Sie hörten nicht mehr auf, und wir zitterten, wenn Wände und Decke Risse bekamen und wir minutenlang Staub einatmen mussten.

Die Belagerung der Stadt dauerte 14 Tage, 14 Tage und Nächte mit bangem Warten, während der Feuerpausen auf den erneuten Beginn des Artilleriefeuers und während des Beschusses auf dessen Ende. Ich weiß nicht mehr, ob wir überhaupt noch Hoffnung auf ein Entkommen aus dieser Hölle hatten. Die Nahrungsmittel waren knapp geworden, so dass man gezwungen war, den Lattenverschlag des Nachbarkellers aufzubrechen, um an die dort gelagerten Vorräte zu gelangen. Darf man sich fremdes Eigentum so aneignen? Die Antwort auf meine Frage war die schon bekannte Aussage: **Es ist Krieg**, und die Eigentümer sind nicht mehr da.

Gelegentlich wagten sich ein paar Frauen aus dem Keller hinaus über den Hof in die Waschküche, um dort im Kessel eine Suppe oder einen Eintopf zu kochen. Ich erinnere mich noch gut an ihre traurigen Gesichter, als sie zurückkamen und den Hungernden verkünden mussten, dass eine in der Nähe eingeschlagene Granate den Putz von der Decke gelöst und diese die Suppe ungenießbar gemacht hatte.

Nur sehr selten durften wir Kinder für ein paar Minuten auf die Straße gehen, um frische Luft zu atmen. Durch den Bewegungsmangel und das lange Sitzen und Liegen hatte ich dick geschwollene Beine und Füße. Meine Lagerstatt war ein Kinderschlitten. Trotz Hunger, Durst und Schmerzen gab es irgendwann keine Tränen mehr; ich glaube auch, dass das Gefühl der Angst mit der Zeit nachgelassen hatte. Es hatte sich eine Art Gleichgültigkeit und Schicksalsergebenheit eingestellt, so dass man gelegentlich schlafen konnte. Es gab keinen geregelten Ablauf von Tag und Nacht mehr; der Lebensrhythmus wurde bestimmt vom Lärm der Detonationen und den Feuerpausen.

Am 18. Februar, einem Sonntagmorgen, war es ungewohnt ruhig, und ein Bote brachte die Nachricht, dass wir sofort die Stadt zu verlassen hätten. Deutsche Soldaten hatten den Belagerungsring um die Stadt an einer Stelle aufgebrochen. Mit den Kleidern am Leib, wenigen Urkunden im Rucksack meiner Mutter und der bettlägerigen Großmutter im Handwagen brachen wir hastig auf. Der Weg führte uns aus der Marktstraße über den Marktplatz auf eine Landstraße. Ich sehe noch heute das Bild der zerstörten Häuser und die aus den Rathausfenstern lodernden Flammen vor mir.

**Es war Krieg.** Wir erlebten ihn gleich hinter dem Stadtausgang, wo in einer Senke eine Flakbatterie feuerte. Ich erinnere mich an die kleinen schwarzen Wölkchen, welche die hoch am Himmel explodierenden Granaten erzeugten. Bei eisiger Kälte bewegten wir uns in einem mir unendlich erscheinenden Zug in eine unbekannte Welt. Über Landstraßen, Feldwege, manchmal über verschneite Felder ging es mühsam voran. Der Handwagen war eine große Belastung, zumal mein Großvater sich immer wieder in den Schnee legen musste, um seinen Leistenbruch zu behandeln. Unseren Durst versuchten wir mit Schnee und kleinen Eisschollen zu stillen.

Wie viele Stunden wir unterwegs waren, weiß ich nicht



mehr. Wir waren froh, als wir das Dorf Reichenbach vor uns erblickten. Ich war verwundert, als wir dort ankamen und in irgendein Haus eindrangen, um uns von den Anstrengungen und der Kälte zu erholen. Meine Mutter erklärte: **Es ist Krieg**, und die Bewohner sind nicht mehr da. Uns Kindern wurde streng untersagt, die Rückseite des Hauses aufzusuchen. Bei der im Haus herrschenden Enge entgingen mir die Gespräche der Erwachsenen nicht, und ich erfuhr, dass die Bewohner des Hauses sehr wohl „da“ waren: Sie lagen im Hof, im Garten, im Teich; es war von vielen toten Frauen und Kindern die Rede, und dass es im Dorf keine Überlebenden gab. Die Russen waren erst kurz zuvor aus dem Dorf vertrieben worden.

Bald rief man uns wieder zum Aufbruch; unser nächstes Ziel war das Dorf Zachan. Auf der Straße setzte sich unser Zug in Bewegung. Hier lernte ich, wie man sich vor Fliegerbeschuss schützen kann: Wenn Flugzeuglärm sich näherte und Maschinengewehre ratterten, mussten wir uns in die Straßengräben werfen. In Zachan bekamen wir endlich Hilfe. Wir wurden auf offene Anhänger und Militärlastwagen verladen. In dem dabei entstehenden Gedränge wurde unsere Familie zeitweise getrennt; eine meiner 5-jährigen Zwillingschwestern war vor uns verfrachtet worden, und wir waren glücklich, sie beim nächsten Halt wieder zu finden. Irgendwann erreichten wir die Stadt Stargard. Man versorgte uns in einem Massenlager, das in einer Fabrikhalle eingerichtet war. Ich weiß nicht mehr, ob bis dahin Stunden oder Tage vergangen waren.

Ich erinnere mich aber noch gut an abenteuerliche Fahrten auf Lastwagen und in Bussen, die uns bei Gartz über die Oder brachten. Ein paar Tage später durften wir uns in der Stadt Anklam ausruhen. Unsere große Familie fand ein verlassenes Wohnhaus, und für mich gab es hier endlich Hilfe durch einen Ohrenarzt. Seit wir auf der Flucht waren, hatte ich immer heftiger werdende Ohrenschmerzen, und in Anklam floss der Eiter aus dem Mittelohr durch das geplatzte Trommelfell.

**Es war Krieg** – und der Arzt hatte keine Medikamente. Er gab meiner Mutter aber eine Spritze, mit der sie mehrmals täglich den Gehörgang mit abgekochtem



*Gedenktafel auf dem Friedhof in Choszczno mit Annemarie Kniest, Detlef Rohr, Waldfried und Gisela Schnabel*

Wasser spülte. Da ich im Bett bleiben musste, konnte ich nicht an der Beerdigung meiner Großmutter teilnehmen, die infolge der Strapazen friedlich eingeschlafen war. – So endete der dramatischste Teil unserer Flucht; es dauerte jedoch noch Jahre, bis wir ein geordnetes Leben in friedlichen Zeiten führen durften. **Es war Krieg!**

Die langfristigen Folgen des Krieges hatte ich nun in Choszczno mit eigenen Augen gesehen. Die polnische Bevölkerung hat auf den Trümmern von Arnswalde ihre eigene Stadt aufgebaut und auf dem Friedhof seither in drei Generationen ihre Toten beerdigt. Tröstlich ist für mich, dass es bei uns seither keinen neuen Krieg gegeben hat und wir die Hoffnung haben dürfen, dass es so bleibt. Möge den Polen und ihren Kindern ein Krieg erspart bleiben, und uns und unseren Kindern auch.

Eine große Tafel mit den bekannten Symbolen auf blauem Grund kündigt in Choszczno von der Zugehörigkeit Polens zur Europäischen Gemeinschaft. Seit der historischen Wende in Europa sind aus potenziellen Feinden friedliche Nachbarn geworden, die nun innerhalb der Europäischen Union zu politischen Partnern wurden. Wie lange wird es wohl dauern, bis wir jenseits der Oder das Gefühl haben werden, bei Freunden zu sein?



## Das Testament

Ein Graues Haar mit Fug erkennt:  
Es ist jetzt Zeit fürs Testament,  
Denn es gilt, nach dem Verscheiden  
Möglichst Ärger zu vermeiden.  
Und es verfügt, dass neben Geld  
Die Frieda das Klavier erhält.  
Und Franz bekommt nach seinem Tode  
Den Sekretär und die Kommode.  
Marie, die niemals an sich denkt  
Und, was sie hat, zumeist verschenkt,  
Das Kind, das stets so tugendliche,  
Erhält die alten, teuren Stiche.  
Das Testament wird gut verschlossen. –  
Doch nach acht Jahr'n lebt unverdrossen  
Das Graue Haar, zwar leicht marod',  
doch Tante Frieda, die ist tot,  
Derweil Marie ist wohlgestellt,  
Hat einen Mann und schwimmt in Geld.  
Und Franz ist blank, von dem man dachte,  
Dass er mal groß Karriere machte.  
Das Graue Haar zum Schreibtisch eilt  
Und brav die Erbschaft neu verteilt.  
Derweil es denkt: Wenn man nur wüsst',  
Ob dies der letzte Wille ist.

*Aus dem Buch „Ein graues Haar ist eine Zierde“  
von Kurt Fuchtnier, eingesandt von Winfried Doell*

## Arnswalde / Choszczno, 13. 06. bis 17. 06 2005

Klassentreffen Oberschule Arnswalde,  
Einschuljahrgang 1939

Sehr persönliche Erinnerungen eines Teilnehmers

Teilnehmer:

Arndt, Lenore, Konstanz

Dallmann, Siegfried, und Gisela, Berlin (nur in Fürstenwalde)

Drews, Eberhard, Wilhelmshaven

Kniest, Herbert, und Anne, Sindelfingen, (als Gäste)

Nick, Karl-Josef und Edith, Lingen

Dr. Rohr, Margret und Detlef, Lübeck

Dr. Sämman, Renate, Berlin, (als Gast von Margret Rohr)

Schnabel, Waldfried und Gislint, Heikendorf

Schumann, Wolfgang und Pia, Meisenheim

Steinborn, Max und Wilma, Wedemark

Montag, 13.06.2005

Nach individueller und sehr geruhsamer Anreise zum Hotel Kaiserhof in Fürstenwalde war ab 16:00 das Zusammentreffen vorgesehen.

Wir starteten von Lingen um 9:00. Wegen der langen, kalten und regnerischen Periode im Vorfeld war das Packen schwer gefallen – und an Badesachen haben wir natürlich überhaupt nicht gedacht. Das sollte sich später rächen! Während der ansonsten wegen geringen Verkehrs ruhig verlaufenen Fahrt regnete es auch heute ausgiebig und (fast) durchgehend, bis es kurz vor Fürstenwalde schließlich aufklarte und wir uns nach der Ankunft im Straßencafé des Kaiserhofs begrüßen konnten. Wir kamen nach einer Strecke von 529 km um ca. 14:15 an und erfreuten uns an unserem hervorragenden Zimmer!

Nach einer kurzen Ruhe- und einer noch kürzeren Kaffeepause machten Edith und ich einen kleinen Stadtbummel durch die sehr schöne Stadt und besichtigten u. a. den sehr gut und architektonisch interessant wieder aufgebauten Dom.

Die Zahl der Teilnehmer schrumpft doch merklich (nur die oben fett gedruckten waren früher tatsächliche Klassenmitglieder), und auch daran können wir feststellen, dass wir immer älter werden. Diesmal hatten wir aber Verstärkungen erhalten. Margret hatte eine Studienkollegin und Freundin, die Renate, mitgebracht. Sie war durch Margrets und Detlefs wiederholte Erzählungen neugierig geworden und deswegen mitgekommen. Herbert war in Arnswalde geboren, mit 7 Jahren am Kriegsende von dort geflüchtet und seitdem nicht wieder hingefahren. Er war nun doch neugierig geworden und von Waldfried Schnabel zur Mitfahrt eingeladen worden. Die Einladung hat er mit seiner Frau gerne angenommen und, wie er am Ende bekannte, auch keineswegs bereut. Das waren drei gute Neuerwerbungen, die unsere schon klein gewordene Truppe hervorragend aufgemischt haben! - Die Gespräche des Abends drehten sich beiläufig nicht nur um unser Programm für die nächsten Tage, für das Waldfried eine beachtliche Liste mit hervorragenden Zielen parat hatte, sondern auch um längst vergangene Zeiten, und so war niemand um Themen verlegen; auch nicht beim gemeinsamen Abendessen und danach, bis wir uns schließlich an unsere Zimmer erinnerten.

Dienstag, 14.06.2005

Es gab ein umfangreiches Programm für diesen Tag;

also um 6:00 (!) wecken, packen, Gepäck verladen und um 7:00 exzellent frühstücken, weil wir um 8:00 im Haus Brandenburg zu einem Vortrag und einer Hausvorstellung angemeldet waren. Das Haus der „Stiftung Brandenburg“ hat die Aufgabe, die Erinnerung an die östlich der Oder nach dem Kriege abgeschnittenen Gebiete, die ehemals zur Mark Brandenburg gehörten, zu bewahren, Literatur und andere Archivalien aus diesen Gebieten zu sammeln und die Zusammenarbeit mit Polen zu fördern.

Kurz nach 9:00 Abfahrt in Richtung Arnswalde über Küstrin und Landsberg/Warthe. Die Fahrt verlief kompliziert, weil viele Baustellen und Umleitungen aufhielten und Verwirrung erzeugten, aber trotzdem kamen wir (fast) pünktlich im Restaurant/Hotel Wodnik in Dolgen kurz vor Woldenberg (Dobiegniew) an. Das neue Restaurant liegt an einem schönen See und wird von einer netten Dame gemanagt, deren Ehemann deutscher Rückkehrer ist, der aber noch in Berlin als Lehrer arbeitet. Das Hotel macht einen zwar schlichten, aber durchaus empfehlenswerten und sauberen Eindruck.

Über Woldenberg ging es zunächst weiter zu einem ehemaligen Schloss in Mehrenthin, das um 1900 im englischen Tudorstil errichtet und heute wieder aufgebaut und restauriert als Hotel „Palac Mierzcin“ betrie-



*Hotel Palac Mierzcin, das ehemalige Schloss Mehrenthin*

ben wird. Dieses Hotel ist nun ein Haus der Superlative mit trotzdem überraschend zivilen Preisen. Es liegt am Rande der Netzeniederung ca. 6 km östlich von Woldenberg. Betrieben wird es von einem polnischen Pharmakonzern. Es wird von einem schönen und sehr großen Park sowie schöner Landschaft umgeben.

Nach einer Kaffeetafel im uralten Kellergewölbe des Schlosses ging es nun endlich in den ehemaligen Kreis Arnswalde und über Klosterfelde, Marienwalde, Sellnow und Radun führen wir in die Stadt. Diese Strecke führt überwiegend durch recht fruchtbare Grundmoränenlandschaften; zuerst mit bescheidenem Bodenrelief, dann wurde bei Sellnow kurz das magere und ganz ebene Sandergebiet mit Kiefernwäldern angeschnitten, weiter ging es bis etwa Radun durch die nun etwas stärker gewellte und schließlich durch die ebenere Grundmoränenlandschaft bis Arnswalde.

Wir erreichten das „Hotel Razem“ in der Nähe des Schwimmbades am Klückensee, ein kleineres, neu

erbautes Hotel, das zwar sehr einfach, aber, was ja viel wichtiger ist, durchaus sauber ist. Gleich zu Beginn gab es eine Überraschung: „Die Zimmer sind oben; sucht sie Euch selber aus!“ Völlig neue Hotelerfahrung (die wohl auch nur funktionierte, weil keine anderen Gäste da waren)! Nur leider reichte die Zimmerzahl nicht ganz für die Einzelbettsüchtigen, und so mussten Margret und Detlef ganz gegen ihre heimische Gewohnheit in einem Doppelzimmer nächtigen. Die Folgen waren schrecklich; Margret konnte am nächsten Morgen nur berichten, dass sie schlecht geschlafen habe. Ob das Doppelzimmer aber wirklich der Grund war, oder ein nächtliches Gewitter, das einen Wolkenbruch mit ohrenbetäubendem Lärm auf das Hotel prasseln und den Weltuntergang befürchten ließ, habe ich nicht ergründet. Aber den Grund des Lärms fanden wir am Morgen heraus: über der Dachrinne war ein frei schwebendes Band aus Wellskobalith oder einem anderen Kunststoff angebracht, das als effektiver Verstärker für das Geräusch der Regentropfen wirkte.

Der Rest des Nachmittags reichte dann aber noch zu einem ersten Stadtrundgang; am See entlang gingen wir in die Stadt und stellten fest, dass „früher“ nicht so viel Röhricht am Ufer gestanden hat und auch im Wasser nicht so viel flottierende Watte von Grünalgen vorgekommen ist – oder gar keine. Eberhard konstatierte also, dass das Wasser heute sehr viel stärker verschmutzt sei und dass er in diesem schmutzigen Wasser nun leider nicht schwimmen könnte. Dann ging es weiter durch die Steintorstraße, über den Markt und an der Marienkirche vorbei, durch die Marktstraße und in großem Bogen durch die ehemalige Altstadt zum Hotel zurück. Insbesondere Eberhard und Waldfried versetzten uns in Staunen, als sie Herbert, der ja nun erstmals seit 1945 wieder in Arnswalde war, von einem Haus zum anderen geleite-

ten und ihm sagten, wer denn früher an dieser Stelle sein Haus gehabt hat. Heute ist davon (fast) nichts mehr vorhanden. An den Stellen der Häuser hinter der Kirche stehen Mietskasernen und Plattenbauten. Die Altstadt ist hier in den Kämpfen am Kriegsende restlos untergegangen.

Endlich konnten wir uns beim Abendessen von den Strapazen des Tages in dem Speiseraum des Hotels, der uns mit dem Charme einer Bahnhofshalle umgab, erholen. An dem allgemeinen Geräuschpegel der anschließenden Stunden konnte ich erkennen, dass noch viele vielen vieles zu berichten hatten, bis endlich die Betten attraktiver wurden, als die Berichte des Nachbarn.

Mittwoch, 15. 06.2005

Eberhard hat Geburtstag, und alle, alle kamen, um ihm zu gratulieren und einen Bildband über Choszczno zu überreichen, in dem wir uns alle mit vollem Namen verewigt hatten!

Schon vor dem Frühstück hatte Eberhard nun doch ein Bad im See genommen, denn an der Badeanstalt wären weniger Algen vorhanden. Er konnte auch Interessierte vor einem Gang um den See warnen, denn der Weg sei kaum passierbar; überall seien große Pfützen, und im übrigen lohnte sich der Gang auch nicht mehr, da der Röhrichtgürtel wesentlich breiter geworden sei und man nur selten das Wasser sehen könnte. Nach dem Frühstück kam deswegen ein weiterer gemeinsamer Stadtbummel zustande und die erstaunlichen Berichte, wer denn in welchem Hause gewohnt hat, wurden fortgesetzt, und das 60 Jahre nach der Flucht oder Vertreibung!

Um 10:00 war als Treffpunkt der Anlegesteg des Motorbootes „Wolvega“, einem Geschenk der gleichnamigen Partnerstadt in den Niederlanden, ausgemacht. Das Bötchen schipperte also einmal rund um den See und wir konnten vom offenen Wasser aus



Von links nach rechts: 1. Max Steinborn, 2. Anne Kniest, 3. Wilma Steinborn, 4. Anneliese Gawlak (als Dolmetscherin), 5. Karl-Josef Nick, 7. Waldfried Schnabel, 8. Detlef Robr, 9. Gislint Schnabel, 10. Dr. Margret Robr, 11. Pia Schumann, 12. Wolfgang Schumann, 13. Dr. Renate Sämman, 14. Eberhard Drews Aufnahme: Herbert Kniest

sehen, dass da im Vergleich mit dem übrigen Wasser-geflügel auffällig viele Haubentaucher herum schwammen. Teilweise waren es ganze Familien und einige Mütter hatten ihre Küken auf dem Rücken. Der Röhrichtgürtel ist tatsächlich dicht und unglaublich viele abenteuerliche Angelstege zeigten, dass die Polen eifrige Angler sind. Aber auch die städtischen Quartiere vom Wasser aus zu sehen, war sehr schön, und Waldfried, der ja drei- bis viermal jährlich in Arnswalde ist, konnte uns viele vergessene Dinge wieder in die Erinnerung holen.

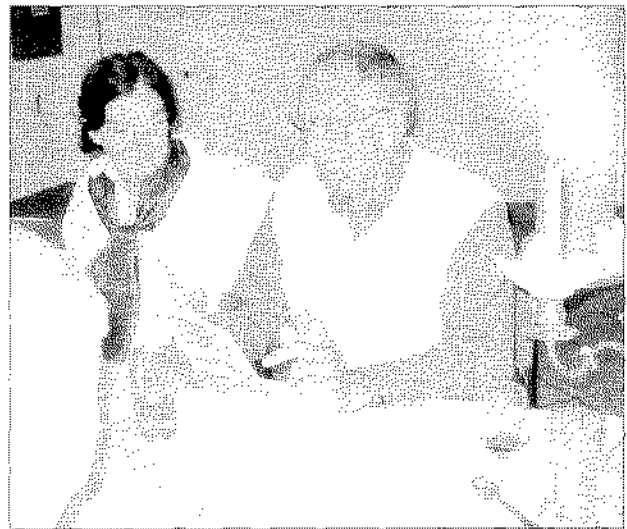
Im Anschluss an die Bootsfahrt stiegen wir um zu einer Busfahrt nach Reetz, aber nicht auf der direkten und kürzesten Strecke, sondern über die Dörfer. Es war ja als besonderes Anliegen dieser Erinnerungsfahrt festgelegt, nicht nur die Stadt, sondern vor allem den ehemaligen Landkreis Arnswalde zu erleben. Und so kamen wir auch nach Marienberg, wo unsere Familie von 1940 bis 1941 im dortigen Gutshaus gewohnt hatte. Das Haus ist zerstört und die Einfahrt sehr zugewachsen. Das Gut war in den 30er Jahren aufgesiedelt worden. – In Schlagenthin machte uns Waldfried auf eine noch stehende Wand eines früheren Stalles des Gutes aufmerksam, die doppelschalig errichtet und mit einem Muster aus gebrochenen Feldsteinen versehen war. Weiter bis hinter Stolzenfelde, einem größeren Bauerndorf, in dem der ehemalige Gutsbetrieb noch besteht und das Gutshaus wieder aufgebaut ist, hatten wir noch die fruchtbare ebene Grundmoräne unter den Rädern, die nach Westen schließlich übergeht in den „Pyritzer Weizacker“. Dahinter kamen wir wieder in das Gebiet mit ausgeprägter Reliefenergie, die „kuppige Grundmoräne“, machten einen kleinen Abstecher nach Pammin, einem Angerdorf mit zwei Parallelstraßen und der Kirche auf dem Anger, und fuhren schließlich auf der Straße parallel zur Ihna, dem Flüsschen, das früher die Kreisgrenze bildete, nach Reetz.

Wolfgang, Sohn des Lehrers Schumann aus Reetz, hatte schon vorher die Führung übernommen und behielt sie auch in seiner Vaterstadt bei. Ein kurzer Rundgang durch die Stadt und die – nicht zerstört gewesene – Kirche endete in einer Fernfahrerkeipe bei einem einfachen, aber reichlichen und schmackhaften Mittagessen.

Über Buchholz und Liebenow, beide noch im fruchtbaren Grundmoränengebiet, erreichten wir die Streusandbüchse des Sanders bei Kölpin, legten eine Susi-Baumann-Gedenkminute bei der Vorbeifahrt an der Schule, in der sie gewohnt hatte, ein und bei dem verfallenen Gutshaus eine Erinnerungsminute an die idyllische Ruine, fuhren weiter durch die armen Sandergebiete mit echten, märkischen Telegrafentangenwäldern mit Heidelbeeren über Berkenbrügge nach Marienwalde und landeten schließlich an der Straße nach Sellnow auf einem einsam liegenden Hof, ehemals Buchenau.

Buchenau ist von einer rührigen polnischen Familie Stenalski zu einem Ferienhof mit drei Ferienwohnungen ausgebaut worden – ein Tipp für einen Urlauber mit Auto an der Straße von Woldenberg nach Arnswalde! Ein Teich mit schönem Froschkonzert und gelegentlichem Besuch durch einen Storch, daran ein großer Sitzplatz mit Feuerstelle, lädt zu einer Rast – und uns zu einer Kaffeepause mit leckerem Kuchen ein.

Dann aber ging es wieder über die gestern bei der Herfahrt bereits gefahrene Strecke über Radun zurück nach Arnswalde, wo wir nochmals einen kleinen



Die „Geburtstagskinder“ Dr. Margret Rohr und Eberhard Drews

Spaziergang am See einlegten und uns schließlich zu einem feierlichen Abendessen in unserem Hotel einfanden, zu dem uns die beiden Geburtstagskinder Eberhard und Margret, die am nächsten Tag ebenfalls Geburtstag hatte, eingeladen hatten. Der Tisch war festlich gedeckt, das Essen gut und es gab sogar Wein – und niemand glaubte noch, in einer Bahnhofshalle zu sein!

Donnerstag, 16.05.2005

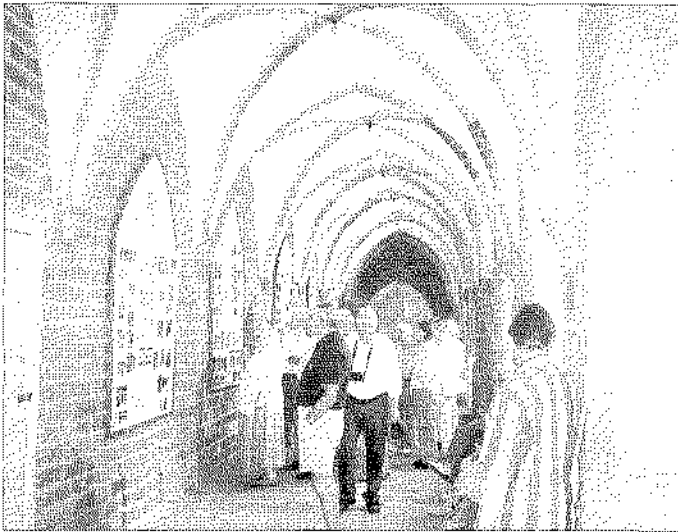
Heute hatte nun Margret Geburtstag und wieder kamen alle, alle, um ihr zu gratulieren und auch ihr den Bildband über „Choszczno“ zu überreichen!

Mit Edith machte ich nun nach dem Frühstück trotz der Warnungen von Eberhard doch einen Spaziergang um den See. Eberhard hatte gestern wenige Stunden nach dem Wolkenbruch den Weg erkundet, aber nach dem wunderbar warmen und sonnigen gestrigen Tag war der Weg wieder abgetrocknet. Und der Blick auf das Wasser? Röhricht gab es auch vor 60 Jahren auf ganzer Strecke; ob der Gürtel breiter geworden ist, kann ich nicht beurteilen. Aber auch der Strauchgürtel zwischen Weg und Ufer könnte dichter geworden sein. Der Rundweg war so schön, wie auch früher immer, und lange Zeit saßen wir auf einem Anglersteg und genossen die Ruhe und den Blick über den See.

Die anderen Fahrteilnehmer unternahmen derweil nochmals einen Stadtbummel. Um 11:00 fanden wir uns alle am Bus ein, um eine Fahrt nach Neuwedell und Marienwalde zu unternehmen. Im Wald bei Neuwedell wurden zunächst Soldatengräber und der polnisch-deutsche Gedenkstein aufgesucht, dann ein Kleiderpaket bei einer alten Bekannten von Waldfried und Gislint abgeliefert, auf dem Marktplatz geparkt und nach einer Runde um die Kirche mit Fachwerk-turm zum vorbestellten Mittagessen in einem Privathaus am See gewandert. Und wieder mussten wir ein „Hoch“ auf Waldfrieds Verbindungen und Organisationen ausbringen!

Weiter ging es wieder zu dem Pensionswirt nach Buchenau, der uns nach Marienwalde begleitete. Dort werden an der ehemaligen Zisterzienserabtei archäologische Ausgrabungen vorgenommen, weil man das Kloster wieder rekonstruieren will. Die Grabungsleiterin aus Posen wohnt bei ihren Kontrollbesuchen in einer der Ferienwohnungen. Sie wollte uns die Grabungen erläutern und er sollte als Übersetzer fungieren – und das hat er hervorragend gemacht!





*Südflügel des Kreuzganges in der ehemaligen Abtei Marienwalde*

Das um 1300 errichtete Kloster war schon vor dem Krieg weitgehend zerstört. Von der Kirche stand noch der Chorraum und zwei Joche des Langhauses, im übrigen zwei Flügel des Kreuzganges mit einigen Räumen daran. Auch ein über 10 m tiefer mit Feldsteinen ohne Mörtel aufgesetzter Brunnen aus der Gründungszeit ist erhalten. Den Wiederaufbau trägt mit nur geringen Zuschüssen die heutige Pfarrgemeinde! Es dürfte interessant sein, in einigen Jahren wieder dorthin zu fahren.

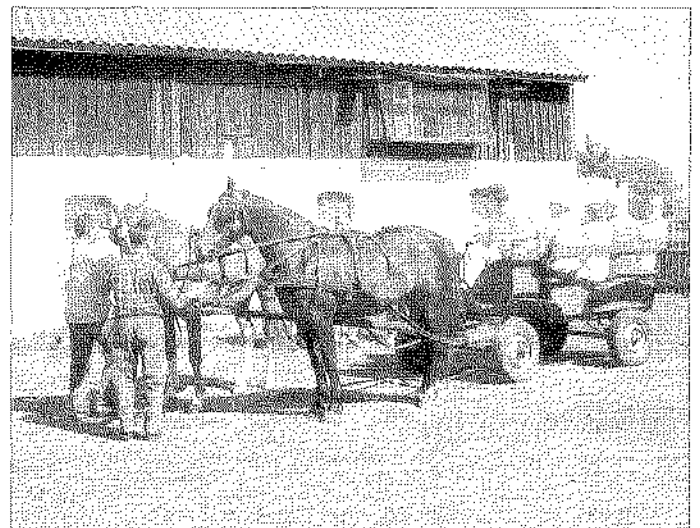
Herr Stenalski brachte uns weiter nach Hagelfelde zu einem Bauern, der uns mit einer Pferdekutsche durch die Wälder nach Buchenau brachte. Das war ein weiterer Höhepunkt! Die früher zum Forst Marienwalde gehörigen Wälder stocken überwiegend auf den relativ fruchtbaren Böden der Woldenberger Grundmoräne. Es sind meistens Mischwälder mit hohem Buchenanteil, aber auch reine Buchen- und reine Kiefernwälder kommen vor. Der Eichenanteil ist ebenfalls hoch. Erstaunt war ich über einen starken Robinienbestand, vor allem am Waldrand. Die Wälder waren wüchsig, und es war eine Freude, darin mit der Kutsche auf den Wegen zu fahren, die vor vielen Jahren von preußischen Forstleuten angelegt worden waren. Leider waren das aber nicht vordergründig Ästhetiker der Landschaft, sondern Wirtschaftler darin. Und so legten sie die Trassen stets so, dass sie die Waldbestände damit optimal erschließen konnten. Ich aber hatte nun die alten Karten auf dem Schoß und wusste, dass 100 oder 200 m weiter große und höchstwahrscheinlich extrem schöne, weil abgelegene Seen lockten z. B. Großer Prietzensee und Niedstubbensee, die aber vom Weg aus nicht zu sehen waren (uff, ich höre ja schon wieder meine liebe Edith sagen, ich wäre ein ewiger Meckerpott, ich sollte die Schönheit der Wälder genießen und nicht schon wieder etwas noch besseres haben wollen; ich würde nur ihr die Freude an der Landschaft vergällen). Aber so ist es nun einmal; Wissen führt durchaus nicht immer und automatisch zur tiefsten Zufriedenheit, sondern immer wieder auch zur Gier nach noch mehr, oder, frei nach Goethe: zwar sehe ich viel, doch möchte ich alles sehen!

Der Rest des Tages: Kaffeepause auf der Wiese in Buchenau (während die zweite Gruppe ihre Kutschfahrt unternahm), Rückfahrt auf der bekannten Strecke nach Arnswalde, Abendessen und danach eine kleine Gesprächsrunde in der Gartenlaube des Hotels.

Und die war Spitze und wird allen Beteiligten lange in Erinnerung bleiben! Der wissenschaftliche Erkenntniswert und der philosophische Tiefgang strebten zwar gemeinsam machtvoll gegen Null. Aber der Belustigungsgrad erreichte ungeahnte Höhen. Besonders Wilma erzeugte mit bühnenreifen Einlagen immer wieder Lachstürme.

Freitag, 17.06.2005

Um 07:00 wurden die Koffer verladen und anschließend gefrühstückt, um 08:30 verließ der Bus das Hotel und Arnswalde nach Südwesten. Waldfried gab noch Einzelheiten zur ehemaligen und spurlos beseitigten Zuckerfabrik und einigen Gutssiedlungen und deren Familien am Stadtrand zur Kenntnis, dann übernahm Max die Führung und die Erläuterungen, denn es ging in Richtung seines Heimatdorfes Bärfelde. Die Verkehrsverhältnisse und -verbindungen in seiner Schulzeit, die Landschaft, die Größe und Eigentümlichkeiten der Dörfer und auch einzelne Bewohner waren Themen der Unterhaltung, bis wir schließlich vor seinem elterlichen Hofe standen. Auf dem Hof waren mehrere Menschen mit Bauarbeiten beschäftigt und schauten ratlos, als da plötzlich ein Bus hielt und offensichtlich das Grundstück genau betrachtet wurde. Schließlich stieg Max aus und gab sich, so gut das ohne jede sprachliche Verständigungsmöglichkeit ging, als einen früheren Bewohner bekannt – und die „Dame des Hauses“ erwies sich als die Mutter einer jungen Frau, die Max bei seinem letzten Besuch kennen lernte. Nach und nach leerte sich der ganze Bus und wir bewunderten unter anderem den Drehbrunnen auf dem Hof, der bestes Wasser lieferte oder freigelegte Fundamente des ehemaligen Wohnhauses. Bärfelde liegt kurz vor Bernstein, das eine besonders schöne Umgebung hat, denn es ist die „Stadt der 7 Seen“, die in einer langen Kette, durch „Fließe“ miteinander verbunden und in Wälder eingebettet in einer eiszeitlichen Rinne liegen – und einer von ihnen war schon in der Eiszeit extra bis nach Bärfelde gezogen worden, damit Max die Sommer seiner Kindheit daran verbringen konnte. – Die Fahrt ging weiter nach Berlinchen, wo wir wieder ein sehr gutes und empfehlenswertes „Hotel Alma“ besichtigten und eine Ehrenrunde durch die schöne Stadt drehten. Über das ebenfalls ansehnliche Lippelne ging es dann nach Soldin, wo sich dem Bus ein viel zu kleines Stadttor in den Weg stellte. Eine Umleitung war niemandem aufgefallen; wir mussten also drehen und uns einen ande-



*Unsere Kutschfahrt*

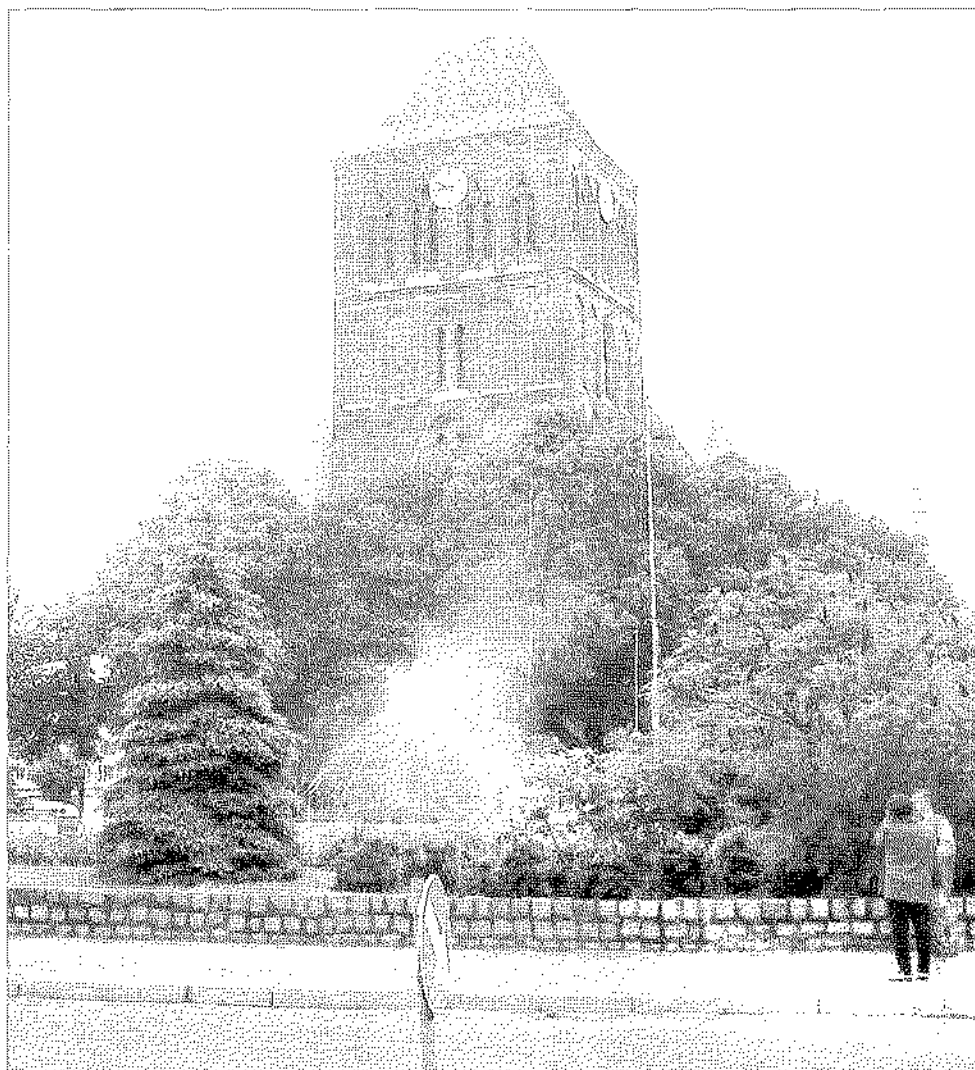
ren Weg suchen, den wir auch gefunden zu haben glaubten, bis wir an einem noch kleineren Stadttor standen. Die Altstadt und die Stadtmauer hatten den Krieg überstanden, anders als in Arnswalde! Wir suchten mit dem Daumen als Kompass eine andere Straße in Richtung Küstrin, machten auf diese Weise einen wirklich großen Umweg durch eine ausgesprochen schöne und völlig einsame neumärkische Landschaft, wussten endlich nicht mehr, wo wir eigentlich sind und fragten zwei Radfahrer, die uns begegneten. Die beschworen uns, nicht in Richtung Königsberg zu fahren, wie wir gewillt waren, sondern zurück nach Soldin, und so standen wir nach einer langen Odyssee wieder vor einem Stadttor von Soldin, durch das wir aber nicht mehr hindurch mussten (das hätten wir auch jetzt noch nicht gekonnt!), sondern wir kamen hier endlich wieder auf die Straße nach Küstrin.

In Küstrin war für den Fahrer ohnehin eine Zwangspause fällig, die wir wie auch er benutzten, um auf dem Polenmarkt zu essen und einige Kleinigkeiten einzukaufen. – Der Grenzübergang verlief reibungslos. Den größten Teil des Aufenthalts machte die Wartezeit aus bis man unseren Bus überhaupt bemerkte und zur Kontrolle hereinkam. Dann ging es über die Oder und durch Seelow zurück nach Fürstenwalde, wo wir gegen 15:00 eintrafen, also noch früh genug, um wenigstens einen großen Teil der Rückfahrt nach Lingen antreten zu können. Damit endete die Fahrt nach Arnswalde, die wir alle aus vollen Zügen genos-

sen, denn nicht nur die Gruppe war absolut harmonisch, sondern auch das Wetter war traumhaft schön, sonnig, warm bis heiß, aber nicht schwül und die Landschaft so schön, wie wir sie kannten und in Erinnerung hatten. Und alles konnte nur deshalb so optimal verlaufen, weil Waldfried durch seine vielfältigen Verbindungen überall attraktive Ziele kannte und von jedem Dorf interessante Einzelheiten zu berichten wusste.

Nur leider konnten wir aus Zeitgründen nicht auch noch mein spezielles Ziel, den heutigen Nationalpark an der Drage und darin einige besondere Höhepunkte, besuchen. Dabei muss ich ja selbst zugeben, dass das Aufsuchen bestimmter Punkte wohl kaum mit einer geschlossenen Reisegesellschaft und mit einem Bus erfolgen kann, ohne die Gruppe zu zeitaufwändigen Wanderungen zu animieren – und wer interessiert sich dann für eine Natternzunge, eine Torfgränke oder ein Kleinmoor in einem bestimmten Entwicklungsstadium? Ein schöner See mit Bademöglichkeit, ja, der hätte gelockt, – aber so? – Also werde ich wohl noch einmal aufbrechen müssen, aber dann ganz allein oder mit nur einem ähnlich spinnerten Begleiter!?

Wir gönnten uns also in Fürstenwalde nur eine kurze Kaffeepause, nahmen tränenreichen Abschied voneinander und fuhren um 16:15 ab in Richtung Lingen. Wegen der fortgeschrittenen Zeit fuhr ich schneller als üblich, und so erreichten wir Lingen noch am gleichen Abend.



*Cboszcznow, Marktplatz*

## Die langen Stiefel

In dem kleinen Dorfe Zatten in der Neumark wohnte einst ein Bauer mit Namen Hermann Schwandt, mein Großvater, Mutters Vater. Seine Weidekoppeln waren noch nicht eingezäunt, und wenn seine Kühe darauf grasten, musste immer jemand dabei sein und sie hüten. Das konnte ein Kind tun. Weil seine Kinder aber noch klein waren, musste er sich einen Hütejungen halten.

In einem Sommer nahm Bauer Schwandt den zehnjährigen Hermann Wenzel zum Kühe hüten in Dienst. Als Lohn gab es gutes Essen und - ein Paar lange Stiefel. Das gute Essen gab's jeden Tag, die Stiefel aber erst zu Weihnachten.

Hermann hütete nun jeden Tag bei Schwandt die Kühe. Langeweile hatte er nicht dabei; denn allein war er nicht auf dem Felde; auf dem Nachbarfelde hütete meistens ein anderer Junge. Dann setzten sich beide auf den Feldrain und vertrieben sich die Zeit mit allen möglichen Dingen. Sie schnitten sich Stöcke, ringelten die Rinde ab und freuten sich an der hellen Farbe des Holzes. Sie schnitzten sich Flöten und bliesen die Töne gegen den Waldrand, der sie im Echo zum Felde zurückschickte. Bald war der Sommer vergangen, und der letzte Tag des Hütens rückte heran. „Nur noch einen Tag und ich habe mir ein paar lange Stiefel verdient“, dachte der kleine Hermann. Wie freute er sich auf Weihnachten! Aber der letzte Tag wollte ihm keinen guten Abschluss seines Hüteamtes gönnen. Am Vorabend hatte sich eine dunkle Wolkenbank über den weiten Wald gelagert. Am Morgen strömte der Regen unablässig herab. Es war ein richtiger norddeutscher Regentag!

Und Hermann guckte sich den Regen an und sah, dass die Straße ganz nass war, und er guckte nach oben, nach den Wolken, die ganz dunkel waren; da wusste er, dass es heute den ganzen Tag regnen würde. Ausgerechnet heute am letzten Tag des Kühehütens! Und da kamen bei ihm sonderliche Gedanken anspaziert: Bei diesem Regen soll ich die Kühe hüten? Heute am letzten Tag? Da will ich lieber zu Hause bleiben. Auf einen Tag, auf den letzten, kommt es wohl auch nicht an! - So dachte der kleine Hirt, - aber es war ihm doch nicht ganz wohl dabei.

Hermann blieb zu Hause, Bauer Schwandt wartete vergebens auf seinen Hütejungen. „Na warte 'mal!“ dachte Schwandt und zeigte in seinem gesunden Bauerngesicht ein gutmütiges, heimliches Lächeln - Weihnachten war noch fern, aber rechtzeitig bestellte er beim Dorfschuster die langen Stiefel für den kleinen Hütejungen, der am letzten Tage nicht zum Hüten kam. -

Nun war der Winter gekommen, und bald war Weihnachten. Je näher das Fest rückte, desto mehr freute sich Hermann auf die langen Stiefel. Am Morgen des ersten Weihnachtstages schritt Bauer Schwandt mit den Stiefeln unterm Arm durch das Dorf und trat in Wenzels Haus ein. Er wünschte allen frohe Weihnachten. Dann betrachtete er einen Augenblick den Tannenbaum und schaute auch einmal nach unten auf den Fuß des Tannenbaumes, wo die Geschenke lagen. Es waren alles nützliche Sachen, auch nicht viele, aber dennoch freute sich jedes Kind zu seinen Gaben. Damals waren die Menschen anspruchsloser und einfacher, und doch war viel Freude im Kindesleben. - Dann beschenkte Bauer Schwandt den kleinen Hermann. Natürlich musste er die Stiefel sofort anpassen. Mit dem rechten Stiefel fing er an. Vorsichtig steckte

er seine Zeigefinger durch die beiden Schlaufen, die oben an der rechten und linken Seite des Schaftes saßen, zog den Stiefel an seinem Bein hoch und stampfte mehrmals auf. Ja, der passte gut! Nun kam der linke Stiefel an die Reihe. Der rechte Zeigefinger saß schon in der Schlaufe, aber - wo war denn die linke Schlaufe? Er guckte in den Stiefel hinein - fand keine. Merkwürdig! Der linke Stiefel mit nur einer Schlaufe? Er sah den Bauern Schwandt fragend an. Der lächelte, wurde dann ernst und sagte: „Ja, mein Junge, sieh mal, am letzten Tage hast du nicht gehütet, darum habe ich dir etwas vom Lohn abgezogen: Der Schuster sollte nur eine Schlaufe annähen.“ Hermann errötete und schämte sich. Aber Bauer Schwandt setzte sofort hinzu: „Na, nach dem Fest gehst du zum Schuster und lässt dir die zweite Schlaufe annähen!“ - Das tat Hermann Wenzel dann auch.

Während seines ganzen Lebens dachte er oft an die langen Stiefel. Was er aber in Zukunft tat, das tat er ganz.

Hans Beyer (geb. 10. 07. 1905 Friedrichsruh)

(gest. 03. 01. 1979 Bad Segeberg)

Sohn von Ernst Beyer (geb. 03. 06. 1872 Zatten)

(gest. 03. 12. 1950 Bad Segeberg)

## Schmunzelecke

Der Lehrer gibt nicht auf. „Eine einfache Aufgabe, Max“, sagt er „Wenn du 70 Euro in deine Hosentasche einsteckst und unterwegs einen Zehn-Euroschein und einen Fünf-Euroschein verlierst, was hast du dann in deiner Tasche?“ - „Ein Loch“, antwortet Max.

„Lena, wenn du mir versprichst dieses Schimpfwort nicht mehr zu benutzen, gebe ich dir einen Euro.“ - „Ist gemacht, Mutti, aber ich kenne Wörter, die sind mindestens fünf Euro wert.“

„Haben Sie denn mit Ihrer Frau gar nichts mehr gemeinsam?“, fragt der Scheidungsrichter einen älteren Mann. „Doch“, brummt der, „wir haben am selben Tag geheiratet.“

„Eure ewigen Ehestreitigkeiten. Da mag man ja nicht mehr hinhören“, beschwert sich Elke beim Vater. „Aber, Kindchen, das ist doch nur Spaß.“ „Und warum sehe ich dich dann nie lachen?“ - „Ein guter Clown lacht nie.“

Die Lehrerin fragt die Kinder: „Was ist eine Matrone?“ „Das ist eine alte Frau“, antwortet Mäxchen richtig. Meldet sich Fritzchen: „Ist eine Patrone dann ein alter Mann?“

Ehekrach: „Um dich zu heiraten habe ich sogar mein Studium aufgegeben“, schluchzt sie. „Ich nehme an“, erwidert er, „es war das Studium der Kochkunst.“

„Ich lebe in dem Wahn, jung sterben zu müssen“, erklärt Frau Siebentritt dem noch jungen Psychologen bei ihrer ersten Sitzung. Der betrachtet sie eingehend und zunächst schweigend und meint dann gemessen: „Also, wenn mich meine Augen nicht im Stich lassen gnädige Frau, dann haben Sie diese Gefahr längst hinter sich.“

Der Lehrer fragt: „Was sind Munnien?“ Der kleine Meier meldet sich: „Eingemachte Könige.“

Die Gattin des Topmanagers: „Stell dir nur vor, mein Liebling, wie aufmerksam das Hotel ist, in dem du während deiner letzten Geschäftsverhandlungen gewohnt hast. Es hat mir ein zauberhaftes Nachthemd geschickt.“

Sekretärin zum Bankdirektor: „Wollen Sie wirklich „Hochachtungsvoll“ an diesen Betrüger und Halsabschneider schreiben?“ Der Bankdirektor stutzt kurz und antwortet: „Sie haben Recht. Schreiben Sie: „Mit kollegialem Gruß!“

Zwei Freundinnen unterhalten sich. Sagt die eine: „Stell Dir vor, der Sohn von meinem Nachbarn Lehmann will Bakteriologe werden. Was hältst du davon?“ „Weißt Du, heute gibt es so viele Fremdwörter, als ob das alte Wort Bäcker nicht mehr gut genug sei.“

Sagt eine Mutter aufmunternd am Telefon zum Freund ihrer Tochter: „Tut mir leid, mein Junge, hier ist nicht Ihr Luxussschiffchen, hier spricht der alte Schraubendampfer!“

„Sind Ihre Kinder in der Schule auch so frech?“ fragt die Nachbarin. - „Und wie! Zum Elternabend gehe ich immer unter falschem Namen!“

Kommt eine Frau in den Fleischerladen, „Ich hätte gern 100 g Leberwurst und 50 g Fleischwurst. Und schicken Sie mir bitte das Gekaufte nach Hause.“ Verkäuferin: „Es tut mir leid, aber unser Lastwagen ist gerade mit einem Brühwürfel unterwegs.“

„Haben Sie Brüder?“ - „Jawohl, Herr Professor, einen.“ - „Komisch. Wer lügt denn nun? Ihre Schwester hat gesagt, sie hat zwei!“

Aus dem Rundschreiben einer Verwaltungsbehörde: „Wir bitten alle Angestellten, bei Ausfertigung amtlicher Schriftstücke auf die Satzzeichen zu achten. Ein Satzzeichen steht an der richtigen Stelle, wenn es nicht falsch gebraucht wird (Südpresse Salzburg)

„Guck mal, hier in der Zeitung steht, dass ein Mann ins Gefängnis muss, weil er mit zwei Frauen verheiratet war.“ - „Sieh mal an - zur Bestrafung oder zur Erholung?“

Merke: Nicht jeder, der einen Pieps hat, hat auch ein Handy!

„Wann wirst du endlich so gut kochen können wie meine Mutter?“ maulte der Ehemann. „Wenn du“, entgegnete sie ungerührt, „soviel Geld verdienst wie mein Vater „

„Kennen Sie Placido Domingo?“ - „Ist das nicht die Hauptstadt der Dominikanischen Republik?“

„Warum nennst du euer Baby eigentlich immer Espresso?“ - „Weil es mich die ganze Nacht wachhält!“

Wer Geld wie Heu hat, kann ruhig strohduftig sein.

## Die schönsten Rezepte aus Pommern

Hans-Georg Hecker

### Holundersuppe

#### Zutaten

500 g reife Holunderbeeren, 80-100 g Zucker, 3 Äpfel, 1-2 EL Speisestärke, Saft einer halben Zitrone

#### Zubereitung

Beeren mit 250 ml Wasser sachte zum Kochen bringen, Zucker hinzufügen und noch 10 Minuten leicht köcheln lassen. Suppe durch ein Sieb passieren. Äpfel schälen, vierteln und Kerngehäuse entfernen. Die Apfelviertel in dünne Spalten schneiden und in der passierten Suppe weich, aber nicht zu Mus kochen. Das angerührte Stärkemehl zum Sämigmachen in die kochende Flüssigkeit einrühren, die Suppe vom Herd nehmen, noch einmal mit Zucker- und eventuell Zitronensaft abschmecken. In tiefe Teller oder Schüsseln füllen und kalt servieren.

Tipp: Fliederbeersuppe kann mit kleinen Suppenklößchen, die man auch Schwemmkloßchen nennt, warm serviert werden.

### Erbsen „Alte Weiber“

Dieses derbe, besonders im Winter von Herren geschätzte Gericht, wurde in Pommern schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu allerlei Fleisch- und Wildgerichten gereicht.

#### Zutaten

400 g graue Erbsen, 75 g magerer Rauchspeck (in Würfel geschnitten), 2 EL Zwiebelwürfel, 2 EL Mehl, 1 TL gerebelter Majoran, Salz, Pfeffer, Zucker

#### Zubereitung

Die Erbsen am Vorabend in reichlich Wasser einweichen.

Speckwürfel in einem Topf anbraten. Die Zwiebelwürfel mit anschwitzen, die Erbsen mit dem Einweichwasser zugeben und zugedeckt weich kochen. Während des Kochens die Erbsen mit Majoran, Salz, Pfeffer und einer Prise Zucker würzen. Den Kochvorgang öfters kontrollieren, der Kochfond soll kurz gehalten werden.

Sobald die Erbsen weich sind, bindet man sie mit angerührtem Mehl und würzt sie gegebenenfalls noch einmal nach. Die Erbsen sollten nicht suppig auf dem Teller verlaufen.

Salzkartoffeln und Erbsengemüse bilden als Beilagen eine ideale Ergänzung zu Fleischgerichten.

### Griessflammeri mit Brombeeren

#### Zutaten

250 ml Milch, 1/2 Vanilleschote, das Abgeriebene von 1 Zitrone, 25 g Griess, 4 Blatt Gelatine, 3 Eidotter, 60 g Zucker, 190 ml Sahne, 1 EL Puderzucker, etwas Pflanzenöl, 200 g frische Brombeeren, 1 EL Zucker, Sauce von 200 g Aprikosen, 250 ml Sahne

#### Zubereitung

Die Milch mit der halbierten, ausgeschabten Vanilleschote und der abgeriebenen Zitronenschale aufkochen. Durch ein feines Sieb passieren, in den Topf zurückgießen und zum Sieden bringen. Den Griess unter ständigem Rühren hineinschütten und bei schwa-



cher Hitze so lange weiterrühren, bis die Masse leicht andickt, dann die eingeweichte, gut ausgedrückte Gelatine unterrühren.

Die Eidotter mit dem Zucker cremig schlagen und nach und nach zu der Grießmasse rühren. Auf Eiswasser kalt rühren und zum Schluss die mit Puderzucker steif geschlagene Sahne sorgfältig unterziehen. Die fertige Masse in eine dünn geölte Kranzform (750 ml Volumen) geben, die Oberfläche glatt streichen und im Kühlschrank 3 Stunden fest werden lassen.

Brombeeren mit 1 EL Zucker 10 Minuten marinieren und eventuell mit Cassis parfümieren. Die Aprikosen entkernen, einkochen, pürieren und durch ein Sieb passieren. Den Grießflammerl auf eine Platte stürzen und mit den Brombeeren, der Aprikosensauce und Schlagsahne servieren.

## Hasenpfeffer

### Zutaten

750 g Hasenfleischstücke (ohne Knochen, aus der Keule), 2 grob geschnittene Zwiebeln, 1 Bund grob zerkleinertes Suppengrün, 10 zerdrückte Pfefferkörner, 5 Pimentkörner, 5 Wacholderbeeren, 1 Lorbeerblatt, 2 Gewürznelken, Salz, Pfeffer, Zucker, 250 ml Rotwein, 50 ml roter Weinessig, 10 ml Weinbrand, 125 g durchwachsener Speck, 500 ml Fleisch- und Knochenbrühe (von den Knochen und Parüren des Hasen) etwas Speisestärke, 125 ml süße oder saure Sahne, nach Geschmack

### Zubereitung

Die Hasenfleischstücke waschen und trockentopfen. Hasenfleisch, Zwiebeln, Suppengrün, Gewürze, Rotwein, Essig und Weinbrand mischen und 4-5 Stunden marinieren.

Alle Zutaten auf einen Durchschlag gießen und abtropfen lassen, die Marinade dabei auffangen. Den durchwachsenen Speck würfeln und in einem großen Topf glasig braten. Die Hasenteile mit allen anderen Zutaten zufügen und anbraten. Mit der Marinade ablöschen und der Fleischbrühe auffüllen. Den Topf mit Deckel verschließen und ungefähr 45 Minuten schmoren.

Die Fleischstücke nach Ende der Garzeit mit einer Fleischgabel ausstechen und in einer Schüssel warm stellen. Die Sauce passieren, reduzieren, mit angerührter Stärke binden, abschmecken und mit Sahne verfeinern. Die Sauce über die Fleischstücke gießen und servieren. Hierzu werden gerne Kartoffelklöße gegessen oder/und, will man sie nicht gleich mitschmoren, Pilze.

## Semmelknödel

In der wildreichen Gegend Pommerns waren die Semmelklöße sehr beliebt und wurden zu pikanten Ragouts sowie zu Reh- und Hasenpfeffer gereicht.

### Zutaten

5 altbackene Brötchen, 250 ml Milch, 50 g geräucherter Bauchspeck, 50 g gewürfelte Zwiebel, 1/2 Bund gehackte Petersilie, 4 Eier, Salz, Pfeffer, geriebene Muskatnuss

### Zubereitung

Die Brötchen in Scheiben schneiden und mit heißer Milch übergießen. Einen Teller darauf pressen und zugedeckt 10 Minuten stehen lassen.

Speck in Würfel schneiden und zusammen mit den

Zwiebelwürfeln braun anbraten, anschließend mit allen anderen Zutaten mischen. Sollte die Masse zu locker sein, kann sie mit etwas Grieß nachträglich gebunden werden.

Von dieser Masse Knödel formen und in Salzwasser 15 Minuten ziehen lassen.

## Aal in Aspik

### Zutaten

1 kg Aal, 50 ml Essig, Salz, Pfeffer, 1 Lorbeerblatt, 5 Wacholderbeeren, 5 Pfefferkörner, 1 große Möhre, 100 ml Madeira, 8 Blatt weiße Gelatine, 4 hart gekochte Eier, 2 Tomaten, 2 Gewürzgurken, 1 Bund Petersilie

### Zubereitung

Den Aal ausnehmen und säubern, aber nicht abziehen. In gleichmäßige Stücke schneiden und leicht salzen.

500 ml Wasser, Essig und Madeira aufkochen, mit Pfeffer, Lorbeerblatt, Wacholderbeeren und Pfefferkörnern würzen. Geputzte Möhre mit einem Buntmesser in Scheiben schneiden und zufügen. Aalstücke darin 15 Minuten gar ziehen. Gelatine in kaltem Wasser einweichen.

Möhrenscheiben und Aalstücke herausnehmen und abkühlen lassen. Aalstücke, nach dem Abkühlen, häuten und filetieren. Den passierten, heißen Fond mit der ausgedrückten Gelatine mischen und kühl stellen.

Eine runde Glasschüssel oder eine beliebige Form mit den Möhren-, Eier-, Tomaten- und Gurkenscheiben auslegen. Von dem abgekühlten, noch nicht gelierenden Fond einen Spiegel (so heißt die erste Schicht) über die Scheiben gießen. Im Kühlschrank anziehen lassen.

Dann die Schüssel (Form) mit Aalstücken füllen, obenauf die restliche Garnitur verteilen und mit dem Gelatine-Fischsud zugießen. Auf eine Platte gestürzt servieren.

Als Beilage eignen sich Toastbrot oder Baguette, Butter und eine leichte Kräutersauce.

Aal in Aspik kann auch portionsweise zubereitet werden. Als Sturzform verwendet man dann am besten kleine Glasschüsseln oder Kaffeetassen.



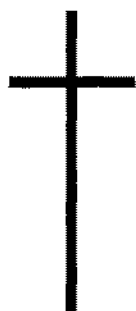
## Herzlichen Dank

Wir danken sehr herzlich den Familien Alberts-Lilienthal in Essen, Tannscheidweg 17, für die Spende, die auf Wunsch ihrer verstorbenen Mutter, Frau Hildegard Alberts, dem Heimatgruß-Rundbrief zukommen sollte. Wir werden das Geld bestimmungsgemäß für die Weiterführung des Rundbriefes verwenden.

Im Namen aller Mitarbeiter herzlichen Dank  
*Ruth Paetzold*

## Es gibt erfülltes Leben trotz vieler unerfüllter Wünsche.

*Dietrich Bonhoeffer*



*Nie sind wir ganz allein,  
auch nicht im tiefsten Leide.  
Gott, der ins Dunkel führt  
weiß auch die nächste Weide.*

*Maria Nels*

**Fern ihrer geliebten Heimat  
gingen in die Ewigkeit:**

Boortz, Heinz, \*15. 11. 1922, Goethestraße 1,  
04924 Bad Liebenwerda, (früher Arnswalde)

Demiczkowski, Ursel, geb. Karpisch, \*29. 7. 1935,  
†14. 7. 2005, (früher Wardin)

Herms, Ruth, geb. Köpsell, \*27. 6. 1925, Viertelsied-  
lung 8, 09627 Niederbritzsch, (früher Arnswalde)

Klodkowski, Helga, \*10. 9. 1922, Wohlkamp 2,  
23669 Timmendorfer Strand, (früher Arnswalde)

Putsch, Rudi, \*29. 6. 1926, Jägerstr. 27,  
35633 Lahnu, (früher Neuwedell)

Schröder, Ilse, \*17. 10. 1925, Langestr. 2,  
18314 Saatel, (früher Arnswalde)

Theut, Heinz, \*24. 8. 1925, Sadelkower Weg 25,  
17099 Eichhorst, (früher Arnswalde)



*„Ich bin die Auferstehung und das Leben;  
wer an mich glaubt, wird leben,  
auch wenn er stirbt, und jeder,  
der lebt und an mich glaubt,  
wird in Ewigkeit nicht sterben.“*

*(Joh. 11, 25)*

In liebevoller Erinnerung an Frau

**Josefina Baars**

geb. Hagler

\* 19. 5. 1914 † 11. 10. 2004

*O Herr, gib ihr die ewige Ruhe*

## Richtigstellung - Entschuldigung

Im Heimatgruß-Rundbrief 267 ist mir ein Missgeschick passiert. Eine Leserin ist fälschlich als tot gemeldet worden. Ich bitte Frau Anna Nagel, Stichstraße 1, Wohnung 44, 13597 Berlin, herzlich um Verzeihung für dieses bedauerliche Versehen. Ich wünsche Ihnen, liebe Frau Nagel, noch viele gesunde und glückliche Jahre voller Lebensfreude.

*Ruth Paetzold*

## Berichtigung

Bei den Glückwünschen für Frau Käte Lausch im Rundbrief 269 muss es heißen: ... zum 95. Geburtstag. Ich bitte das Versehen zu entschuldigen.

*Ruth Paetzold*

*Wir denken selten bei dem Licht an Finsternis,  
beim Glück an Elend,  
bei der Zufriedenheit an Schmerz,  
aber umgekehrt jederzeit*

*Immanuel Kant*

Am 21. Juni 2005 verstarb in Schwerin/Mecklemburg

**Lieselotte Pekron**

geb. Schröder

geboren am 30. 8. 1921 in Arnswalde

In tiefer Trauer

**Gisela Heine** geb. Eickhoff

**Dr. Joachim Heine**

13053 Berlin, Am Breiten Luch 94

*Von guten Mächten wunderbar geborgen  
erwarten wir getrost, was kommen mag,  
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen  
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.*

Sie waren nur kurz getrennt.  
Sieben Monate nach dem Tod seiner Frau verstarb  
mein lieber Vater und unser Opa

**Wolfram Herberg**

\* 12. 4. 1921

† 15. 9. 2005

In Liebe und Dankbarkeit

**Wolf-Ulrich Herberg  
mit Marcel und Iris**

78224 Singen, Umlandstraße 35a  
früher: Arnswalde



*Ich habe Dich bei Deinem Namen gernfen;  
Du bist mein.*

## Erika Frahne

\* 10. Juli 1923 † 6. September 2005

In liebevoller Erinnerung und Dankbarkeit  
nehmen wir Abschied.

Familie Gisela Ahlers  
Familie Anneliese Frahne  
Familie Eckard Frahne  
Familie Fritz Frahne  
Familie Dr. Dietrich Frahne

Trauerhaus: G. Ahlers, 27793 Wildeshausen;  
Düngstrup 2  
*früher: Neustüdnitz*

*Wenn die Kraft zu Ende geht,  
ist Erlösung eine Gnade*

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied  
von meiner lieben Mutti, guten Schwiegermutter  
und Omi

## Ursula Scheel

geb. Weber

die uns im Alter von 84 Jahren  
für immer verlassen hat.

In stiller Trauer

Hans-Günter Scheel und Frau Manana  
Liane Scheel  
sowie alle, die sie lieb und gern hatten

Neubrandenburg, den 21. Juli 2005  
*früher: Neuwedell*

In stiller Trauer nehmen wir Abschied von meinem  
lieben Mann, unserem Vater, Großvater, Urgroß-  
vater und Bruder

## Werner Prochnow

\* 21. 2. 1922 † 21. 7. 2005

In Liebe und Dankbarkeit:  
Ursula Prochnow  
Renate, Ulrich, Petra und Annika  
Ekkehard, Edda,  
Jennifer, Jessica, Michael,  
Oliver und Jolina  
Elfriede Weber

23879 Mölln, Marktstraße 7  
*früher: Neuwedell*

Ein Heimatfreund hat uns verlassen.  
Es verstarb am 17. 7. 2005

## Franz Gebhardt

geb. 20. 3. 1931  
in Arnswalde, Angerstraße 12

Edith Spor  
geb. Goltz

44799 Bochum, Girondelle 16

Plötzlich und unerwartet, für uns alle unfassbar,  
verstarb mein lieber Mann, unser Vater, Schwieger-  
vater, Bruder, Opa, Uropa und Cousin

## Sigfrid Thober

\* 3. 2. 1925 † 24. 6. 2005

In stiller Trauer

Friedel Thober, geb. Nickel (Klosterfelde)  
Joachim mit Familie  
Birgit und Sebastian  
Olaf mit Familie

Heute Morgen starb, plötzlich und unerwartet,  
meine Schwester und Schwägerin, unsere Tante und  
Großtante

## Ursula Radke

\* 25. 2. 1924 † 13. 7. 2005

In stiller Trauer

Joachim und Elisabeth Radke  
Hans-Joachim Radke  
Detlef Radke  
Renate und Hubert Kälin  
Silvia und Jörn Neumann  
Großnichten und Großneffen

48565 Steinfurt-Burgsteinfurt,  
Tecklenburger Str. 34a  
Traueranschrift: Familie Radke, Erpostr. 20  
*früher: Arnswalde*

Nach schwerer Krankheit verstarb, für uns alle un-  
fassbar, kurz vor ihrem 92. Geburtstag, meine liebe  
Mutti

## Hildegard Milbrath

geb. Beyer  
\* 5. 9. 1913 † 9. 8. 2005

In Liebe und Dankbarkeit:  
Ingeborg Werner, geb. Milbrath  
Freunde und Verwandte

34346 Hann. Münden, Westpreußenstraße 18  
*früher: Arnswalde, Barnickstraße 30*

# Raum schaffen für die Dankbarkeit

Gedanken eines Landwirts zum Erntedanktag  
Von Oskar Düring

An kaum einem anderen kirchlichen Fest werden uns die Widersprüche unseres Lebens so deutlich wie am Erntedankfest.

Meistens sehen wir die Fülle, in der wir leben nicht und nehmen uns nicht genügend Zeit für die Freude darüber und die Dankbarkeit. Wir haben uns daran gewöhnt, die Mängel und Ungerechtigkeiten anzuklagen und unsere Ansprüche geltend zu machen, anstatt zu danken.

Als Landwirt kann ich nicht so leicht den Bezug zu meinem Schöpfer verlieren, weil ich durch den unmittelbaren Umgang mit der lebendigen Materie, mit den Tieren und Pflanzen in dem immer wieder neuen wunderbaren Kreislauf des Säens, Wachsens und Erntens lebe und arbeite.

Aber auch als Landwirt stehe ich nicht in einem geschützten Areal, sondern bin wie jeder andere eingebunden in das gesellschaftliche und politische Umfeld, bin betroffen von Gift- und Fleischskandalen, von höheren Kosten und immer geringeren Erlösen. Ich bin betroffen von allen Widersprüchen unseres Lebens hier vor Ort ebenso wie von den politischen Entwicklungen weltweit.

Ich sehe bedrückt die stillgelegten Ackerflächen wegen der angeblichen Überschüsse hier, die vertane Chance, die so dringend benötigte Produktion von nachwachsenden Rohstoffen voranzutreiben, und die Unmöglichkeit, die vorhandenen Nahrungsmittel, Hilfsgüter und Rohstoffe sinnvoll in der Welt zu verteilen.

Es bedarf großer Beweglichkeit, Übersicht und der Bereitschaft zum ständigen Hinzulernen und oft

schwieriger Umstellung und immer wieder neuen Mutes, um den Fortbestand der Landwirtschaft in der ihr eigenen Aufgabe zu verwirklichen, um alle finanziellen Mittel produktiv einzusetzen, nicht die erworbene oder übernommene Substanz zu verzehren, lebendiges, zukunftsorientiertes Leben und Arbeiten zu ermöglichen und die Landwirtschaft nicht zum Museum oder zur touristischen Attraktion verkommen zu lassen.

Auch die Kirchen und Kirchengemeinden stehen nicht in einem geschützten Areal, sondern mitten in all den Widersprüchen und den so schnellen und unübersichtlichen Entwicklungen unserer Zeit. Auch sie verwalten wertvolle Immobilien, die zeitgemäß genutzt werden müssen, und vereinnahmen finanzielle Mittel, die nur einmal ausgegeben werden können.

Auch hier ist es notwendig, mit Umsicht und kluger Zusammenarbeit Bewährtes und neue Erkenntnisse zu verknüpfen, alle Kräfte zu aktivieren und sinnvoll einzusetzen, um gemeinsam mit sehr viel Toleranz und Mut bei aller Unvollkommenheit immer wieder lebendige Gemeinde zu leben und nicht zu kulturhistorisch interessanter Vergangenheit oder feierlichem Rahmen für besondere Anlässe zu verkommen.

Aber auch in unserem Gemeindeleben sollten wir das Erntedankfest zum Anlass nehmen, alle Ansprüche und Kritik einmal beiseite zu lassen und dankbar zu sehen, dass manches Samenkorn hier mit viel Mühe und Hoffnung gesät wird und mancher Acker bereitet ist, von dem es aufgenommen wird, und in dem es mit Gottes Segen keimen und Frucht tragen kann.

Anders als bei weltweiten Entwicklungen, die wir nur schwer beeinflussen können, kann jedes Gemeindeglied zum Erntedankfest, und nicht nur dann, mit seiner Dankbarkeit und Freude zu dieser lebendigen Gemeinschaft beitragen.

Aus „Unsere Kirche“

---

## Beachten Sie bitte auch die Termine der kleineren Treffen unserer Heimatfreunde:

**Berlin:** jeden 3. Sonnabend im Monat 14.30 Uhr, Café Medaillon, Attilastr. 175 Tempelhof. Auskunft: Gertrud Seyfert, Berlin, Tel. 030-7741693.

**Hamburg:** 6. Dez., um 14 Uhr im Restaurant Eckhardt, Paul-Neveermann-Platz 2 - 4, Auskunft: Ursula Maruhn, 20355 Hamburg, Tel. 040-346893

**Düsseldorf:** jeden 1. Sonnabend im Monat (außer Juli u. Aug.) um 15 Uhr Stammtisch im Restaurant „Saloniki“, Kölner Straße, 45, Tel. 0211-359230.  
Auskunft: Johannes Schulz, Tel. 0211-365172 oder im Restaurant.

---

**Bitte vormerken!**

**BdV** Bund der Vertriebenen, Kreisverband Anklam e.V.  
17389 Anklam, Hirtenstr. 7a, Tel. (03971) 245688

## Pommerntreffen 2006

Kreise Arnswalde und Friedeberg

Sonnabend, 11. März 2006, 10-17 Uhr

Mehrzweckhalle VOLKSHAUS Anklam

==== Baustraße, Nähe Markt / Stadtmitte, 10 min. vom Bahnhof =====